

Jean-François Steiner

TREBLINKA

die revolte eines vernichtungslagers

Vorwort von
Simone de Beauvoir

STALLING

TREBLINKA gehört in die Reihe der großen zeitgeschichtlich-literarischen Werke, die wie »Der Stellvertreter« von Rolf Hochhut oder »Die Ermittlung« von Peter Weiss seit Jahren die Weltöffentlichkeit bewegen. Die bedeutendsten Schriftsteller und Publizisten widmeten Steiners Buch ausführliche Rezensionen voll leidenschaftlicher Zustimmung oder herber Kritik.

TREBLINKA erregt nicht deshalb weltweites Aufsehen, weil es etwa alte Feindschaft und Ressentiments wiederaufleben ließe. Leidenschaftlich, doch unpolemisch schildert Steiner die Menschen, die in das tödliche Räderwerk der Vernichtungstechnik geraten sind. Wie im »Tagebuch der Anne Frank« durchbrechen auch hier einzelne Menschen die Anonymität der Millionen-zahlen – Individuen, jenseits von Sprache, Nationalität oder »Rasse« – und verwandeln in menschliches Schicksal, was zuvor nichtssagende Addition des Unmenschlichen bleiben mußte.

Unter entsetzlichen Qualen und bis zur Selbstaufgabe erniedrigt, suchen die Häftlinge von Treblinka eine Daseinsform für den Tag. Sie können und wollen nicht glauben, was ihnen unumgänglich bevorsteht. Vor dieser Scheinwelt einer nur noch geborgten Existenz versagen manche und werden zu Helfershelfern der SS. Doch aus der tiefsten Erniedrigung erwächst der Widerstand. Im inneren Aufbegehren zunächst, dann in ersten Hoffnungen und Plänen – obwohl am Rand

des Todes – finden die Häftlinge wieder zu sich selbst. Die Kraft dazu verleiht ihnen der Wille zu überleben, um vor der Welt Zeugnis abzulegen von dem Schicksal ihres Volkes. In knappen Szenen voll unerhörter Dramatik treibt die Handlung einer Apotheose entgegen. Das Unfaßliche geschieht, die totale Unterdrückung zerbricht, mit der Waffe in der Hand erkämpfen sich sechshundert Häftlinge die Freiheit. Vierzig entgehen den Verfolgern und überleben. Unter ihnen hat der Autor die Zeugen gefunden, auf deren Aussagen dieses so erschütternd wie wahrhaftig geschriebene Buch über die Revolte der Häftlinge in Treblinka beruht.

*

Es ist das sowohl grausamste wie faszinierendste Buch und – wenn man das bei diesem Thema sagen darf – das leidenschaftlichste und schönste Buch, das je über die Vernichtungslager geschrieben wurde.

LE NOUVEL OBSERVATEUR

*

Vielleicht sind wir tatsächlich erst mit diesem Buch in der Lage, aus Treblinka Lehren zu ziehen. Es ist erzählte Analyse, prosaischer Essay: die Geschichte als eine Geschichte.

KONKRET

GERHARD STALLING VERLAG

Ins Deutsche übertragen von Marianne Lipcowitz, Michele Lepron-Burger, Irina Michael und Luise Thilenius. Gesamtbearbeitung Marianne Lipcowitz. Die Originalausgabe des Werkes erschien unter dem Titel «Treblinka – La révolte d'un camp d'extermination» im Verlag Arthème Fayard, Paris.



© Librairie Arthème Fayard, 1966
Deutsche Rechte © 1966 beim Gerhard Stalling Verlag,
Oldenburg und Hamburg
Gesamtherstellung Gerhard Stalling AG, Oldenburg
Gesetzt aus der Palatino/Linotype • Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Zahlen und Beschreibungen der Tötungen in Treblinka entstammen mutmasslich dem Buch «Experten der Vernichtung» von Sara Berger.

Im Gedenken an Kadmi Cohen, der mir das Leben gab,
Ozias Steiner, die mich die Liebe lehrte.

Nur wer tief hinabsteigt,
findet die Kraft zum Wiederaufstieg.

Chassidisches Lied

Vorwort

«Warum haben sich die Juden wie Schafe zur Schlachtbank führen lassen?» So fragten sich empört die jungen Sabras in Israel während des Eichmann-Prozesses. Dasselbe fragten sich auch in Europa viele Juden der jungen Generation, die den Nazismus nicht miterlebt haben. Tatsache ist, dass in der Welt der Konzentrationslager Menschen aller Völker sich in gleicher Weise verhalten haben: Eine von der SS sorgfältig ausgeklügelte Präparierung sicherte die Unterwerfung der zum Tode Verdammten. In ‚Les jours de notre mort‘ schrieb Rousset 1947: «Ihren höchsten Triumph sah die SS darin, dass sich die gequälten Opfer willig zum Schafott führen liessen, dass sie sich aufgaben und sich selbst verleugneten, bis sie nicht einmal mehr die eigene Identität empfanden . . . Nichts ist entsetzlicher als eine solche Prozession von Menschen, die sich wie Marionetten in den Tod führen lassen.» Unter den russischen Häftlingen wurden Parteimitglieder und politische Kommissare ausgesondert und schneller als die anderen getötet: Die Tapferkeit, die sie ihrer ideologischen und militärischen Ausbildung verdankten, konnten sie nur beim Sterben beweisen, denn auch sie hatten keine Möglichkeit zum Widerstand.

Solche Feststellungen befriedigten J.-F. Steiner nicht. Seiner jüdischen Herkunft wegen empfand er Unbehagen. Alle Berichte, die er gelesen hatte, stellten die Millionen Juden, die in den Lagern umgekommen sind – unter ihnen sein Vater und viele seiner Verwandten – als erbarmungswürdige Opfer hin. Die Zurückhaltung, mit der bestimmte Tatsachen erwähnt wurden, die Versuche, sie totzuschweigen, liessen vermuten, dass es dafür keine Entschuldigung gab. Aber waren sie wirklich unentschuldigbar? Steiner beschloss, den Dingen auf den Grund zu gehen, um entweder die Schande voll und ganz zu erfahren oder sich vom Gefühl der Schande zu befreien. Ich wäre nicht überrascht, wenn Steiner deswegen von denen als Antisemit abgestempelt

würde, die durch ihr Schweigen, ihre Zurückhaltung und ihre Verschleierungsversuche bei anderen Zweifel geweckt haben. Gleichwohl hat er recht gehabt, auf die Wahrheit zu vertrauen: Er hat recht behalten, denn die Geschichte Treblinkas, die er aus schriftlichen Zeugnissen und aus Gesprächen mit den Überlebenden rekonstruiert hat, hat ihm sein Selbstvertrauen zurückgegeben.

In Treblinka war ein «Sonderkommando» eingesetzt worden. Es bestand ursprünglich aus Warschauer Juden, von denen viele liquidiert und durch Neuankömmlinge ersetzt wurden; unter dem Befehl der Deutschen und von ukrainischen Wachmannschaften geführt, vollzogen diese tausend Juden das Werk der Vernichtung und der Verwertung, wofür das Lager errichtet worden war. Viele zogen es vor, zu sterben – entweder nahmen sie bei den «Tauglichkeitsprüfungen» ihre Chance bewusst nicht wahr, oder sie begingen Selbstmord. Aber wie konnten die anderen einwilligen, tun zu überleben, einen solchen Preis zu bezahlen? Das geheime Einverständnis zwischen angesehenen Juden der Judenräte und den Deutschen ist bekannt und leicht zu erklären, denn zu allen Zeiten und in allen Ländern hat es – von seltenen Ausnahmen abgesehen – eine Zusammenarbeit zwischen Siegern und führenden Persönlichkeiten der Besiegten gegeben; das ist eine Sache der Klassenzugehörigkeit. Aber obwohl in Treblinka manche Juden weniger misshandelt worden sind als andere, spielten Klassenunterschiede dort keine Rolle, auch nicht zwischen den Männern der Arbeitskommandos und denen, die auf der Rampe ausgeladen und sofort in die Gaskammern geführt wurden. Wie erklärt sich also das Phänomen? Soll man eine Gettomentalität annehmen, wie es in manchen Schulbüchern geschieht, die an die israelischen Kinder verteilt werden? Oder soll man an eine atavistische Resignation glauben, an das sogenannte Mysterium der jüdischen Seele oder anderen Unsinn? Mit Recht verurteilt Steiners Buch diese billige Psychologie, indem es genau schildert, wie die Dinge sich zugetragen haben.

In der Welt, in der wir leben, sind Tugenden selten, und daher zeigen Individuen, die zwar unter den gleichen Bedingungen leben, aber keine Bindung zueinander haben, eine Verhaltensweise, durch die jeder zum Feind des anderen wird und sich selber schadet – Sartre bezeichnet solche Menschenmengen als «Serien». Bei einer Panik beispielsweise erdrücken, zertrampeln, töten Menschen einander und erzeugen damit oder vergrößern die Katastrophe, die durch besonnenes Verhalten verhütet oder doch in Grenzen gehalten worden wäre. Dasselbe zeigt sich an der Börse und bei Verkehrsstauungen. Und solange zwischen den einzelnen Arbeitern innerhalb ihrer Klasse keine gegen-

seifige Bindung bestand, fiel es den Unternehmern nicht schwer, sie auszubeuten. Jeder Arbeiter sah im anderen einen Konkurrenten, der bereit war, sich um einen Hungerlohn anstellen zu lassen; daher versuchte jeder, die eigene Arbeitskraft noch billiger zu verkaufen. Forderungen konnten erst erhoben werden, als sich Gruppen gebildet hatten, in denen jeder Einzelne den anderen als seinesgleichen erkannte. Die Geschicklichkeit der Deutschen bestand darin, die Juden in «Serien» aufzuspalten und eine Umwandlung der «Serien» in Gruppen zu verhindern. Im Wilnaer Getto – und überall war es dieselbe Taktik – teilte die SS die Bevölkerung in Parias und Privilegierte. Nur die Parias wurden von den Razzien betroffen; aber auch die zweite Kategorie wurde immer von Neuem unterteilt, bis hin zur endgültigen Liquidierung. Trotzdem kam es im Wilnaer Getto zu einem Ansatz von Widerstand, der jedoch mit Leichtigkeit unterdrückt worden ist. Der Versuch war hoffnungslos, denn selbst wenn sich das ganze Getto erhoben hätte, wären alle umgekommen – begreiflich also, dass sich nur wenige an einem Aufstand beteiligen wollten.

Wieder riefen die «Techniker» die Verhaltensformen der «Serie» hervor, als sie die ersten Selektionen vornahmen. Alle, die überleben wollten, sagten sich angesichts der Menschenmenge, zu der sie gehörten: «Wenn ich mich weigere, übernimmt ein anderer die Arbeit an meiner Stelle – und so würde ich umsonst sterben.» Die unübersehbare Menschenmasse, über die die Deutschen verfügten, konnte schliesslich nicht nur als Helden bestehen. In der Annahme, dass die anderen sich schicksalsergeben fügen würden, fügte sich jeder wie sie. Dieser Verlockung hätte nur entgegengewirkt werden können, wenn im Voraus Widerstandsbefehle ausgegeben worden wären und jeder hätte überzeugt sein können, dass sie von allen genau befolgt werden würden. Das war aus vielerlei Gründen nicht der Fall, vor allem, weil die Situation so neu und so entsetzlich war, dass lange Zeit niemand an ihre Realität glauben wollte. Die Juden, die sich plötzlich dieser Lage ausgesetzt sahen, waren verstört, wie Menschen bei einer Panik, und hatten keine Möglichkeit, ihr Verhalten aufeinander abzustimmen. Nach und nach kam es zu zaghaften Ansätzen in dieser Richtung. Die «Techniker» veranstalteten Ausleseprüfungen: Wettrennen auf dem Bauch oder auf allen Vieren. Dreiviertel der Teilnehmer würden ihr Leben retten; das letzte Viertel war verloren. Im ersten Augenblick rührte sich niemand. Darauf hagelte es Peitschenschläge, und jeder wusste: keiner würde mit dem Leben davonkommen, wenn er nicht mitmachte. Zwei, drei setzten sich in Bewegung, und sofort folgten alle.

Israels junge Sabras haben nicht verstanden, dass sich Heroismus nicht von selbst versteht. Ihre Erziehung ist darauf gerichtet, ihnen von Kind an soldatischen Mut einzuimpfen. Die Männer von Treblinka aber waren Zivilisten, die durch nichts auf einen gewaltsamen und oftmals grässlichen Tod vorbereitet waren. Da in den ersten Monaten die Arbeiter der Kommandos in rascher Folge liquidiert und durch andere ersetzt wurden, hatten sie keine Zeit, neue Formen des Widerstands zu entwickeln. Das Wunder besteht darin, dass es einigen von ihnen trotzdem gelungen ist, Pläne zu fassen und alle Häftlinge zu gemeinsamem Handeln zu bringen. Nach dem tragischen Abstieg, den Steiner im ersten Teil seines Buches schildert, ohne irgendetwas zu unterschlagen, lässt er uns den unwahrscheinlichen Wiederaufstieg miterleben.

Dieser Vorgang ist gerade das Gegenteil von Aufgeben. Genau so, wie ein paar Feiglinge genügen, damit sich eine ganze «Serie» feige verhält, so bedarf es, sobald eine Gruppe in Erscheinung tritt, auch nur weniger Helden, damit wieder alle Vertrauen zueinander fassen und Wagnisse auf sich nehmen. Die Solidarität zeigte sich zuerst in den Bemühungen Einzelner, weitere Selbstmorde zu verhindern; dann in der unter gefährlichsten Bedingungen organisierten Fluchthilfe, die weniger dazu bestimmt war, Einzelnen das Leben zu retten, als der Welt von der entsetzlichen Wahrheit von Treblinka zu berichten. Ein Widerstandskomitee bildete sich, das einen bewaffneten Aufstand plante, obwohl seine Verwirklichung ausgeschlossen schien. Von da an übertrafen sich die Häftlinge gegenseitig an Mut und Opferwillen. Die ‚Hofjuden‘, die vielerlei Privilegien genossen, verbündeten sich trotzdem mit ihren weniger begünstigten Brüdern und nahmen, um ihnen zu helfen, beträchtliche Risiken auf sich. Zwei Männer aus dem Lager I beschlossen, in die Hölle von Lager II hinunterzusteigen, damit sich die zweihundert dort isolierten Parias der Revolte anschließen konnten: um zu ihnen zu gelangen, machten sie bei ihrer Arbeit absichtlich einen Fehler, der mit Versetzung, aber auch mit Folter und Tod bestraft werden konnte. Die ausserordentliche Schwierigkeit, Waffen zu beschaffen, war nur zum Teil zu überwinden, was viele mit Qualen und Tod bezahlen mussten. Trotz Fehlschlägen und Verzweiflungsanfällen hielt das Komitee durch. Der ungewöhnliche Mut seiner Mitglieder lässt sich nicht durch die drohende Liquidierung des Lagers erklären: der erste Aufstandsversuch – der kurzfristig abgebrochen wurde, ohne dass die Deutschen davon Wind bekamen – hatte schon lange vor Himmlers Besuch stattgefunden, bei dem er angekündigt hatte, Treblinka werde binnen Kurzem gänzlich verschwinden. Die

Komiteemitglieder waren bereit, ihr Leben zu opfern: Ihre Aufgabe sollte es sein, die Deutschen in Schach zu halten, während die Häftlinge in den Wald flohen. Ihr leidenschaftlicher Wille war darauf gerichtet, durch die Niedermetzlung ihrer deutschen «Herren» ihr Sklaventum abzuschütteln, um der Welt zu bezeugen, dass sich das jüdische Volk nicht wie eine Herde Schafe zur Schlachtbank hat führen lassen.

Da ich 1945 selbst so viele leidenschaftliche Zeugenberichte über die Lager erhalten habe, war ich bestürzt, als ich zum erstenmal diesen Vorwurf aussprechen hörte. Man muss den Ablauf der Stunden, in denen der Aufstand losbrach und um sich griff, in allen Einzelheiten nachlesen. Da ausser dem Komitee zahllose Häftlinge einen derartigen Opferwillen, einen solchen Heroismus bewiesen, scheint es unsinnig, dass man jemals die Juden einer fatalistischen Resignation bezichtigen konnte. Sie waren nur deshalb einer solchen Auflehnung fähig, weil ihre Ohnmacht ihren Schindern gegenüber niemals Ausdruck einer heimlichen Schmach oder eines rätselhaften Fluchs gewesen ist. Dieses Buch beweist schlüssig, dass die Ohnmacht durch die Umstände bedingt war. Nicht über die Ohnmacht sollten wir uns wundern, sondern darüber, dass sie schliesslich überwunden wurde.

Der Autor behauptet nicht, er habe die Arbeit eines Historikers geleistet. Jede Einzelheit ist jedoch durch schriftliche oder mündliche Aussagen belegt, die er sich beschafft und miteinander verglichen hat; doch hat er sich erlaubt, die Ereignisse gewissermassen in erzählender Form darzustellen. Das gilt besonders für die Gespräche, die er natürlich nicht dem Wortlaut, wohl aber dem Inhalt nach kannte. Vielleicht wird man ihm den Vorwurf machen, hierbei nicht streng genug vorgegangen zu sein: er wäre aber weniger wahrheitsgetreu verfahren, wenn er uns diese Geschichte nicht in ihrem lebendigen Ablauf erzählt hätte.

Der Ton des Buches ist ganz und gar ungewöhnlich: Steiner schreibt ohne Pathos und ohne Entrüstung, absichtlich nüchtern und hin und wieder sogar mit düsterem Humor. Das Grauen wird in seiner alltäglichen Banalität heraufbeschworen – fast, als ob es selbstverständlich wäre. Mit einer Stimme, die sich jeden allzu mitfühlenden Tonfall versagt, erzählt der Autor von einer entmenschten Welt. Dennoch ist von Menschen die Rede; der Leser vergisst es nicht. Dieser Kontrast ruft in ihm eine geistige Empörung hervor, die tiefer und nachhaltiger wirkt als jede Gefühlsaufwallung. Und doch ist die Empörung nur Mittel zum Zweck. Steiner wollte vor allem verstehen und Verständnis wecken. Er hat sein Ziel erreicht.

Simone de Beauvoir

1

Als sich herausgestellt hatte, dass die Juden, die bis auf den letzten Menschen aus dem deutschen Herrschaftsbereich vertrieben werden sollten, durch Auswanderung nicht loszuwerden waren, beschlossen die Machthaber des «Tausendjährigen Reichs», sie auszumerzen.

Der Einmarsch in die Sowjetunion im Juni 1941 zeigte das Problem in seinem ganzen Ausmass: In den von der Wehrmacht besetzten Gebieten – Polen, der Ukraine, Weissrussland, den baltischen Staaten – lebten jüdische Einwohner, die nach Millionen zählten. Daher gab der Reichsführer SS Heinrich Himmler den Befehl, die vom Dritten Reich bei seiner Expansion nach Osten eroberten Gebiete «in Behandlung zu nehmen».

Die Operation sollte in zwei Phasen verlaufen. Erster Schritt: Zusammenfassung der Juden in einer bestimmten Anzahl von Gettos. Zweiter Schritt: stufenweise Vernichtung der neugeschaffenen Gettos. Nach Ansicht der «Techniker» war zu erwarten, dass sich die Juden als Angehörige einer «minderwertigen» Rasse ohne Widerstand hinmetzeln liessen. Zudem schloss das meisterhafte Nazisystem auch die geringste Möglichkeit einer Revolte aus.

Damit begann die Epoche der Gettos, der erste Schritt zur Endlösung.

Die Juden in Gettos zusammenzufassen war nicht sehr schwierig. Unter den Einheimischen herrschte ein derartiger Antisemitismus, dass die Juden diese Massnahme oft selber mit Erleichterung hinnahmen.

Wilna war für die Litauer die Landeshauptstadt. Für die Juden war es das litauische «Jerusalem», das Jerusalem des Exils. Wilna war weithin berühmt: hier war der babylonische Talmud herausgegeben worden; hier sprach man das reinste Hebräisch; hierher kamen Juden aus Frankreich und Amerika, um bei den Rabbinern zu studieren. Als

geistiges Zentrum hatte die litauische Hauptstadt in der ganzen jüdischen Welt einen Namen. Doch mochte sich Wilnas Ruf auch über die Meere verbreiten – in Wilna ging er über die Grenzen des jüdischen Viertels nicht hinaus. Für die in Wilna lebenden Polen und Litauer waren die Gelehrten mit ihren Bärten, mit «Payess» und Kaftan nur dreckige Juden, die man bei Pogromen brandschatzte, verprügelte und lynchte.

Von einigen persönlichen Beziehungen abgesehen, gab es seit Jahrhunderten nur einen einzigen Kontakt zwischen beiden Bevölkerungsgruppen: die regelmässig wiederkehrenden Pogrome. Sie spielten sich stets nach demselben Schema ab. Eines Abends malten die Nichtjuden ein Kreuz an ihre Türen. Die Juden wussten, was das für den nächsten Tag zu bedeuten hatte. Sie versteckten die Gesetzesrollen, verbarrikadierten sich in den Häusern und suchten Zuflucht im Gebet. Die kleinen Pogrome dauerten einen Tag, die grossen eine Woche. Nie setzten sich die Juden zur Wehr, nie revoltierten sie. Die Frömmsten unter ihnen sahen in der Verfolgung eine Strafe Gottes, die anderen eine Naturkatastrophe, dem Hagel in Weinbaugebieten oder dem Heuschreckeneinfall in Marokko vergleichbar. Eines aber hatten sie gelernt: der Nichtjude war der Stärkere. Wenn man sich ihm widersetze, reizte man nur seine Wut. «Wenn dich ein Goi schlägt», lehrten die Mütter ihre Kinder, «senk⁷ den Kopf, dann lässt er dich leben.»

Dieses Lynchrecht war eine Art Gewohnheitsrecht, das niemand anzufechten gedachte; eine feststehende, allgemein anerkannte Tatsache, die sich in beiden Bevölkerungsteilen von Generation zu Generation weitervererbte.

Daher verbarrikadierten sich die Juden in ihren Häusern, als im Frühling 1941 die russischen Truppen unter dem gewaltigen Druck der deutschen Offensive die Stadt verliessen, denn sie rechneten fest damit, dass die Nichtjuden den Tag mit einem Pogrom festlich begehen würden. So waren die Spielregeln.

Untereinander hatten die Juden oft darüber diskutiert, wie sich wohl die Anwesenheit der Deutschen auswirken würde; nur wenige glaubten, es gäbe einen Grund, die Zukunft zu fürchten. Zu ihnen zählte der alte Dr. Jacob Wigodski, der dem Gemeinderat angehörte. Als er eines Tages seinen Schülern sagte: «Dunkle Wolken ziehen sich zusammen, schwere Zeiten kündigen sich an – werdet ihr euch an den Geist unserer Lehre erinnern?», glaubten jedoch viele, der Geist des frommen alten Mannes müsse sich verdüstert haben; immerhin war er schon sechszwanzig. Die Optimisten führten als Hauptargument die berühmte Rede an, die General Ludendorff 1917 in Jiddisch «an meine

lieben Juden in Polen» gehalten hatte. So hatte man viel diskutiert, aber nichts beschlossen.

Tage- und nächtelang waren die deutschen Truppen durch die Stadt gezogen, und nichts war passiert. Von dem ungewöhnlichen Schauspiel der Macht zugleich erschreckt und fasziniert, hatten sich die Nichtjuden, was die Juden wussten, in ihren Häusern eingeschlossen, um erst einmal abzuwarten, was die neuen Machthaber vorhatten. Ihre kühnsten Hoffnungen sollten übertroffen werden. An diesem Tag im Juni 1941 begann eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Leidenschaft und Technik, zwischen Bereitwilligkeit und fachmännischem Können, zwischen Überlieferung und Organisationstalent, zwischen irrationalen Hass und kalter Berechnung.

Mit dem Tross der Wehrmacht waren die «Techniker» der Endlösung in Wilna eingetroffen.

Ohne Zeit zu verlieren, machten sie sich daran, den ersten Programmpunkt zu verwirklichen: die Überführung ins Getto. Da diese Massnahme jedoch in Ruhe und Ordnung vor sich gehen sollte, hatten sie beschlossen, die Juden selber zur Mitarbeit zu gewinnen, und so gingen sie nun an das psychologische Präparieren.

Bisher waren kleine und grosse Pogrome die Folge eines gewissen volkstümlichen Aberglaubens gewesen und hatten sich in Chaos und völliger Anarchie abgespielt. Natürlich war man mit ganzem Herzen dabei, natürlich steckte man ein paar Häuser in Brand und hängte «ein paar Jidde» auf; dennoch war die Sache zur Routine geworden, und die Juden empörten sich kaum mehr darüber. Dem entfesselten Hass setzten sie grenzenlose Verachtung entgegen und warteten, dass es vorüberging.

Eine derart harmlose Anarchie war nichts für die «Techniker». Sie sahen in Pogromen nicht einen Zweck, sondern ein Mittel, durch das in den Juden das Verlangen geweckt werden konnte, hinter den Mauern eines Gettos Schutz zu suchen. Daher musste man die guten natürlichen Anlagen der Einheimischen in bestimmte Kanäle lenken und nutzbringend einsetzen.

Als erstes stellten die «Techniker» spezielle Pogromeinheiten auf, verliehen ihnen den wohlklingenden Namen «Ipatingas» (die Erwählten), und steckten sie in kriegerisch wirkende Uniformen. In ihrer übertriebenen Pedanterie organisierten sie Schnellkurse in Antisemitismus für die «Erwählten», wodurch sich eine drollige Situation ergab: Junge Litauer, deren Antisemitismus vielleicht älter war als das jüdische Volk, erfuhren, warum sie die Juden zu hassen hätten.

Diese Übergangszeit dauerte wenige Tage, gerade lange genug, dass die Juden sich beruhigen und die Optimisten sagten: «Sehen Sie? Ich habe es doch gleich gesagt! Ein so grosses Volk wie das deutsche Volk, ich bitte Sie!»

Noch am 4. Juli morgens machten sich die Optimisten über die Pessimisten lustig; dann aber kamen die ersten Anordnungen: den Juden wurde vorgeschrieben, auf der linken Schulter ein weisses Viereck zu tragen, in dessen Mitte auf gelbem Kreis der Buchstabe «J» in Schwarz aufgeheftet war; es wurde ihnen untersagt, mit Nichtjuden Kontakt zu haben, ihr Eigentum zu verkaufen, die Eisenbahn und andere öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen, auf dem Markt einzukaufen und nach achtzehn Uhr das Haus zu verlassen.

Der erste Pogrom fand am nächsten Tag statt, in Tschnipitschok, einem Vorort Wilnas. Die Synagoge wurde in Brand gesteckt, und die zusammengetriebenen Juden mussten sie tanzend umkreisen. Lange tanzten sie, und dann wurden sie, schwindlig und ausser Atem, weggeführt, einem unbekanntem Bestimmungsort entgegen. Die darauffolgenden Tage waren ruhig. Der Pogrom in Tschnipitschok hatte die neuen Anordnungen vergessen lassen; das Leben ging weiter.

Langsam kehrte die Zuversicht zurück, da brach am 17. Juli ein allgemeiner Pogrom los. Es traf die Juden völlig überraschend genau in dem Augenblick, als die Hoffnung wieder erwacht war und sie das Gegenteil erwartet hatten. Panik brach aus. Und trotzdem erschien ihnen dieser Pogrom, wenn sie später daran dachten, nicht unbegründet zu sein. Am Tag zuvor war ein Jude verprügelt worden, aber es war ihm gelungen zu entkommen. Man darf eben nicht weglaufen, wenn man verprügelt wird, hiess die Schlussfolgerung der Juden. Während der ganzen Nacht war das Judenviertel durchgekämmt worden. Am nächsten Morgen hatte man siebenhundert Männer auf dem Platz am Rande des Viertels zusammengetrieben, unter ihnen befand sich der Rabbi von Nowgorod. Man liess sie niederknien, dann auf dem Bauch kriechen, dann wie Frösche hüpfen; schliesslich führte man sie mit erhobenen Armen im Laufschrift zum Gefängnis Lukishki. Ihre Leiden gingen niemanden etwas an; mit undurchdringlichen Gesichtern zogen sie an den Nichtjuden vorbei, die sie mit verächtlicher Miene betrachteten. Sie wurden nie wieder gesehen. Eine tiefe Unruhe überkam die Juden, und nun begannen sie, sich Schlupfwinkel anzulegen, unter den Treppen, in Schuppen, in Kellern, in Wandschränken und hinter Zwischenwänden in den Zimmern. In der Nacht summte es im Judenviertel wie im Bienenkorb – verstoffenes Hämmern und Ge-flüster, das bei Tagesanbruch verstummte.

Nach dem Sturm trat Ruhe ein, und die Schlupfwinkel gaben ein trügerisches Gefühl der Sicherheit. Wieder fassten sie Mut. Als die «Techniker» befahlen, einen Judenrat zu ernennen, glaubten viele, das Leben werde weiter gehen, die Pogrome seien nur eine Konzession der Besatzung an die Litauer gewesen. Der Judenrat bekam den Befehl, alle Juden zu registrieren, und jeder meldete sich, ohne Schwierigkeiten zu machen.

Dann setzten die von Ipatingas geleiteten Razzien von Neuem ein; da sie jedoch nicht mehr den gewaltsamen Charakter der ersten Pogrome hatten, schienen sie nur ein letzter Faktor, der verhinderte, dass das Leben wieder fast normal wurde. Als das Gerücht umlief, es werde ein Getto angelegt, dachten daher viele: «Im Getto werden wir arm sein, und es wird uns an Platz fehlen, aber man wird uns in Ruhe lassen, und sicher wird niemand mehr deportiert.»

Die Präparierung hatte zwei Monate gedauert. Sie war ohne eine Spur von Widerstand, ohne unnütze Rebellion verlaufen.

Die «Operation Getto» bereiteten die «Techniker» sorgfältig vor: siebzehn Strassen, das heisst fünfhundert Häuser mit insgesamt zehntausend Räumen wurden für die sechzigtausend Juden der Stadt Wilna bestimmt. Sechs Personen pro Raum – also würden wegen des Durcheinanders die Familien nicht nach Verwandtschaft zusammenziehen, und damit musste sich die Verstörung vergrössern. Die Namen der siebzehn Strassen und der Zeitpunkt der Operation wurden natürlich geheimgehalten. Doch liess man falsche Gerüchte kursieren, um die Spannung aufs Höchste zu steigern. Schliesslich beschlossen die «Techniker», und das war das völlig Neue, bei der Überführung ins Getto den Juden das erste «Kopferbrechen» zu verursachen.

Die Technik des «Kopferbrechens», die in der Folge so häufig angewandt wurde, beruht auf einer recht guten Kenntnis der eher spekulativen als praktischen Denkweise der Juden. Diese Technik besteht darin, ein unlösbares Problem in Form einer Alternative zu stellen. Einem schwierigen Problem gegenüber hat der Durchschnittsmensch die Neigung, wie Alexander mit dem Gordischen Knoten zu verfahren: das Schwert zu nehmen und ihn zu zerhauen; man löst ein Problem, indem man es negiert. Das jüdische Denken, vor allem das durch den Talmud geschulte, verfällt eher in den entgegengesetzten Fehler: «Nicht die Antworten interessieren mich», sagt der Talmud, «denn ich kenne sie alle. Ich will wissen, zu welcher Frage welche Antwort gehört.» Die spekulative jüdische Denkweise, die manchmal den Kontakt mit dem Realen verliert, legt also auf die Formulierung des Problems grösseren Wert als auf die Lösung.

Das «Kopfzerbrechen», das sich die «Techniker» erdacht hatten, war einfach. Auf dem Marsch ins Getto teilte man den Zug an einer bestimmten Strassengabelung in zwei Kolonnen. Die eine Abzweigung führte zum Getto, von dem die Juden noch nicht genau wussten, wo es lag, und die andere ... Die Gabelung befand sich an einer Stelle, an der die bis dahin abfallende Strasse wieder anzusteigen begann; daher konnten die Juden von Weitem sehen, dass sich die Kolonne teilte, und hatten Zeit genug, sich die Frage zu stellen: «Nach links? Nach rechts? Zum Getto? Oder ins Unbekannte?»

Das Unbekannte hatte am 2. September, wenige Tage vor der Überführung ins Getto, einen Namen bekommen. An jenem Tage waren sechzehn Mitglieder des Judenrats weggeführt worden, und zum erstenmal erfuhr man in Wilna ihren Bestimmungsort: Ponar. Das war der Flurname eines Waldrandes sieben Kilometer vor der Stadt. Jetzt erinnerten sich die Juden plötzlich, dass Bauern erzählt hatten, sie hätten dort Schüsse gehört. Damals hatte man geglaubt, Ponar sei ein Truppenübungsplatz.

Als hätte der Zufall den «Technikern» zu Hilfe kommen wollen, hatte sich das Unbegreifliche völlig unbeabsichtigterweise noch verdichtet. Die Tochter eines der sechzehn Deportierten des Judenrats, Ruth Barstein, hatte den ganzen Tag versucht, zu erfahren, was aus ihrem Vater geworden war, und als sie das Gebäude des Judenrats verliess, war sie in Schluchzen ausgebrochen. Ein Soldat der Wehrmacht war auf sie zugetreten und hatte gehört: Ponar. Erschüttert hatte er versprochen, Herrn Barstein in Ponar aufzusuchen und am nächsten Tag wiederzukommen. Der Vorfall sprach sich rasch im Judenrat herum, und am nächsten Tag, als der Soldat auf dem Platz vor dem Judenrat erschien, wartete dort eine Menschenmenge. Er schien verlegen, berichtete dann, dass er Ponar nicht habe betreten können, dass selbst die höheren Offiziere keinen Zutritt hätten. Seitdem bedeutete Ponar etwas Unbegreifliches, Schreckenerregendes.

Die Überführung ins Getto war, wie die «Techniker» es sich vorgestellt hatten, in grösster Ordnung verlaufen. Ein Drittel der Juden hatte man auf dem Umweg über ein kleines Durchgangsgetto nach Ponar gebracht, und die anderen dachten: «Wir sind noch einmal davongekommen.» Ohne es auszusprechen, hatten sie sich bereits an den Gedanken des Todes gewöhnt. Unmerklich hatten die «Techniker» sie dazu gebracht, sich diesen Gedanken zu eigen zu machen, ohne an Aufstand zu denken. Gewiss schien der Tod unausweichlich, aber der offensichtliche Wirrwarr der Ereignisse liess jeden glauben, er könne sich retten und die Rettung hänge allein von ihm ab. Als sie

gesehen hatten, wie sich die Menschenmenge vor ihnen in zwei Kolonnen teilte, hatte sich jeder gefragt, welches wohl die richtige Seite sei, und jeder hatte, sich auf vage Vernunftgründe stützend, die mehr der Intuition als der Logik entsprangen, seine Entscheidung getroffen. Die, die sich für links entschieden hatten, hatten gewonnen, die anderen hatten verloren. Die, die gewonnen hatten, sagten sich: «Ich habe recht gehabt», und sie glaubten, es werde genügen, bei jeder Wiederholung gut nachzudenken, um ins Finale zu kommen. Ihr Leben wurde ein Spiel: «Aufgeben oder verdoppeln.» Aber ein Spiel, dessen tragische Realität zu sehen sie sich weigerten, weil ein Leben in der Gewissheit des Todes unerträglich ist.

Wenige Tage nachdem sich Dr. Ginsberg im Getto eingerichtet hatte, weckte ihn eines Morgens ein verstohlenes Klopfen an der Tür des Zimmers, in dem er und seine Familie untergekommen waren. Es wurde eben erst hell, und alle im Hause schliefen. Beunruhigt überlegte er noch, ob er die Tür aufmachen solle, da hörte er eine Frauenstimme, die ihn beim Namen rief. Die Stimme klang flehend.

«Herr Doktor, machen Sie auf. Ich bin es, Pessia Aranowitsch. Ich bin aus Ponar entkommen.»

Er öffnete die Tür, und vor ihm stand eine ihm unbekannte Frau, wie eine litauische Bäuerin gekleidet, einen Blumenstrauss in der Hand. Schon wollte er die Tür wieder schliessen, als er sah, dass ihr Gesicht sich vor Angst verzerrte.

«Wer sind Sie? Was wollen Sie?» fragte er schroff.

Er kannte Pessia Aranowitsch gut; er hatte sie heranwachsen und heiraten sehen, eine schöne junge Frau, immer zum Lachen aufgelegt. Die Frau hier, eine Bäuerin, schmutzig und anscheinend irre, war nicht Pessia.

«Ich bin verwundet», sagte sie.

Er liess sie eintreten, forderte sie auf, sich zu setzen; dann stellte er einen Topf Wasser auf den kleinen Spirituskocher, den er ins Getto hatte mitnehmen können.

«Woher kennen Sie Pessias Namen?» fragte er.

«Aber, Herr Doktor, *ich* bin doch Pessia Aranowitsch. Ich bin aus Ponar entkommen, und eine Bauersfrau hat mir das Kleid und die Blumen gegeben, damit man mich nicht erkennt und ich nach Wilna zurückkonnte. Die Ipatingas haben mich für eine Landfrau aus der Umgebung gehalten, sie haben mich ins Getto gelassen. Ich bin zu Ihnen gekommen, um mich behandeln zu lassen und um Ihnen zu sagen, dass Ponar kein Arbeitslager ist. Sie bringen sie um – alle Juden.»

«Alle Juden? Aber ich bitte Sie, das ist doch nicht möglich. Warum sollten sie denn alle Juden umbringen?» sagte Dr. Ginsberg behutsam in der Absicht, ihr gut zuzureden.

Sie breitete die Hände aus, ihr Gesicht bekam einen kindlichen Ausdruck. Völlig verblüfft betrachtete der Arzt sie genauer. Jetzt erkannte er sie.

«Erzähl mir, was du erlebt hast.» Er spürte, dass sie sich aussprechen musste.

«Als wir gesehen haben, dass sich der Menschenstrom teilte, hat sich jeder gewundert: ‚Was ist da los? Was hat das zu bedeuten?‘ Mein Mann hat gesagt: ‚Heute Abend schlafen manche von uns nicht im Bett.‘ Zuerst habe ich nicht verstanden, was er meinte; dann sagte er, das sei jetzt der Augenblick, in dem man sich keinesfalls irren dürfe. Er wollte, dass ich mit unserem Töchterchen nach links ginge, und er nach rechts. Aber das wollte ich nicht. Ich habe ihm gesagt, wenn wir deportiert würden, sei es besser, beieinander zu bleiben. ‚Hoffen wir, dass die, die sich irren, nicht mehr riskieren, als deportiert zu werden*, hat er mir geantwortet. Ich habe nicht begriffen, was er damit sagen wollte, aber allmählich hat mich die Angst gepackt. Die ganze Zeit haben wir nach einem Hinweis auf die richtige Seite Ausschau gehalten. Wir sind immer weitergegangen, und die Gabelung kam näher.

Die Menschenmenge war ganz still geworden, jeder hatte wohl das Gefühl, an der Gabelung werde sich sein Schicksal entscheiden. Ohne es zu merken, hatten wir uns nach links treiben lassen. Schon konnten wir dort ein paar Deutsche und Milizsoldaten sehen; bewegungslos standen sie da, von ihren Gesichtern konnte man nichts ablesen. Die Soldaten waren wie ein Eisbrecher, an dem sich der Menschenstrom teilte. Der erste Soldat war wie die Schneide des Rammbugs, ein richtiger Deutscher, gross, blond, sehr schön. Er sah uns freundlich entgegen und lächelte ein wenig, wie geistesabwesend. Sein Blick blieb an niemandem haften ...»

Pessia erzählte mit tonloser Stimme. Ihre Angst war verschwunden. Sie erzählte von Dingen, die sich in einer anderen Welt, in einem anderen Leben abgespielt hatten. Frau Ginsberg war aufgestanden und hatte Tee aufgegossen. Pessia rührte die Tasse, die sie vor sie hingestellt hatte, nicht an.

«... Dieser Deutsche hat mich fasziniert, er war so schön, so distanziert, so anders als wir. Ich betrachte ihn genau und versuche, ihm vom Gesicht abzulesen, welche Strasse die richtige ist. Da flüstert mir mein Mann etwas zu, was ich nicht verstehe. Flüsternd wiederholt er nachdrücklich: ‚Nach rechts, nach rechts, schnell*, und ehe ich richtig

verstehe, fühle ich schon, dass ich nach rechts abgedrängt werde. Schon sind wir an dem Deutschen vorbei. Mein Mann erklärt mir, er habe ihn mitleidig lächeln sehen, als er die nach links gehende Menschenmenge betrachtete, und in diesem Augenblick sei ihm klargeworden, dass man nach rechts gehen müsse.

Die Gasse verengte sich, und wir gingen schneller. Auf einmal hören wir Rufe hinter uns. Jemand schreit: ‚Sie bringen uns ins Gefängnis Lukischki‘. Wir alle haben es gehört, aber keiner antwortet. Mein Mann macht ein finsternes Gesicht. «Hoffentlich habe ich mich nicht geirrt», sagt er. Das Gefängnis kommt in Sicht, wir werden unsicher, gehen langsamer und halten den Atem an. «Jetzt ist es also passiert‘, denke ich. «Wir haben uns geirrt. Was geschieht nun?» Eine Stimme murmelt: «Bringen wir uns in Sicherheit.» Aber andere antworten: «Wohin denn? Warten wir erst einmal ab! Dazu haben wir immer noch Zeit.» Niemand hat Lust zu rebellieren. Wie soll man gegen das Unbekannte rebellieren? Plötzlich läuft eine Welle durch die Kolonne. Ein Gerücht verbreitet sich: «Es geht weiter.» Die Kolonne setzt sich wieder in Marsch. Mein Mann drückt mir den Arm und lächelt mir zu: «Wir sind zu nervös, machen wir uns doch nicht verrückt.’

Schliesslich kommen wir in ein Viertel, das wir für das Getto halten. Ich bin so erschöpft, dass mir alles gleichgültig ist. Unser Töchterchen ist in meinen Armen eingeschlafen. Mein Mann zieht mich in ein Haus, und wir kommen in ein Zimmer, das schon besetzt ist, aber wir konnten einfach nicht weitergehen. Das Fenster war kaputt, und kein einziges Möbelstück war im Zimmer, nicht einmal ein Stuhl. Ich habe mich auf den Boden gelegt und bin sofort eingeschlafen.

Mitten in der Nacht weckt mich ein Geflüster. Mein Mann steht mit anderen Männern vor dem Fenster. Sie sprechen leise, diskutieren aber heftig.

«Wir müssen versuchen, von hier wegzukommen», sagt einer.

«Und die Frauen?’ antwortet ein anderer.

«Die Männer durchbrechen die Sperre, und die Frauen kommen nach.’

«Und wir alle werden erschossen.»

«Sie bringen uns sowieso um. Sie haben das Getto umzingelt. Sie verschleppen uns alle.»

«Aber habt ihr denn Beweise, dass die Juden in Ponar umgebracht werden?»

«Warum bringt man sie denn sonst in den Wald?»

Der, der rebellieren will, spricht sehr leise und sein Jiddisch hat einen ukrainischen Akzent. Ich kann seine massive Gestalt nur als

Silhouette sehen; irgendwie kommt er mir vertrauenerweckend vor.

„Und warum sollten sie die Juden umbringen?“ fragt ein anderer.

„Aus demselben Grund, aus dem die Litauer die Juden umbringen.“

„Die Litauer bringen uns nicht um, sie verprügeln uns nur. Sie bringen nur Juden um, die sich zur Wehr setzen.“

Die Diskussion wird dann zu endlosem Gerede. Es ist ganz klar, die Männer wollen nicht rebellieren.

„Wir können das ja nicht. Wir wissen doch gar nichts. Vielleicht bringen sie uns weg, damit wir in einer Geheimfabrik arbeiten. Vielleicht sollen wir Gräben ausheben. Sie können doch nicht so verrückt sein, Leute zu töten, die nützlich für sie sein können.“

„Die Faschisten hassen uns“, sagt der Ukrainer mit Überzeugung.

«Die ganze Welt hasst uns. Vielleicht ist Hitler gefährlicher als die anderen, aber eines Tages verliert er den Krieg doch noch. Das möchte ich noch erleben».

„Als Sklave?“

Der Ukrainer hat absichtlich in verletzendem Ton gesprochen. Der andere antwortet ihm freundlich, sehr traurig.

„Sogar als Sklave. Es kommt nur auf eines an: am Leben zu bleiben. Überlassen wir den Heroismus doch den Polacken. Wir müssen leben, damit wir erzählen können, was der Mensch dem Menschen antun kann. Vielleicht hat Gott es so gewollt.“

„Und wo sind die Zeugen, wenn ihr alle umgebracht seid?“

«Andere werden erzählen, wie wir gestorben sind. Bringen Sie sich in Sicherheit, wenn Sie wollen. Sie sehen kräftig aus, Sie schaffen es.“

„Ich bleibe bei Ihnen“, sagt der Ukrainer.

Am nächsten Morgen wachen wir früh auf. Ich spreche mit dem Ukrainer, und er erzählt mir, dass er Offizier der Roten Armee gewesen ist und, als der Rückzug anfang, in Wilna zurückblieb, um Partisanen zu organisieren. Ein sehr hässlicher Mensch, der Ukrainer, aber unglaublich kräftig. Ich frage ihn, was er bei uns tut, und er sagt, er will bei seinem Volk bleiben und versuchen, es zu organisieren.

Nachmittags wird ein Häuserblock umstellt, und alle, die sich dort aufhalten, werden fortgebracht. Am nächsten Tag kommen wir an die Reihe. Zu Fuss brechen wir auf – nach Ponar. Der russische Soldat geht hinter mir. Ich höre, wie er versucht, die Männer rechts und links neben sich zur Flucht zu überreden.

«Jetzt oder nie“, sagt er.

«Es sieht so aus, als töteten sie nur die Alten und die Kranken. Wenn wir einen Fluchtversuch machen, werden wir bestimmt erschossen; so aber haben wir noch eine Chance“, antwortet ihm einer.

Es ist eine Schande, aber wir alle haben dasselbe gedacht. Der russische Soldat hatte recht, aber er konnte es eben nicht begreifen.»

Dr. Ginsberg beugte sich vor und fragte sehr behutsam:

«Was konnte er nicht begreifen?»

Pessia schien aus einem Traum zu erwachen. Sie sah den Arzt an.

«Nun ja, eben das Verlangen, weiterzuleben. Wir hatten keine Angst vor dem Tod, aber wir wollten leben. Sie verstehen das, nicht wahr, Herr Doktor?»

Halb ungläubig antwortete Dr. Ginsberg: «Ja», um einer Diskussion aus dem Wege zu gehen und Pessias Bericht nicht zu unterbrechen.

«Erzähle, Pessia, erzähl weiter», sagte er leise.

«... Unsere Kolonne kommt nur langsam voran, und die Stimme des Soldaten wird immer drängender. Ich drehe mich um und sehe, dass er einen Verband um die Stirn hat. Er muss sich bei der Razzia zur Wehr gesetzt haben.

„Die Wachmannschaft ist nicht sehr zahlreich, bringen wir sie um, dann haben wir Waffen.“

„Und wo sollen wir hingehen?“

„In die Wälder.“

„Und wovon sollen wir leben, mit unseren Frauen und Kindern?“

„Wir dürfen nicht einfach so sterben!“

Niemand antwortet darauf.

„Ihr müsst rebellieren!“ sagt er zornig.

Ich drehe mich wieder um. Die Männer rechts und links neben ihm murmeln das Chema Israel. Sein Gesicht ist verzerrt, in seinen zusammen gekniffenen Augen glüht es. Ich will ihm gerade sagen, er soll noch warten, da springt er plötzlich mit einem Schrei zur Seite, stößt die Männer weg, die zwischen ihm und dem nächsten Wachmann sind, wirft sich auf ihn und entreisst ihm das Gewehr.

Auf den Schrei hin ist die Kolonne stehengeblieben, aber niemand begreift, was vor sich geht. Die Wachmannschaften sind ein paar Schritte zurückgetreten und halten uns mit der Waffe in Schach.

Der Ukrainer geht langsam rückwärts und benutzt den Wachmann als Schild. Mit der rechten Hand legt er das Gewehr an und ruft uns zu, uns auf die Wachmannschaften zu stürzen, uns nicht wie Schafe zur Schlachtbank führen zu lassen. Aber die Männer senken den Kopf und murmeln das Chema Israel.

Juden! schreit der Ukrainer. „Wehrt euch! Bringt die Nazi-Schinder um! Seht sie euch an! Sie haben Angst, sie haben Angst vor uns!“

Die Wachmannschaften wissen nicht, was sie tun sollen. In diesem

Moment kommt ein SS-Mann, legt gelassen das Gewehr an, zielt sorgfältig und drückt ab. Der Wachmann, den der Ukrainer festgehalten hat, stösst einen Schrei aus und stolpert. Der Ukrainer reisst ihn hoch. Der SS-Mann schießt ein zweites und drittes Mal. Der Ukrainer wagt nicht zu schießen, denn hinter dem SS-Mann sind wir. Er schreit uns zu, wir sollen uns zu Boden werfen, aber niemand rührt sich.

«Warum hat er das gemachte murmelt mein Mann. «Das ist sinnlos. Er stirbt sowieso, und wir auch, also wozu?»

Die Stimme des Ukrainers war leiser geworden. Die Geschosse müssen den Körper des Wachmanns durchschlagen und ihn getroffen haben. Das Gewehr schussbereit in der Hand, geht der SS-Mann auf ihn zu, und dann geht alles sehr schnell. Der Ukrainer lässt den menschlichen Schild los, dreht sich um und rennt weg. Der SS-Mann bleibt stehen, legt an, zielt, schießt – alles in unglaublicher Ruhe. Beim ersten Schuss erfasst den Ukrainer ein Zittern, beim zweiten bricht er zusammen. Er kommt gerade wieder hoch, da trifft ihn das dritte Geschoss. Er zuckt, bricht zusammen und rührt sich nicht mehr.

Der SS-Mann hat dann zwei Juden befohlen, die Leiche zu holen, an die Spitze des Zuges zu gehen und sie an den Füßen voranzuschleifen.

Wir gehen weiter. Die Männer sprechen das Totengebet für den Ukrainer. Mein kleines Töchterchen fängt an zu weinen. Schluchzend fragt es mich:

«Wo sind wir, Mama? Ich habe solche Angst. Ich habe solche Angst.»

Und ich wiege sie und antworte:

«Du brauchst keine Angst zu haben, Herzchen. Das ist der Weg, der ins Paradies führt. Schlaf, Kindchen, du weisst ja gar nicht, wie schön es ist, das Paradiese»

Der Arzt hatte gespannt zugehört; was die junge Frau erzählte, klang wie ein Traum und erschien ihm fast unwirklich. Seine Zweifel verstärkten sich, als Pessia begann, von Ponar zu berichten.

«Wir gehen wie in einem Trauerzug, an der Spitze des Zuges die beiden Männer, die die Leiche vor uns herschleifen, und alle singen El Maleh Rachamim. Der Weg ist staubig, und unsere schleppenden Schritte wirbeln meterhohe Staubwolken auf. Dann kommt der Wald in Sicht, und alle singen lauter. Das gedämpfte Stimmengewirr wird zu einem undeutlichen Gemurmeln, das manchmal eine flehende Stimme klangvoll übertönt. «Dem Herrn sei Ruhm, Ruhm sei dem Ewigen, gesegnet sei Sein Name!» Die Stimme hebt sich, heiser, eindringlich, dann dämpft sie sich wieder und geht in dem Gemurmeln der tieferen Stim-

men unter. Schon trösten wir uns im Gedanken an die Seele des Gerechten, dessen Kopf jeder Stein auf dem Weg hochprallen lässt.

Ich habe den Wald nicht näherkommen sehen. Plötzlich Schreie, Schläge, Stacheldraht und fürchterlicher Gestank. Wir bleiben stehen. Ich weiss nicht, was uns bevorsteht, ich mache die Augen zu und drücke mein Töchterchen fest an mich. Ich mache die Augen erst wieder auf, als mir mein Mann adieu sagt. Er ist sehr ruhig und sieht mich eindringlich an.

«Verzeih mir’, sagt er noch. «Ich hab mich geirrt.’

In Gruppen zu fünf gehen die Menschen fünfzig Meter weiter, bleiben stehen und bücken sich. Wir hören eine Salve und sehen sie verschwinden.

Dann ist niemand mehr vor mir; ich bin an der Reihe. Ich gehe weiter. Ich habe keine Angst, ich lebe schon nicht mehr. Plötzlich, vor meinen Füßen, eine grosse Grube voller Leichen. Ich höre die Schüsse nicht, aber ich fühle einen Schmerz im Arm. Ich lasse mich vornüber fallen und denke: ‚Es ist soweit, ich bin tot’ und verliere das Bewusstsein.»

Dr. Ginsberg sah die wie durch ein Wunder Gerettete an. Sie fieberte. Er glaubte, sie sei im Delirium oder habe den Verstand verloren. Diesen Schreckensbericht, der einem gequälten Geist zu entstammen schien, konnte er nicht glauben.

«Beruhige dich, Pessia», sagte er. «Du hast Fieber und hast einen Alptraum gehabt.»

Aber Pessia hörte ihn nicht.

«Ich mache die Augen auf, es ist dunkel und kalt. Ich versuche, mich herumzudrehen, aber es geht nicht.»

Der Arzt gab seiner Frau ein Zeichen, abgekochtes Wasser zu bringen, und wollte den provisorischen Verband auf Pessias Arm ablösen. Sie war jedoch so verkrampft, dass er ihren Arm nicht heben konnte.

«Mein Töchterchen war erstickt. Ich weiss nicht, wie ich alle die Leichen hochgehoben habe, unter denen ich lag. Ich weiss noch, dass ich auf allen vieren gekrochen bin. Es war Stacheldraht da, ich konnte unten hindurchkriechen. Ich hatte solche Angst, dass ich noch lange weitergekrochen bin, und schliesslich habe ich mich aufgerichtet und bin gerannt. Dann bin ich einer Bäuerin begegnet. Sie hat mir das Kleid und die Blumen gegeben, hat mir ein Tuch um den Arm gebunden und mir gesagt, ich solle ins Getto zurückgehen und mich als Landfrau ausgeben, die Blumen verkauft. Als ich angekommen bin, habe ich nach Ihnen gefragt, niemand wusste, wo Sie sind. Ich weiss nicht mehr, wie ich hierhergekommen bin.»

Pessias Gesicht entspannte sich, und ihre Glieder wurden schlaff. Dr. Ginsberg konnte sie gerade noch festhalten, ehe sie umsank. Er legte sie behutsam auf eine Decke am Boden.

«Die arme Frau muss geschlagen worden sein», sagte er zu seiner Frau. «Sie glüht von Fieber. Woher hat sie nur diese Geschichte?»

«Was wir durchzumachen haben, ist für junge Menschen wie sie einfach zu viel», sagte Frau Ginsberg.

Der Arzt löste den Verband; der Arm war gerötet; vorsichtig bog er ihn zur Seite.

«Sie ist verletzt», sagte er.

Frau Ginsberg brachte abgekochtes Wasser. Der Arzt legte Pessias Arm auf sein Knie. Im Oberarm, in der Nähe des Muskels, war ein scheussliches, schwärzliches Loch.

«Das kann ein Geschoss gewesen sein», murmelte er.

Er tauchte ein Taschentuch in Wasser und ging daran, die Wunde zu säubern. Es krabbelte darin. Er beugte sich näher, und plötzlich stammelte er entsetzt:

«Emma! Rote Waldameisen ...»

2

Wie vom Schlag gerührt, konnte Dr. Ginsberg lange Zeit kein Wort herausbringen. Zuerst dachte er nur an alle, die weggebracht worden waren und nie wiederkommen würden. Tiefe Trauer erfüllte ihn.

«Warum nur?» fragte er, als spräche er mit sich selber. «Warum hat man sie umgebracht?»

Er rief sich alle Razzien ins Gedächtnis; er sah die Gesichter der Menschen vor sich, die nach und nach weggeführt worden waren. Hatten sie es gewusst?

«David», sagte Frau Ginsberg leise. «Was wird aus uns?»

Fragend sah er sie an.

«Was hat das zu bedeuten?» sagte sie. «Warum gerade sie? Ich verstehe das nicht. Was haben sie denn getan? Warum hat man *sie* hingemetzelt und *uns* verschont?»

«Ich weiss es nicht, Emma. Ich verstehe es nicht», antwortete er geistesabwesend. Er sah sich wieder in der Menschenmenge, als man sie alle in das Getto überführt hatte. Plötzlich begriff er – es kam über ihn wie eine Erleuchtung.

«Sie sind ja» – seine Stimme zitterte leicht – «gar nicht eigens ausgesucht worden! «

«Das heisst, dass wir ...»

Sie wagte nicht, den Satz zu beenden.

«Ja. Wir sind alle verurteilt.»

«Was wird aus uns?» wiederholte sie tonlos.

Dr. Ginsberg hatte sich wieder in der Gewalt.

«Alle müssen gewarnt werden, damit sich niemand mehr wegbringen lässt, und dann müssen wir uns entscheiden, wir haben nichts mehr zu verlieren: entweder Widerstand im Getto – oder Flucht. Aber das sehen wir später. Im Augenblick kommt es darauf an, möglichst viele Leute zu warnen. Kümmere dich um Pessia – ich gehe und be-

richte, was ihr zugestossen ist. Im Getto kommt alles schnell herum. Bis heute Abend wissen es alle.»

Obwohl Dr. Ginsberg noch sehr jung war, hatte er in der jüdischen Gemeinde Wilnas einen Namen. Als Student hatte er sich in der zionistischen Bewegung betätigt, und er hatte sich ausser seiner Redlichkeit auch Entschlusskraft bewahrt. So brachten ihm alle, die ihn kannten, Vertrauen entgegen.

Da er physisch sehr widerstandsfähig war, begriff er nicht, dass sich so viele gehen liessen. Selbst wenn ihn manchmal der Zweifel gepackt hatte, hatte er es sich niemals anmerken lassen. Alles, was sich ereignet hatte, war ihm nur wie eine schreckliche moralische Bewährungsprobe des jüdischen Volkes erschienen.

Er überschlug, wie viele er im Laufe des Tages informieren konnte. «Zehn, höchstens fünfzehn», dachte er, «mehr nicht, denn ich muss ihnen sagen, dass sie nicht den Kopf verlieren dürfen, dass sie auf Befehle warten müssen.» Erst jetzt kam ihm der Gedanke, dass die Entdeckung des Massakers von Ponar einen Aufstand auslösen könnte. Er beschloss, nur nach und nach die ganze Wahrheit mitzuteilen und notfalls sogar zu lügen.

Alle diese Probleme stürmten auf ihn ein, als er durch die Strassen ging. Das Getto war ruhig, nirgends waren Menschen zu sehen. «Wahrscheinlich sind sie auf dem Platz vor dem Gebäude des Judenrats», sagte er sich und machte sich auf den Weg dorthin. «Dann kann ich gleich mit mehreren sprechen.»

Er ging nun schneller und formulierte in Gedanken seine Ansprache: Meine Freunde, wir sind getäuscht worden, Ponar ist kein Arbeitslager ...

«Guten Tag, Herr Doktor!»

Ein alter Mann, der auf einem Stuhl vor der Haustür sass, hatte ihn gegrüsst. Der Arzt erkannte ihn nicht und wollte schon weitergehen, als der alte Mann sagte:

«Ich glaube, Sie haben recht gehabt, Doktor. Seit wir im Getto sind, ist es viel ruhiger geworden. Gestern hat es nicht einmal eine Razzia gegeben.»

Dr. Ginsberg spürte, dass der alte Mann ihn nur angesprochen hatte, um sich seine Hoffnungen bestätigen zu lassen, und so hielt es der Arzt für seine Pflicht, ihm die Wahrheit zu sagen. «Es ist besser, ich sage es ihm», dachte er, «denn er scheint mir zu vertrauen. Vielleicht kann ich ihn abhalten, aus Hoffnungslosigkeit die Nerven zu verlieren.»

«Hören Sie, ich muss Ihnen etwas sagen, etwas Schreckliches . . .»

«Was ist es?» unterbrach ihn der alte Mann bestürzt.

«Ich habe mich geirrt.. .»

Der alte Mann sah ihn unendlich traurig an, und sein Gesicht versteinerte. Der Arzt sah diese Veränderung, begriff sie aber nicht so gleich. Behutsam sprach er weiter:

«Ponar ist kein Arbeitslager.»

Er hielt inne. Im Gesicht des alten Mannes bewegte sich nichts, als habe er nicht verstanden.

Das Schweigen des alten Mannes beunruhigte ihn. Irgendetwas in der Haltung des Alten war ihm unverständlich. Unsicher geworden, wiederholte er:

«Niemand konnte es sich vorstellen – weil es so absurd ist, weil nur der Wahnsinn so etwas planen kann. Und Deutschland schien uns ein so zivilisiertes Land. Aber jetzt ist jeder Zweifel behoben. Heute Morgen ist eine junge Frau zu mir gekommen; sie ist aus Ponar entflohen. Ein Wunder, dass ihr die Flucht geglückt ist. Alle anderen hat man hingemetzelt...»

Zum Schluss hatte der Arzt mit gedämpfter Stimme gesprochen, um die Bedeutung des letzten Wortes zu mildern. Der alte Mann blinzelte, und den Bruchteil einer Sekunde zuckte es in seinem Gesicht; dann wurde es wieder undurchdringlich.

Der Arzt glaubte, er habe zu leise gesprochen, so dass der Alte ihn nicht verstanden hätte.

«Alle anderen hat man hingemetzelt», wiederholte er lauter. Der alte Mann rührte sich nicht. Einen Moment dachte er, der Alte sei taub.

«Hin-ge-met-zelt!» Er schrie es fast.

Der alte Mann reagierte nicht. Plötzlich kam dem Arzt ein entsetzlicher Gedanke. Er erinnerte sich der tiefen Trauer, die im Blick des alten Mannes gelegen hatte, und daran, wie sein Gesicht gezuckt hatte. Aber sein Schweigen reizte ihn, und er liess jede Rücksicht fallen.

«Ponar, das ist der Tod! Alle, die man dorthin gebracht hat, sind abgeschlachtet worden, und das steht uns allen bevor! Uns alle wird man ebenfalls hinmetzeln!»

Über seine Heftigkeit erschrocken, hielt der Arzt inne. Langsam öffnete der alte Mann den Mund, und trotzig wie ein Kind sagte er: «Das ist nicht wahr.»

Wie betäubt sah Dr. Ginsberg ihn an. Also hatte der alte Mann es gewusst – von Anfang an; also hatte er es längst begriffen, vielleicht schon vor der Überführung ins Getto! Aber die Wahrheit war für einen Mann seines Alters unerträglich, und so war er darauf verfallen,

eine Komödie der Hoffnung zu spielen. Plötzlich wurde dem Arzt klar, wie schändlich er sich selber benommen hatte. Um Entschuldigung bittend, sah er den Alten an.

«Nein, es ist auch nicht wahr», sagte der Arzt und ging weiter.

Er dachte über die eben erlebte Szene nach. Zwar hatte er sich bald wieder gefasst, aber er sah das Problem nun in anderem Licht. Er begriff, dass er doppelt blind gewesen war: Viele hatten die Wahrheit geahnt, aber sie blieben lieber im Ungewissen. Diese Ungewissheit war es, die die Schwachen vor der Hoffnungslosigkeit bewahrte, und diesen Schutz durfte er ihnen nicht nehmen. Er beschloss, nur zuverlässige Menschen über Ponar zu informieren.

Auf dem Platz des Judenrats traf er einen Rechtsanwalt, einen Schulkameraden vom Gymnasium. Er nahm ihn ein paar Schritte beiseite und sagte ihm, was Pessia erzählt hatte.

«Warum eine Panik hervorrufen?» sagte der Rechtsanwalt. «Unsere Aufgabe ist es, die Leute zu beruhigen und ihnen Mut zu machen.»

«Aber wie kann man ihnen Mut machen, wenn sie doch umgebracht werden?»

«Wer hat das gesagt? Eine halbverrückte junge Frau. Wir können doch keinen Aufstand entfesseln, der uns allen das Leben kostet, nur weil eine Frau einen Alptraum gehabt hat. Ehe wir nicht Gewissheit haben, dürfen wir nichts unternehmen!»

Dr. Ginsberg schlug dem Rechtsanwalt vor, sich Pessias Aussage anzuhören. Zuerst wollte er nicht recht, doch als der Arzt in ihn drang, willigte er schliesslich ein.

Der Rechtsanwalt, der dem Judenrat angehörte, hatte sich für Ruhe und Ordnung entschieden. Er war ein guter Jude und ein aufrechter Mensch, doch er fürchtete die Unruhe, die dieser Bericht hervorrufen musste, und war entschlossen, ihn totzuschweigen. Er bezweifelte gar nicht, dass die Juden in Ponar umgebracht wurden, er konnte sich aber nicht vorstellen, dass es derart systematisch geschah, wie der Arzt es ihm geschildert hatte. Die junge Frau musste den Verstand verloren haben, oder vielleicht wollte sie im Getto eine Panik entfesseln; jedenfalls war ihr Bericht ungläubwürdig.

Schweigend gingen sie zu dem Haus, in dem Dr. Ginsberg wohnte. Der Arzt war niedergeschlagen und fragte sich, ob es Sinn habe, überhaupt noch weiterzumachen. Der alte Mann und dann sein ehemaliger Schulkamerad hatten ihm – jeder auf seine Weise und aus ganz verschiedenen Gründen – zu verstehen gegeben, dass nicht die Wahrheit das Entscheidende war, sondern die Hoffnung.

Als sie ins Zimmer traten, erschrak er. Pessia war nicht mehr da.

Seine Frau sass auf dem Boden, den Rücken an die Wand gelehnt. Sie hob den Kopf, als sie Schritte hörte, aber sie hatte nicht die Kraft, ihren Mann anzulächeln. Er lief zu ihr hin und half ihr beim Aufstehen. Sie schien völlig erschöpft, und er wagte kaum, sie nach Pessia zu fragen.

Mit monotoner Stimme erzählte sie ihm, was sich abgespielt hatte. Nachbarn waren gekommen, und sie hatte Pessia aufgefordert, ihnen zu sagen, was sie erlebt hatte. Anfangs waren die Nachbarn sehr freundlich gewesen, aber als Pessia von Ponar berichtete, hatte eine Frau, deren Familienangehörige bei der Überführung ins Getto fast alle nach rechts gegangen waren, sie der Lüge bezichtigt. Pessia hatte sich von ihrem Bericht nicht abbringen lassen; als aber die anderen fragten, ob sie denn glaube, dass sie noch nicht genug Sorgen und Kummer hätten, war sie verstummt. Pessia hatte zu weinen begonnen, und die anderen waren weggegangen. Schluchzend wiederholte Pessia: «Ich habe ihnen doch nicht weh tun wollen! Warum sagen sie denn, ich lüge?» Lange hatte sie geweint, und dann entschied sie sich, wegzugehen; Frau Ginsberg hatte sie nicht zurückhalten können. Nun, nach dem Verlust ihrer Familie auch aus der Gemeinschaft ausgestossen, irrte sie wahrscheinlich verstört durch die Strassen des Gettos.

«Hat sie noch etwas gesagt, als sie ging?» fragte der Arzt.

«Ja. Sie sagte, aus Ponar kommt niemand mehr wieder.»

Der Rechtsanwalt hatte das Zimmer verlassen, ohne dass es jemand bemerkte. Dr. Ginsberg hing lange seinen Gedanken nach. Was er erlebte, war ohne Beispiel. Er beschloss, ein Tagebuch zu führen und weiterzuleben, um eines Tages von allem berichten zu können.

Er sah Pessia noch einmal wieder.

Sie arbeitete im Getto in einer Schneiderwerkstatt; offenbar hatte sie alles vergessen, denn sie lachte mit den anderen Näherinnen. Sie hat nie wieder gewagt, ihre Erlebnisse zu erzählen.

Als die «Techniker» Pessia Aranowitschs Missgeschick im Getto erfuhren, waren sie höchst befriedigt. Das war die Krönung ihrer achtwöchigen Anstrengungen und der beste Beweis, dass ihre Methode ausgezeichnet funktionierte.

Ihre Befriedigung war umso grösser, als das Getto in Wilna ein Experiment war, das erste Getto seiner Art – und ein Schuss ins Schwarze. Dreissigtausend Juden waren schon ausgemerzt worden, und nichts war durchgesickert. In der Stadt herrschte völlige Ruhe.

Andere hätten es an ihrer Stelle dabei bewenden lassen und das Getto für vernichtungsreif gehalten. Sie jedoch waren Fanatiker der

Perfektion und hatten eine Vorliebe für peinliche Genauigkeit und ständige Verfeinerungen. Sie waren der Ansicht – übrigens zu Recht –, dass auf diesem Gebiet nicht der Anfang das Schwerste war, sondern das Ende, dass der Augenblick kommen musste, in dem den Juden nichts anderes blieb, als sich der Wahrheit zu stellen, und dass sie sich dann in ihrer Verzweiflung zu unüberlegten Handlungen hinreissen lassen könnten, die die Aufgabe der «Techniker» nur erschweren und zu Unruhen unter der noch nicht «handelten» jüdischen Bevölkerung Polens führen musste.

Die «Techniker» wollten aber kein unnötiges Risiko eingehen, und so beschlossen sie, die Präparierung nicht nur fortzusetzen, sondern sie zu intensivieren. Um den Juden Kadavergehorsam beizubringen, erweiterten sie die Taktik des «Kopferbrechens» durch zwei weniger originelle Methoden: die des «divide et impera» und die des Köders.

Viele Gettoeinwohner arbeiteten in deutschen Betrieben. Man gab Arbeitsbescheinigungen an sie aus und sagte ihnen, bei Razzien genüge es, sie vorzuweisen. Dadurch teilte sich das Getto in zwei Lager: Wer einen Arbeitsausweis besass, wiegte sich in Sicherheit; wer keinen hatte, fühlte sich verwundbar, isoliert, im Stich gelassen. Wieder setzten Razzien ein, und jetzt trafen sie die «Ausweislosen». Für die Privilegierten begann damit die Kompromittierung. Sobald sie bei einer Razzia ihre Ausweise schwenkten, schwand das Gefühl, einer Schicksalsgemeinschaft anzugehören.

Bald jedoch wurden die Privilegierten ihrerseits geteilt; denn plötzlich gab es zweierlei Ausweise: mit und ohne Lichtbild. Die Juden fragten sich, welcher Ausweis besseren Schutz gewährte. «Mit Lichtbild», schloss die Mehrheit, denn das Lichtbild gab dem Dokument einen offizielleren Anstrich. Die «Techniker» verteilten sie in grosser Zahl und liessen eine kleine Razzia auf die «ohne Lichtbild» los. «Gerettet!» dachten die «mit Lichtbild». Dann wurden die Ausweise «mit Lichtbild» abgeschafft und durch weisse Ausweise mit dem Stempel des Arbeitsamts Ponar ersetzt. Das Wort Ponar liess jeden erzittern, und die «weissen» waren nicht sehr beliebt ... bis eine zweite Razzia alle «ohne Lichtbild» und alle «ohne Ausweis» erfasste und nur die «weissen» verschonte, die nun im Wert rapide stiegen. Dann wurden die «weissen» in zwei Kategorien geteilt, mit und ohne den Vermerk «Facharbeiter».

Da es, um den Vermerk zu bekommen, genügte, seine Fachkenntnisse anzugeben, fiel die Wahl leicht. Manche sagten sich, der Vermerk sei nur eine List, und entschieden sich für Ausweise «ohne». Andere argumentierten weniger kompliziert; sie glaubten, Facharbei-

ter blieben verschont, da sie ja von Nutzen waren. Und dann wartete man auf den Urteilsspruch. Er überraschte alle und bewies, dass das Problem komplizierter war, als man gedacht hatte. Die «Techniker» gaben bekannt, sie hätten festgestellt, dass manche Facharbeiter sich nicht hätten registrieren lassen, während andere, die nichts verstünden, das Vertrauen ihrer Arbeitgeber getäuscht hätten. «Infolgedessen», fuhren sie mit raffinierter Hinterlist fort, «sind alle Ausweise ungültig.»

Eine Razzia, aufs Geratewohl zuschlagend, nahm den Gettoeinwohnern jede Hoffnung. Die Bestürzung war umso grösser, als viele Schuld empfanden. In verblüffender Arglosigkeit dachten sie: «Man hat uns vertraut, und wir haben das Vertrauen missbraucht.»

In diesem Augenblick kündigte der Judenrat an, er werde gelbe Ausweise ausgeben, die für die ganze Familie gültig seien. «Gerettet», dachten die Juden. «Unser Gemeinderat hat trotz allem bei den Besatzern eine gewisse Autorität.»

In Wirklichkeit war es natürlich nur eine neue List, hinter der sich die Absicht verbarg, die Juden selber die Arbeit machen zu lassen. Die «Techniker» taten das weder aus Lust am bösen Spiel noch aus ästhetischen Gründen, sondern um einen Sündenbock zu haben, gegen den sich die Volkswut richten musste, sobald die Juden gewahr wurden, dass man sie zum Narren gehalten hatte. Mit dieser Überlegung behielten die «Techniker» recht: Dem Verräter in den eigenen Reihen werden immer grössere Vorwürfe gemacht als dem Feind.

Die zweite Phase begann genauso wie die erste: für die dreiundzwanzigtausend Überlebenden des Gettos wurden dreitausend Ausweise ausgegeben. Wieder waren die Juden in «Privilegierte» und «Parias» geteilt.

Nur die Parias wurden von den ersten Razzien betroffen. Dann kam ein neuer Ausweis heraus: Der rosa Familienausweis. Diesmal wurden sie grosszügig verteilt, jeder konnte einen Ausweis bekommen. Und wieder fragten sich alle, welcher Ausweis wohl den besten Schutz gewähre. Manche «Gelbe» dachten, die rosa Ausweise seien wertvoller, da sie neueren Datums waren, und tauschten mit den «Rosa», die die umgekehrte Überlegung angestellt hatten. Manche dachten, am klügsten sei es, sich überhaupt keinen Ausweis zu holen und unterzutauchen. Und wieder warteten alle auf die nächste Ziehung, um zu erfahren, wer gerettet war. Die nächste Razzia war noch unerbittlicher als die vorherigen. Die «Gelben» und die «Rosa» wurden dezimiert.

Mit dieser Razzia begann die dritte Phase. Nacheinander gab es nun Ausweise in allen Farben des Regenbogens, gelbe, rosa, dann blaue,

dann grüne und schliesslich rote, ehe sie alle durch einen einheitlichen roten Pass ersetzt wurden, der an sämtliche registrierte Personen ausgegeben wurde. Aber die Pässe hatten zweierlei Nummern: über 10'000 und unter 10'000. Ständige Rätselfrage: Welche waren wertvoller? Die Antwort der «Techniker» lautete: «Unter 10'000 gewinne ich. Über 10'000 verlierst du», aber Genau es wusste niemand.

Die Familienausweise waren eine entsetzliche Waffe. Sie machten das «Kopfzerbrechen» zur Qual. Nun hiess das Problem nicht mehr: davonkommen oder vielleicht sterben. Von nun an war man für das Überleben der ganzen Familie und sogar der Freunde verantwortlich. Als die Familienausweise herauskamen, stellte sich die Frage, ob man die Verwandten registrieren und sie damit als unnütze Esser angeben sollte. Viele waren argwöhnisch und verzichteten lieber ganz auf die Registrierung.

Aber dann kam eine Razzia, die die Nichtregistrierten erfasste: Verloren. Nun beeilten sich alle, alle Verwandte und selbst Freunde als Verwandte eintragen zu lassen. Doch bei einer Reihe von Arbeitskommandos wurden die als Verwandte Registrierten von einer Razzia erfasst und weggeführt: Verloren. Man kam dahinter, welche dieser Kommandos weniger gut waren, und beeilte sich, die Familie auf Arbeitsausweisen «guter» Kommandos eintragen zu lassen. Zu den besseren Kommandos gehörten die Arbeiter, die den Deutschen als Dienstpersonal zugewiesen worden waren, und plötzlich hatten sie Familien von zwanzig bis dreissig Personen. Am 4. Dezember 1941 wurden die Verwandten der Arbeiter dieses Kommandos, ob echt oder falsch, nach Ponar geschickt. Die am meisten Benachteiligten – die, die sich nicht hatten registrieren lassen – blieben diesmal verschont. Die Versuchung war gross, Verwandte nicht mehr anzugeben. Aber wenn sich nun, so fragte man sich, die nächste Razzia gegen die Nichtregistrierten richtete?

Kinder unter sechzehn Jahren, die auf Arbeitsausweisen eingetragen waren, brauchten nicht zu arbeiten; die Arbeit war so schwer, dass sie sie kaum hätten aushalten können. Aber auch hier entstand ein Problem: Sollte man ein dreizehnjähriges Kind in der Rubrik «Unter sechzehn Jahren» aufführen und es dadurch als unnützen Esser kenntlich machen, oder sollte man es in der Rubrik «Über sechzehn Jahre» angeben und es damit zur Zwangsarbeit schicken?

Eine Meisterleistung der «Techniker» war es, jedem die Möglichkeit zum Schummeln zu geben. Für die Registrierung der Familienangehörigen brauchte man keine Heiratsurkunde, und Ledige oder Witwer konnten ihre Mutter oder eine Freundin als Ehefrau registrieren las-

sen. Die anderen aber hatten eine schreckliche Entscheidung zu treffen, die sie auf jeden Fall zerbrechen musste.

«Wen hast du lieber», fragte der dem Kind unbekannte Macchiaveil, «deinen Vater oder deine Mutter?»

«Wen haben Sie lieber», fragten die «Techniker» den Wilnaer Juden, «Ihre Mutter oder Ihre Frau? Wenn Sie Ihre Frau lieber haben, geben Sie uns Ihre Mutter, und wenn Sie Ihre Mutter lieber haben, geben Sie uns Ihre Frau.»

Wie kann man diese Frage beantworten?

Die Juden versuchten es, und es zerriss ihnen das Herz.

«Es gibt nur eine Mutter und viele Frauen», antwortete der eine.

«Ich liebe meine Mutter mehr, aber meine Frau ist die Mutter meiner Kinder, und sie brauchen die Mutter», antwortete der andere.

«Darum sollst du deinen Vater und deine Mutter verlassen», hatte die Bibel geantwortet.

Aber ganz gleich, wie sie geantwortet hatten, sie hatten alle verloren: «Unter 10'000 gewinne ich, über 10'000 verlierst du. Deine Frau gewinne ich, deine Mutter verlierst du.»

Ehe sie starben, wurden die Juden von Wilna gekreuzigt.

Die «Präparierung» hatte den Höhepunkt erreicht und schon bereiteten die «Techniker» die Vernichtung des Wilnaer Gettos vor, da erfuhren sie, dass sich im Getto eine Widerstandsbewegung gebildet hatte.

Zwei junge Mädchen waren auf dem Malkiniaer Bahnhof verhaftet worden; sie kamen von Warschau und wollten zurück nach Wilna. Man fand bei ihnen eine Botschaft an die Vereinigte Organisation der Partisanen. Die jungen Mädchen starben auf der Folter, ohne etwas verraten zu haben.

Das Getto wurde zum Pulverfass, und sofort stellten die «Techniker» alle Razzien ein. Der geringste Zwischenfall hätte einen Aufstand entfesseln können, bei dem die Gefahr bestand, dass er auf alle anderen Gettos in Polen, Litauen, Weissrussland und der Ukraine Übergriff.

3

Es begann in der letzten Nacht des Versöhnungsfestes. Während der Feiertage hallten die improvisierten Synagogen des Gettos von frommen Gebeten und Selbstbeschuldigungen wider. In diesen Tagen, da sie vor dem Ewigen standen, vergassen die Wilnaer Juden ihre vergeblichen Hoffnungen. Sie zeigten sich dem Herrn in ihrer ganzen Not und befahlen sich furchtsam und flehend in Seine Hände. «Höre meine Stimme, sieh meine Tränen, rette mich und sprich endlich zu mir: ‚Ich vergebe dir.‘ Wir sind in Deinen Händen wie der Ton in den Händen des Töpfers, wie der Stein in den Händen des Steinbrechers, wie die Axt in den Händen des Zimmermanns, wie das Steuer in den Händen des Schiffers. So sind wir in Deinen Händen, der Du die Gnade gewährst.»

Dann kam der letzte Tag des Versöhnungsfestes, der Tag des Zorns, ein trüber Herbsttag, bedrückend in seiner grauen Stille. In der Stunde der Neila wurde das Getto zu einer riesigen Synagoge, die in mystischer Ekstase vibrierte. «Alle Städte sind in ihre Mauern eingeschlossen, die Heilige Stadt ist in den Schoss der Erde versunken», sang der Vorbeter, und die Menge zitterte, voll Schmerz und Demut. Die fromme Ekstase erreichte ihren Höhepunkt, als das Schofar, das Widderhorn ertönte und das Ende der Feiertage verkündete. In wilder, rasender Hoffnung antwortete das Getto mit einem lang anhaltenden Schrei, der Deutsche und Litauer erschauern liess: «Nächstes Jahr in Jerusalem.»

In derselben Nacht wurden Tausende von Menschen zusammengetrieben und fortgeführt. Sie liessen es geschehen, in eisigem Schweigen, noch erfüllt von mystischer Inbrunst, die aber schon erkaltete und dahinschwand wie ein Gefühl der Reue. Nur hin und wieder war wie ein schwaches Echo ein Schluchzen zu vernehmen.

In derselben Nacht hatten sich kleine Gruppen insgeheim durch die Abflusskanäle aus dem Getto gestohlen, um mit Mordechai Tenenbaum zusammenzutreffen; er sammelte in den Wäldern den Kern des Widerstands um sich, aus dem die Vereinigte Organisation der Partisanen hervorgehen sollte.

Keiner der Beteiligten war älter als zwanzig, und alle gehörten der zionistischen Jugend an. Kurz nach der Ankunft der deutschen Truppen waren sie untergetaucht. Es kümmerte sie nicht, was rund um sie geschah, denn was den Juden in der Diaspora zustieß, schien sie nichts anzugehen, da ihr eigenes Leben und alle ihre Anstrengungen auf das Land Israel gerichtet waren.

Die Zusammenkunft war kurz. Mordechai Tenenbaum stellte ihnen nur eine Frage: «Welchen Sinn hat der Zionismus, wenn es keine Juden mehr gibt?» In dieser Form hatte sich ihnen das Problem noch nie gestellt. Mordechai bat jeden, darüber nachzudenken und sich nach der Antwort, die er fand, zu entscheiden.

Wenige Wochen später kamen in der Nähe von Wilna in einem Benediktinerkloster Mitglieder der Bewegung «Hashomer Hatzair» zusammen, um das Problem zu erörtern. Chaïka Grossman eröffnete die Debatte.

«Eine Periode geht zu Ende, in der wir uns vor allem darum bemüht haben, die Mitglieder unserer Bewegung in Sicherheit zu bringen. War es richtig, so zu verfahren? Dürfen wir weiterhin das Schicksal unseres Volkes ignorieren? Als Zionisten kümmert uns die Diaspora nicht, aber geht sie uns nicht doch etwas an – als Juden?»

Dan Ariel, der später eine bedeutende Rolle spielen sollte, antwortete als erster:

«Ich möchte eine Bilanz ziehen. Ihr alle habt von Pessia Aranowitsch gehört, der jungen Frau, die sich aus Ponar retten konnte. Seitdem sind uns noch mehr Beweise zugekommen. Wir können vor diesem Beweismaterial nicht einfach die Augen verschliessen und glauben, die Deportierten seien noch am Leben. Die Wahrheit lautet: man hat sie nach Ponar gebracht, und das heisst, sie sind tot.»

Dan Ariel sprach in schneidendem Ton, ohne die geringste Gefühlsregung. Er führte Beweise an, und mit den kurzen abgehackten Sätzen legte er die letzten Hoffnungsreste hinweg.

«... und selbst wenn das nicht die ganze Wahrheit ist, so ist die ganze Wahrheit nur noch entsetzlicher. Die Vernichtung Tausender von Juden ist nur ein Vorspiel; danach werden Millionen vernichtet, das heisst, wir werden bis auf den letzten Juden ausgemerzt.

Ich kann mir nicht erklären, warum Wilna ausblutet und Bialystok

noch in ungestörtem Frieden lebt. Die Kuriere, die wir dorthin geschickt haben, sind fassungslos zurückgekommen und glauben beinahe, geträumt zu haben, denn in Bialystok herrscht völlige Ruhe. Dasselbe gilt für Warschau und alle anderen Städte in Polen. Ich weiss nicht, warum sich die Dinge in dieser Weise abspielen, warum man nicht Bialystok weissbluten lässt und Wilna verschont oder warum man nicht alle Städte gleichzeitig dezimiert. Aber eines ist mir klar: Die Lehre, die Wilna uns gibt, ist nicht auf Wilna beschränkt. Ponar ist keine Laune der Deutschen. Der gelbe Stern ist keine Erfindung der hiesigen Kommandantur. All das gehört zu einem System. Der Rest ist nur Machiavellismus. Wir stehen einem raffinierten Mechanismus gegenüber, dessen Schlüssel wir noch nicht kennen.»

Diesen Fragen hatte jeder in der letzten Nacht des Versöhnungsfestes nachgegrübelt, aber selbst wer sich eingestand, dass die Berichte über Ponar stimmten, hatte nicht glauben wollen, dass die Ausrottung des ganzen jüdischen Volkes bevorstand. Jeder Satz, den Dan Ariel aussprach, traf sie wie ein Schlag.

«... Gibt es einen Weg, dem zu entkommen? Nein. Falls das System lückenlos ist, wäre die Flucht von einer Stadt in die andere illusorisch, und, wie alle Illusionen, töricht. Denn wer kann sich denn aus Wilna nach Bialystok und Warschau retten? Nur die Jungen, die Kräftigen, die Gesunden! Die Schwachen dagegen, die Alten und die Kinder bleiben, zur Vernichtung verdammt, zurück. Und wenn die Katastrophe die Städte erreicht, in die wir uns gerettet haben, trifft sie uns als Entwurzelte. Wir werden verstört und moralisch gebrochen sein, weil unsere Feigheit sinnlos war, weil wir uns schuldig gemacht haben, als wir die Unseren im Stich liessen. Vielleicht sind wir schon viel zu oft feige gewesen. Deshalb heisst die erste Antwort: «Flucht ist kein Ausweg.»

Welche Chancen hat das jüdische Volk? Wir müssen offen antworten, so grausam es klingt: ‚keine‘. Die Juden haben keine Chance, sich zu retten. Einigen Dutzend, einigen hundert mag es gelingen zu entkommen. Aber unser Volk insgesamt, die Millionen Juden, die in den von Deutschland besetzten Gebieten leben, haben nicht die geringste Chance. Was sollen wir also tun, da wir uns nicht retten können und man uns ausrottet?»

Dan Ariel liess die Frage einen Augenblick in der Luft hängen, und dann sagte er in verändertem Ton:

«Es bleibt uns nichts anderes übrig, als zu kämpfen, ehe wir sterben.»

Lange herrschte betroffenes Schweigen. Es gibt Wahrheiten, die

schwer zu ertragen sind, und mancher brachte es nicht über sich, diese Wahrheit ins Auge zu fassen. Yaakov war der erste, der zu antworten versuchte:

«Unser ganzes Dasein», sagte er, «ist auf das Land Israel gerichtet; reiner Zufall, dass wir noch im Exil sind. Gewiss, zur Zeit durchlebt das europäische Judentum eine Katastrophe, aber dadurch, dass wir uns dem Zionismus angeschlossen haben, haben wir uns vom europäischen Judentum getrennt. Wir haben uns ausbilden lassen, um im Staat Israel arbeiten und kämpfen zu können – nicht hier. Dafür haben wir auf alles verzichtet, auf jedes Vergnügen, auf Freizeit, Schlaf und sogar auf Familienleben. Ich bin nicht feige, aber ich frage euch: Steht es uns zu, einem sinnlosen, vergeblichen Kampf hier den Staat Israel zu opfern? Sind wir romantische Träumer oder wollen wir uns einen Staat aufbauen? Für mich liegt die Zukunft des jüdischen Volkes allein im Staat Israel; wir retten unser Volk, indem wir den Staat Israel aufbauen ...»

«Yaakov», unterbrach ihn David Rosen, «sag mir nur eins: Was antwortest du den Kindern Israel, wenn sie dich fragen: ‚Was hast du getan, als man Tausende und Millionen unserer Brüder ermordet hat?‘»

«Nun ja, ich ...» Yaakov zögerte.

«Sagst du ihnen: ‚Wir haben unsere Haut gerettet, wir sind die Könige der Schlupfwinkel gewesen; das war natürlich keine grosse Heldentat, aber es hat geklappt?‘»

«Nein, David», antwortete Yaakov langsam. «Du hast mich missverstanden. Ich habe keine Angst, jedenfalls nicht mehr als andere. Ich bin auch nicht feige, aber der Tod, den Dan uns vorschlägt, scheint mir so absurd, so sinnlos.»

Sie waren noch nicht zwanzig und sprachen vom Tod wie Haudegen oder Philosophen. Aber der Tod, von dem sie sprachen, war weder eine vage Möglichkeit noch reine Spekulation. Der Tod war ihnen sicher, wenn sie sich für ihn entschieden, und die Entscheidung war schwer.

David sprach weiter:

«Du hast ganz recht, Yaakov, nur an die Zukunft zu denken, denn eine Gegenwart gibt es schon nicht mehr. Aber unserem Volk droht doppelte Gefahr. Eine physische – die Ausrottung. Und eine moralische – sie ist noch bedrohlicher und hängt mit der Methode der Ausrottung zusammen. Wenn sich kein einziger Jude zur Wehr setzt, wer will dann noch Jude sein? Seit der Zerstörung des Tempels und der heldenhaften Verteidigung von Massada berichtet unsere Ge-

schichte nur von Massakern, von Vernichtung und Ohnmacht. Wenn wir die anderen gewähren lassen – wie kann man dann erwarten, dass die im Staat Israel geborene Jugend stark und mutig sein wird? Was soll ihnen Mut geben? Es liegt bei uns, ihnen Mut zu geben. Wir müssen kämpfen – für die Ehre unseres Volkes. Dann ist unser Tod nicht sinnlos.»

Alle schwiegen, und jeder versuchte, sich vorzustellen, was Sterben heisst. Plötzlich räusperte sich Nahum Epelbaum.

«Sterben – von mir aus ...», sagte er mit rauher Stimme.

Er war siebzehn und sah aus, als wäre er dreissig: gross, von kräftiger Gestalt, mit dichtem schwarzem Haar. Seiner Stärke verdankte er den Spitznamen «Stier».

«... und wenn man mir dann in Israel ein Denkmal hinstellt, soll mir das recht sein. Aber machen wir keine Dummheiten ...»

Seine derbe Redeweise stach ab von der Sprache der anderen.

«.. Du sagst, wir sind der Zukunft verantwortlich. Schön. Aber dann sind wir auch den zwanzigtausend Juden verantwortlich, die im Wilnaer Getto übriggeblieben sind. Dan sagt, alles ist im Eimer. Ich will schon mitmachen, und ich glaube auch, Dan versteht mehr davon als ich – aber es ist doch noch gar nicht sicher, dass es so kommt. Wir müssen aufpassen, dass wir nicht irgendeinen Blödsinn entfesseln, und dann sind wir selber am Tod der zwanzigtausend schuld. Das würde uns die Geschichte vielleicht nie verzeihen.»

Als Nahum die eher praktischen Probleme berührte, entspannte sich die Atmosphäre, und die Diskussion wurde allgemein.

Dann nahm wieder der kleine, drahtige Dan Ariel das Wort:

«Die Gewissheit, dass unser Volk bis auf den letzten Juden ausgerottet werden soll, kann nur der letzte Jude geben, und auch er kann es nur, wenn er zu Tode getroffen fällt. Und trotzdem müssen wir uns heute entscheiden. Entweder bereiten wir uns und die Juden im Getto auf den Kampf vor, oder wir liefern uns den Besatzern auf Gnade oder Ungnade aus.»

«Und wenn die Juden nicht kämpfen wollen?» fragte Nahum.

«Dann liegt es bei uns, in ihnen den Willen zum Kampf zu wecken. Dann zerstören wir ihre Illusionen und stellen sie vor die Wahl: Entweder unehrenhaft sterben, oder kämpfen.»

«Von zwei Übeln wähle ich immer das dritte», murmelte Nahum.

«Was sagst du?» fragte Dan Ariel.

«Ach, nichts. Das hat mein Vater immer gesagt: Von zwei Übeln wähle ich immer das dritte.»

Der Gedanke an bewaffneten Widerstand war geboren. Die zio-

nistische Jugendbewegung bekam wieder einen Sinn: Wenn die jungen Zionisten schon nicht leben durften, so konnten sie doch wenigstens kämpfen. Man nahm Kontakt mit anderen zionistischen Gruppen und mit Kommunisten auf, und unterdessen befasste sich Dan Ariel mit den jungen Leuten, die keiner Organisation angehörten, und mit allen im Getto, die imstande sein würden, sich am Kampf zu beteiligen. Das war ein schwieriger Auftrag, denn um die Männer zum Kampf zu bewegen, musste er ihnen zuvor die Hoffnung nehmen. Was konnte er ihnen als Ersatz für ihre Illusionen bieten? Einen ehrenhaften Tod – das war wenig. Und dennoch sprach Dan Ariel mit solcher Überzeugung, dass der Gedanke an Widerstand im Getto Gestalt gewann.

Die erste öffentliche Versammlung fand in der Nacht des 31. Dezember 1941 statt. Seit einer Woche hatte es unaufhörlich geschneit, die Schneedecke liess sogar das Getto sauber aussehen. Von der Stadt her klang Geschrei, Gelächter, Gesang herüber. Einzelne Takte des Horst-Wessel-Liedes übertönten bisweilen den Lärm; betroffen hörten es die Juden, die verstohlen in kleinen Gruppen zum Versammlungsort in der Strachumstrasse 2 gingen. «Wenn das Judenblut vom Messer spritzt», hörten sie auch; dann krümmten sie den Rücken und senkten den Kopf noch tiefer, als spürten sie die kalte Schneide an der Kehle. Das Gefühl ihrer Ohnmacht reizte sie nicht einmal mehr zum Zorn. Sie hatten zuviel erlitten und fühlten sich zermürbt, wie Spielzeug in den Händen eines dämonischen Willens, der ihre Vorstellungskraft überstieg. Sie gingen zu dieser Versammlung, um sich nicht ganz so verlassen zu fühlen, um ein paar Stunden lang in der Gegenwart anderer ein wenig Wärme zu finden.

Dan Ariel war erregt. Der Saal füllte sich rasch; schon waren über zweihundert junge Leute da, die sich erstaunt und nervös umblickten. Furchtsam unterhielten sie sich mit gedämpfter Stimme, so dass der Saal leise summete. Ihrem Äusseren waren das Elend, die Angst und die Verstörung anzusehen: Sie trugen zu grosse Mützen, die sie tief in die Stirn gezogen hatten, die Gesichter waren spitz und die vom Hunger vergrösserten Augen stumpf. Dan Ariel fühlte sich so stark zu ihnen hingezogen, dass er einen Augenblick lang unsicher wurde, ob er den Mut aufbringen werde, ihre Illusionen zu zerstören – ob es nicht besser sei, sie in ihrer unerschütterlichen Gleichgültigkeit friedlich sterben zu lassen. Sie waren ihm gleichzeitig sehr nahe und sehr fremd, nahe in ihrem Elend, fremd in ihrer Resignation. Und gerade ihre Fähigkeit, unendliche Leiden zu ertragen, brachte ihn auf. «Die Juden können einfach zuviel erdulden, das ist unser Untergang»,

dachte er. Sein Entschluss war gefasst. Er musste Kämpfer aus ihnen machen.

«Meine jüdischen Brüder», begann er. Er sprach nicht sehr laut, doch seine Stimme hatte eine solche Intensität, dass alle verstummten. «Hört nicht auf die, die uns täuschen. Von den sechzigtausend Juden, die im litauischen Jerusalem lebten, sind nur zwanzigtausend übriggeblieben. Wo sind die Hunderte von Menschen, die man kürzlich weggebracht hat? Wo sind die Frauen und Kinder, die man in der Nacht der Provokation fortgeführt hat? Wo sind die Tausende, die am letzten Abend des Versöhnungsfestes weggeholt worden sind? Wo sind alle die, die nie ins Getto gelangt sind? Keiner von ihnen ist je zurückgekommen, denn man hat sie nach Ponar gebracht, und Ponar, das ist der Tod ...»

Er hielt inne und liess den Blick durch den Saal schweifen. Alle sahen ihn an, bewegungslos, stumm, undurchdringlich.

«... Trennt euch von euren Illusionen! Eure Kinder, eure Männer, eure Frauen sind tot! Ponar ist kein Durchgangslager, keiner kommt dort lebendig heraus. Hitler hat beschlossen, alle Juden Europas auszurotten, und mit den Juden in Litauen hat er angefangen. Gewiss, wir sind schwach und haben keine Waffen – aber sollen wir uns deshalb zur Schlachtbank führen lassen wie die Schafe ...?»

Der Vergleich hatte sie getroffen, und der Saal bebte.

«... Es bleibt uns nur eins: die Revolte. Lassen wir keinen Juden mehr aus dem Getto deportieren, schlagen wir zurück: Schlag um Schlag, Blut um Blut. Verteidigen wir wenigstens unsere Ehre, da wir das Leben schon verloren haben.»

Alle im Saal schienen wie betäubt. Keiner fand ein Wort. Die Augen glänzten jetzt, aber in vielen standen Tränen. Dan Ariel, erregt wie seine Zuhörer, erstarrte nach dem letzten Wort. Er wusste nicht, ob er gewonnen oder verloren hatte, und wartete auf den Urteilsspruch, unbeweglich wie ein Speerwerfer, ehe sein Wurfgeschoss den Boden erreicht. Plötzlich erhob sich eine Stimme, eine einzige, zögernde Stimme. Dan Ariel glaubte schon, keiner werde einstimmen, da erhob sich eine zweite Stimme und fast gleichzeitig eine dritte, und das Wunder geschah. Plötzlich sang der ganze Saal – es war kein Lied mehr, es war ein Schrei. Die Tikwah war zum Hassgesang geworden, zum Gesang wilder Hoffnung – die Antwort auf ein anderes Lied.

Am nächsten Tag hatte sich die Atmosphäre im Getto gewandelt. Alle, die an der Versammlung teilgenommen hatten, waren zu Propagandisten des Widerstandes geworden. Mancher stimmte ihnen zu. Andere aber glaubten, das werde ein böses Ende nehmen. Sie sahen

in der Katastrophe, die über das jüdische Volk hereingebrochen war, eine göttliche Strafe; was waren die jungen Zionisten denn schon, die von der Ehre des jüdischen Volkes sprachen und nicht einmal mehr an Gott glaubten? Unverantwortliche Kinder, nichts sonst. Was wussten sie denn von der Ehre des jüdischen Volkes und von seiner Mission? Die Mehrheit jedoch war schon so mutlos, dass sie weder zuhörte noch widersprach. Für die Mehrheit zählte nur eines – leben, überleben, und je mehr sie sich bedroht fühlte, desto machtvoller wurde dieses Verlangen.

Während der Propaganda-Aktion hatten die jungen Leute Kontakt mit anderen Organisationen aufgenommen, mit Poale Sion (zionistische sozialistische Arbeiterpartei), mit dem Bund (sozialistisch, nicht zionistisch), mit Betar (extremistische zionistische Jugend) und mit den Kommunisten.

Am 23. Januar trat auf einem Speicher im Haus Rudnitzkistrasse 6 die erste Plenarsitzung der Widerstandsbewegung zusammen.

Zunächst debattierte man über die Ruhe, die in den anderen Gettos herrschte, und über die Skepsis der Juden dort. Es wurde beschlossen, an alle Gettos einen warnenden Aufruf zu richten, damit die Lehre von Wilna nicht vergebens sei. Die Schwestern Sarah und Rose Silber, die hellblondes Haar hatten und nicht jüdisch aussahen, übernahmen den Auftrag, die Botschaft zu überbringen. (Durch ihre Verhaftung bei ihrer Rückkehr nach Wilna entdeckten die «Techniker», dass es im Getto eine Widerstandsbewegung gab.)

Lange wurde darüber diskutiert, ob man im Getto oder in den Wäldern kämpfen sollte. Die Idealisten wollten im Getto kämpfen, um die Juden zu einer letzten ehrenhaften Erhebung zu zwingen. Die Realisten glaubten, ein Kampf in den Wäldern sei wirkungsvoller.

Schliesslich machte Itzak Wittenberg, ein kommunistischer Arbeiter, der Generalstabschef der Bewegung werden sollte, den Vorschlag, im Getto zu bleiben, bis seine Liquidierung bevorstehe, um dann den allerletzten Kampf zu liefern; dann sollten sie versuchen, auf vorbereiteten Fluchtwegen zu entkommen, und möglichst viele «Zivilisten» mitnehmen. «Als Kommunist», sagte Wittenberg, «halte ich einen Kampf im Getto für Ketzerei, doch als Jude bin ich mit meinen Brüdern solidarisch.»

Wie aber konnte man wissen, wann das Getto liquidiert werden sollte? Man beschloss, ein junges Mädchen von «arischem» Aussehen in den Stab der Gestapo einzuschleusen. Ein tollkühner Plan, der vielleicht gerade deshalb gelang.

Als Wittenberg von einem schönen jungen Mädchen von «arischem» Typ gesprochen hatte, hatte jeder an Lydia gedacht. Fast alle Männer der jüdischen Gemeinde Wilnas waren ein wenig in sie verliebt gewesen. Ihre Schönheit war von einer Art, wie sie vielleicht nur bei Völkern vorkommt, über die man im Sexuellen einen Bann verhängt hat, eine geheimnisvolle Schönheit, ihrer selbst nicht bewusst, strahlend und doch zurückhaltend, blendend und doch bescheiden. Manche hielten sie wegen ihrer Reinheit für unnatürlich. Lydia hatte keine Geschwister; ihre Mutter war bei ihrer Geburt gestorben. Lydias Vater war als einer der ersten nach Ponar gebracht worden, und seitdem war das junge Mädchen verschwunden. Vor Kurzem war bekannt geworden, dass es in der «arischen» Stadt lebte. Ein nichtjüdischer Litauer hatte Lydia in seine Familie aufgenommen und sie als seine Tochter registrieren lassen. Als Wittenberg ihr vorschlug, sich in den Stab der Gestapo einschleusen zu lassen, sagte sie zu; ihre Augen nahmen einen fast beängstigenden Ausdruck an, und sie antwortete in derart entschiedenem Ton, dass er erschrak.

«Lydia», sagte er, «das ist eine gefährliche Sache.»

Sie sah ihn lange an. Zum erstenmal war ihr Blick der einer Frau.

«Das ist mir lieb», antwortete sie. «Ich kann nicht vergessen, was sie meinem Vater angetan haben.»

«Aber du bist noch ein junges Mädchen, Lydia!»

«Ich bin überhaupt nichts. Weder Mädchen noch Frau. Ich bin nur noch Hass, ich will nur noch leben, um uns zu rächen. Ich will nicht mehr nach Israel, ich will nicht lieben, ich will keine Kinder und keine Familie.»

Wittenberg war ein harter Mann, der selten Bewegung zeigte. Den Kampf, den er aufgenommen hatte, den Aufstand, zu dem er sich entschlossen hatte, konnte er nicht überleben, und das wusste er. Dieses höchste Opfer forderte er allen Männern ab, die er befahligte; trotzdem bewahrte er im Innersten eine leise Hoffnung. Er war bereit zu sterben, aber bisweilen sagte er «nachher», «später». Lydia hatte mit der Welt abgeschlossen und erwartete nichts mehr. Er bedauerte, dass er ihr diese Aufgabe anvertraut hatte.

«Hör zu, Lydia», sagte er bedrückt. «Du gehst zugrunde. Du solltest in den Wäldern eine Aufgabe übernehmen.»

«Es gibt keine Wälder mehr, Itzak, es gibt überhaupt nichts mehr. Die Welt ist tot.»

«In dieser Geistesverfassung kannst du die Aufgabe nicht erfüllen. Du verrätst dich sofort.»

«Wolltest du nicht wissen, wann das Getto liquidiert wird?» unter-

brach sie ihn ungeduldig. «Ich gebe dir ein paar Tage vorher Bescheid. Auf Wiedersehen, Itzak!»

Wittenberg sah sie einen Augenblick an, und nur, um etwas zu sagen, murmelte er:

«Auf Wiedersehen, Lydia. Trotz allem: pass auf . . .»

Vier Wochen später sah er sie wieder. Das blonde Mädchen trug eine deutsche Uniform und «besichtigte» in Begleitung eines SS-Offiziers das Getto. Wittenberg glaubte, Lydia habe ihn nicht erkannt, als er jedoch dicht an ihr vorbeiging, hörte er sie mit rauher Stimme fragen:

«Und sie setzen sich nie zur Wehr, die Juden?»

«Können sie nicht, viel zu feige», brummte der Offizier.

Wittenberg war schon an ihnen vorüber, da fühlte er einen Blick auf sich ruhen. Er wandte den Kopf. Lydia sah ihn mit ihren rätselhaften Augen an.

Kurz darauf wurde die Widerstandsbewegung ganz militärisch organisiert und ein Generalstab aus fünf Mitgliedern gewählt. Der älteste, Itzak Wittenberg, war dreiundzwanzig. Die Truppe wurde in zwei Brigaden zu je acht Abteilungen gegliedert, die ihrerseits drei Gruppen zu fünf Mann umfasste. Die beiden Brigadekommandeure waren Mitglieder des Generalstabs. Ein einziger Befehl: Sobald die Mobilmachung bekanntgegeben war, hatte jeder die ihm zugewiesene Stellung zu halten, mit der blanken Waffe, wenn er keine Munition mehr hatte; mit den blossen Händen, wenn er keine Waffe mehr besass.

«Und was ist mit dem strategischen Rückzug?» fragte jemand während der Besprechung.

«Wir befassen uns nicht mit Strategie, wir machen Krieg», antwortete Wittenberg.

Damit war die Frage nicht beantwortet, aber alle hatten verstanden. Sie kämpften nicht, um zu siegen, noch, um zu überleben, sondern um einen Schrei auszustossen an die Zukunft, an die Geschichte, an die Menschen oder an Gott, je nach ihrer Überzeugung.

Die Frage der Bewaffnung wäre vergessen worden, wenn nicht jemand wie geistesabwesend gefragt hätte:

«Und womit kämpfen wir?»

«Damit», sagte Dan Ariel und warf eine kleine Pistole auf den Tisch. «Baruch Goldstein hat sie einem Deutschen abgenommen, der sie nicht mehr brauchen wird. Wir holen uns die Waffen dort, wo sie sind.»

Dann begann die erste Phase der Vorbereitung: Aufstellung von

Sondergruppen, Ausbildung von Aufklärern, Dynamitlegern, Minenlegern usw., Installierung eines Rundfunkgeräts, Herausgabe einer geheimen Zeitung «Die Fahne der Freiheit», Herstellung von Waffen und Sprengmitteln. Danach beschloss die Organisation, zum Angriff überzugehen. Die Sabotage sollte die Männer im Kampf ausbilden und gleichzeitig ihre Ungeduld zügeln. Es kam zu zahllosen tollkühnen, scharfsinnig überlegten Anschlägen. Plötzlich liessen sich Panzerwagen nicht in Bewegung setzen, Kanonen nicht abfeuern; Tanklager flogen in die Luft, Kürschnerwerkstätten brannten aus, Sprengstofflager explodierten. Eines Tages war ein Munitionszug an der Reihe, der an die Front abgehen sollte. Die Explosion war so heftig, dass alle Fensterscheiben in der Stadt zersprangen. Polen und Litauer wurden zu Hunderten verhaftet, aber die Ermittlungen führten zu nichts.

Schon wollte die Gestapo den Fall zu den Akten legen, da meldete die Brigade von Malkinia, dass Sarah und Rose Silber verhaftet worden waren.

4

Diese lästige Widerstandsgeschichte stellte die «Techniker» vor ein neues Problem. Sie waren nicht eigentlich beunruhigt, denn sie hätten das Wilnaer Getto, ohne das Leben eines einzigen Soldaten zu riskieren, in einen Schutthaufen verwandeln können; sie brauchten es nur von der Artillerie mit Trommelfeuer belegen zu lassen. Natürlich wäre es lächerlich gewesen, gegen Juden Kanonen anzufordern, aber bekanntlich tötet das Lächerliche nicht. Die «Techniker» waren eher verärgert: Wegen dieser peinlichen Sache waren sie gezwungen, ihre ganze Strategie zu überprüfen, die sich auf die «Gutwilligkeit» der Opfer stützte. Gutwilligkeit war eine grosse Hilfe für alle: für die Schinder, deren Arbeit dadurch erleichtert, für die Opfer, deren Tod vereinfacht wurde. Die Überlegungen der «Techniker» entbehrten übrigens nicht der Logik: Da die Juden auf jeden Fall sterben mussten, war es das Beste, dass es schnell, ohne Aufhebens, ohne sinnlose Revolten, kurz, in Ruhe und Ordnung geschah. Die «Techniker» mochten über vieles hinwegsehen – hierin waren sie unerbittlich. Ihr Motto hiess «Ordnung und Nutzeffekt». Deshalb war ihren Opfern nach einem Minimum von Leiden ein schneller Tod sicher. Diese Garantie beruhte auf einer zweiten, ebenso logischen Überlegung: «Weshalb die Juden leiden lassen, da man doch auch Tiere nicht leiden lässt?» Von einigen auf menschlicher Schwäche beruhenden Ausnahmen abgesehen, waren die «Techniker» keine Sadisten, sie waren ... «Techniker».

Auf möglichst grossen Nutzeffekt bedacht, machten sie sich nun an das Problem, das die Widerstandsbewegung überraschenderweise gestellt hatte. Eines sprach für die bisherige Präparierungsmethode: die Leichtigkeit, ja Eleganz, mit der man schon zwei Drittel des Gettos hatte ausmerzen können. Eine Methode, die solche Resultate erzielte, konnte nicht schlecht sein. Daher beschlossen sie, damit fortzufahren,

und die bewährte Methode nur den neuen Voraussetzungen anzupassen. Der Methode lag das Prinzip zugrunde, dem Opfer in weiser Dosierung Verwirrung und Ungewissheit einzuflößen und es dadurch moralisch zu entwaffnen. Die Entwaffnung verführte das Opfer dazu, kleinere Konzessionen zu machen, die wieder andere nach sich zogen, was sie in ein drittes Stadium treten liess, und so immer weiter, bis es völlig in sein Schicksal ergeben mit gesenktem Kopf und im Nacken verschränkten Händen den Genickschuss empfing.

Aus dieser Perspektive gesehen, kam es nicht darauf an, sofort den Kern des Widerstandes zu vernichten, sondern die Macht der Widerständler über die Masse zu brechen. Um das zu erreichen, musste man die Juden dahin bringen, ihre «falschen Hirten» zu verleugnen; geradezu ideal wäre es, wenn das Getto die «Hirten» selber auslieferte, denn auf diese Weise würden die Juden nicht nur ihren Schutz einbüßen, sondern sich auch moralisch derart belasten, dass ihnen der Tod als gerechte Strafe erscheinen musste.

Sobald das Prinzip feststand, ging man daran, es in die Tat umzusetzen.

Die erste Massnahme sollte dem Getto wieder Vertrauen einflößen. Daher musste man die Juden glauben machen, dass die Deportationen endgültig vorbei seien und das Leben wieder seinen normalen Gang nehme.

Also befahlen die «Techniker» Jacob Genns, den jüdischen Polizeichef des Gettos und starken Mann des Judenrats, zu sich. «Bester Genns», sagten sie, «die Zeit der Razzien ist vorbei, wir brauchen euch Juden für die Kriegsproduktion; sorgen Sie dafür, dass sie arbeiten, und wir garantieren Ihnen, dass niemand mehr deportiert wird.» Dann ernannten sie ihn zum Vorsitzenden des Judenrats.

Jacob Genns war ein merkwürdiger Mensch. Von einfacher Herkunft und mehr als lückenhafter Bildung, hatte er zu Beginn der Besetzung Wilnas seine Laufbahn als schlichter jüdischer Polizist begonnen. Als der erste Judenrat begriff, welche Rolle ihm zugehört war, und daraufhin sozusagen Selbstmord beging, hatte Jacob Genns die Polizisten zusammengerufen und ihnen in einer törichten Ansprache erklärt, es sei ihre Pflicht, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, damit nicht die Deutschen selber oder die Litauer diese Aufgabe übernahmen. Mit dieser Rede begann sein schwindelerregender Aufstieg. Seiner «verantwortungsbewussten» Haltung verdankte er die Ernennung zum Polizeichef im zweiten Judenrat, und in dieser Funktion befehligte er während der Razzien die jüdische Polizei und zählte am Gettoausgang die Festgenommenen, die nach Ponar gebracht wur-

den. Während dieser Aktionen schien er einen derartigen Eifer zu beweisen, dass er bald im ganzen Getto verhasst war. Er litt unter dieser Isolierung, und so versuchte er eines Tages sich zu rechtfertigen. Er begab sich zu einer literarischen Veranstaltung des Gettos, liess seine Prätorianergarde draussen stehen und betrat allein den Raum. Die Anwesenden empfingen ihn mit feindseligem Schweigen.

«Viele von Ihnen», sagte er, «nennen mich Verräter, andere werden sich fragen, was ich bei einer literarischen Veranstaltung zu suchen habe. Ich, Genns, lasse die unterirdischen Schlupfwinkel sprengen, in denen sich die verstecken, die der Deportation entgehen wollen; ich, Genns, gebe mir andererseits die grösste Mühe, den Bewohnern des Gettos Papiere und Ausweise zu verschaffen. Denn ich, Genns, bin für das Leben der Juden, nicht für die jüdische Ehre verantwortlich. Wenn mir tausend Juden abgefordert werden, liefere ich tausend Juden aus, denn sonst bedienen sich die Deutschen selber, und dann nehmen sie nicht eintausend, sondern viele Tausende. Wenn ich hundert Juden bewillige, rette ich tausend, und wenn ich tausend ausliefere, rette ich zehntausend.

Sie hier beschäftigen sich mit geistigen Dingen, Sie haben mit der Schande des Gettos nichts zu tun. Wenn Sie Glück haben und davonkommen, werden Sie unschuldig dastehen, und können dann sagen: ‚Unser Gewissen ist rein.‘ Wenn ich, Jacob Genns, davonkomme, werde ich besudelt dastehen, und an meinen Händen wird Blut kleben.»

Von da an nannten sie ihn den «Falschen Messias».

Als starker Mann des Judenrats kümmerte er sich um alle Probleme der Gettoverwaltung, und die Zeitung «Getto-Nachrichten» brachte viele Artikel von ihm. Ein Leitartikel, der kurz nach dem Ende der Deportationen erschien, veranlasste die «Techniker», sich für ihn zu entscheiden. «Es ist unsere Pflicht», hatte Genns in seinem Leitartikel geschrieben, «sowohl durch die Getto Verwaltung als auch durch die Arbeitskommandos zu beweisen, dass die Auffassung, wir seien zur Arbeit nicht fähig, grundfalsch ist. Wir müssen beweisen, dass wir für die Produktion unentbehrlich und im gegenwärtigen Stadium des Krieges nicht zu ersetzen sind. Zur Zeit gibt es im Getto 14'000 Arbeiter. Wir müssen die Zahl auf 16'000 erhöhen. Durch eine Auswahl unter den Arbeitern müssen wir dafür sorgen, dass unsere Nutzleistung insgesamt steigt, eine Leistung, die unsere Daseinsberechtigung erhöht. Daher müssen alle unsere Arbeiter ausserhalb des Gettos, die eine zu leichte Arbeit haben, ihre Stellungen auf geben und andere übernehmen, die von grösserem Nutzen sind. Das verlangt das Allgemeinwohl.»

Als Genns nach seiner Ernennung zum Polizeichef das Gestapogebäude verliess, strahlte er. Kein Zweifel – die Deutschen hatten den Appell in seinem letzten Artikel verstanden. Ihm, Jacob Genns, war es gelungen, die Tyrannen der Vernunft zugänglich zu machen; er war der neue Retter seines Volkes. Um seine Herrschaft grosszügig zu beginnen, gab er noch am gleichen Abend ein Bankett. Das Fest, bei dem die Polizisten selbstgepflückte Blumengebinde überreichten, dauerte die ganze Nacht hindurch, und immer wieder wurden auf «Jacob Genns, den Retter der Juden» dröhnende Toasts ausgebracht.

Am nächsten Morgen schickten ihm die Deutschen eine Gans. «Genns, Gans, das ist dasselbe», erklärte ihm der Überbringer. «Die Gans soll Ihr Hoheitszeichen sein.» Genns spürte nicht den Spott und erschöpfte sich in Danksagungen. Vor dem Gebäude des Judenrats liess er einen grossen Käfig errichten und stellte einen Polizisten ab, der sich ausschliesslich um den Vogel zu kümmern hatte. Und böse Zungen behaupteten, die Gans werde besser ernährt als die Armen des Gettos.

Am selben Tag noch liess er im Getto Plakate anschlagen, in denen seine Ernennung bekanntgegeben wurde, und benutzte die Gelegenheit, seine erste Proklamation als «König der Juden» herauszugeben. Nichts fehlte, weder die Amnestie noch das Friedensangebot an die tapferen Widerständler. Die Proklamation begann mit seiner künftigen Devise:

«Die Losung des Gettos heisst Arbeit, Gehorsam, Ordnung. Niemand von uns darf die Arbeit verachten noch sich auf den abschüssigen Weg begeben, der zum Verbrechen führt. Auf das Verständnis des Gettos bauend, habe ich Befehl gegeben, alle Personen, die sich im Bereich des Gettos in Gewahrsam befinden, auf freien Fuss zu setzen. Ich erlasse eine grosse Amnestie und gebe dadurch den ehemaligen Häftlingen die Möglichkeit, sich durch eine ehrliche Existenz loszukaufen. Aber jeder sollte sich klar sein, dass ich, im Kampf gegen die verbrecherischen Elemente und ihre Machenschaften, falls notwendig, vor härtesten Massnahmen nicht zurückschrecke.

Gezeichnet: Jacob Genns, Vorsitzender des
Judenrats und Polizeichef.»

Damit begann in dieser Welt des Hohns, in der alle zum Tode verurteilt waren, eine aufgeklärte Diktatur.

Anschliessend kümmerte sich Genns um die «Stützen» seines Regimes, die Polizisten. Er stattete sie mit neuen Uniformen und Dienstmützen mit goldener Borte aus. Für sich selber wählte er eine Admirals-

uniform, trug jedoch weiter eine Mütze, die er allerdings mit fünf Reihen Goldschnur verzieren liess.

Angesichts dieser Maskerade verschlug es dem Getto zunächst die Sprache. Da es aber weiterhin ruhig blieb, gewannen die Juden allmählich Vertrauen zu Genns. Manche, die aus dem Getto geflohen waren, kehrten zurück und nahmen sogar eine Arbeitsstelle an. Die Widerständler dagegen machten sich über Genns' Komödie lustig. Genns erschien ihnen eher lächerlich als gefährlich.

Und das Getto versank in friedlichen Schlummer. Langsam fasste man wieder Hoffnung – so stark ist der Lebenswille derer, die zuviel erlitten haben. Ein vorzeitiger Frühling brachte helle und warme Tage, und nach und nach verminderte sich der Alpdruck. Ponar war nur ein Traum gewesen. Stillschweigend waren die Gettobewohner übereingekommen, die Verschwundenen nicht mehr zu erwähnen.

Die paradisische Zeit hielt lange an. Kein Opfer scheuend, ernannten die «Techniker» Genns zum Chef aller Gettos in Litauen und Weissrussland. Aus diesem Anlass veranstaltete er wieder ein Bacchanal.

Da der neue «Kaiser» seine Aufgabe ernst nahm, schickte er die Polizei in alle Gettos seines Reichs, um sie nach dem Muster Wilnas zu organisieren: «Arbeit, Gehorsam, Ordnung». Wilna wurde zur Schein-Metropole eines Schein-Imperiums.

All das belustigte die «Techniker», aber das Problem der Getto-liquidierung war damit noch nicht gelöst. Die Widerständler, die sie fassten, begingen Selbstmord, ehe man sie vernehmen konnte, denn alle trugen eine scharfe Granate unter dem Gürtel, die explodierte, wenn sie den Bauch einzogen. Gefährliche Fanatiker.

Die «Techniker» verlangten nicht viel, nur einen Namen, mehr nicht, nur den Namen des Chefs. Sie wussten genau, dass es sinnlos gewesen wäre, die Auslieferung aller Widerständler zu verlangen, denn zu viele Familienbande verknüpften die Rebellen mit den Juden im Getto. Aber wenn sie nur einen forderten, einen einzigen gegen zwanzigtausend, würde das Getto ihn mit Genns' Hilfe ausliefern. Den «Technikern» lag nicht viel an dem Mann selbst, es ging ihnen in erster Linie darum, dass er vom Getto verraten würde. Es gibt einen Verrat, der die Verräter zerbricht. Das wussten die «Techniker».

Schliesslich kam ihre Chance. Ein litauischer Partisan nannte ihnen den Namen des Chefs der Widerstandsbewegung: Itzak Wittenberg.

Die «Höllmaschine» war seit Langem fertig. Nur die Lunte musste noch angezündet werden. Als sie Jacob Genns holen liessen, hielten sie das Streichholz an die Zündschnur.

«Bester Genns», sagten sie, «wir haben ein Übereinkommen mit

Ihnen getroffen. Unsererseits haben wir es gewissenhaft eingehalten. Leider haben Sie das nicht getan.»

Genns erschrak und begriff nicht, was vorging. Er überschlug sich fast in Danksagungen dafür, dass die «Techniker» ihr Wort gehalten hatten, versicherte, alle Juden arbeiteten mit Begeisterung, ohne sich im Geringsten zu schonen, und schloss:

«Wenn Sie irgendetwas zu beanstanden haben, bitte sagen Sie es mir; ich bringe es sofort in Ordnung.»

Genau das hatten die «Techniker» von ihm erwartet.

«Jacob Genns, Jude und Judensohn, Sie sind ein Spitzbube wie alle Ihre Glaubensgenossen.»

Damit hatten sie seine Achillesferse getroffen. Seit Genns befördert worden war, hatte er sich bemüht, die «Ehrlichkeit» seiner Herren zu imitieren, aber da er nicht wusste, worauf seine Gesprächspartner hinauswollten, konnte er nur platte Ergebenheitsbeteuerungen stammeln.

Die «Techniker» liessen ihn noch eine Weile im Dunkel tappen, und als sie sahen, dass ihm der Schweiss auf die Stirn trat, glaubten sie, ihn so weit zu haben, wie sie ihn haben wollten.

«Gewiss», erklärten sie ihm mit ernster Miene, «was die Arbeit betrifft, können wir uns nur beglückwünschen, Ihnen die Verwaltung übertragen zu haben ... «

Genns strahlte.

«... Aber soeben haben wir die Mitteilung bekommen, die Ihre Unfähigkeit beweist – oder Ihr Doppelspiel, was ebenso schlimm wäre.»

Wie Abraham vor Gott, wäre Genns in diesem Augenblick bereit gewesen, seinen Sohn zu opfern, um seinen Herren und Meistern zu beweisen, dass er aufrichtig war. Die «Techniker» spürten es.

«... Wir haben erfahren, dass ein Agitator das Getto gegen uns aufhetzt.»

«Ein Agitator? Aber das riskiert doch kein Mensch!»

«Wir wissen sogar, wie er heisst!»

Blind trat Genns in die Falle, da er eine Möglichkeit sah, selber dazuzukommen.

«Ich bitte Sie, sagen Sie mir den Namen, und morgen übergebe ich Ihnen den Mann.»

«Nichts anderes haben wir von Ihnen erwartet, bester Genns.» Mit einem Lächeln deuteten die «Techniker» an, dass die Versöhnung bevorstand. «Er heisst Itzak Wittenberg.»

Auf dem Rückweg ins Getto machte Genns seiner Wut über die Widerständler Luft. «Diese Schwachsinnigen, die meine ganze Politik

in Misskredit bringen.» Er ging rasch und murmelte vor sich hin: «Immerhin kann ich das Schlimmste verhindern. Dank meiner guten Beziehungen zu den Deutschen. Aber Wittenberg kommt nicht davon, dafür werde ich sorgen.» Polizisten in seiner Begleitung hörten ihn den Namen Wittenberg murmeln, und einer ging gleich darauf zu ihm, um ihn vor Genns zu warnen.

Wittenberg rief sofort den Generalstab der Widerständler zusammen. Schon war die Nacht hereingebrochen. Im Getto herrschte tiefste Stille. Alle fühlten, dass der «Sitzkrieg», «la drôle de guerre», vorüber war und es nun zum Kampf kommen musste. Die Besprechung hatte kaum begonnen, als Genns' Abgesandter erschien: Genns wünschte sofort Wittenberg und die wichtigsten Chefs zu sprechen. Die beiden im Getto nebeneinander bestehenden Obrigkeiten kannten sich und hatten sogar Kontakt miteinander, aber unter diesen Umständen schien die Aufforderung verdächtig. Die Widerständler witterten eine Falle und wollten Genns' Bitte nicht nachkommen, aber Wittenberg setzte sich durch. Da er über zweihundertfünfzig wohlausgebildete und zu allem entschlossene Leute verfügte, fühlte er sich als Herr des Gettos. Er beschloss, die allgemeine Mobilmachung anzuordnen und sich dann zum Judenrat zu begeben, wo Genns auf ihn wartete.

In fünfzehn Minuten hatte jeder seinen Posten bezogen. Angesichts dieser hervorragenden Leistung überkam Wittenberg ein Gefühl des Stolzes. Die beiden Sonderabteilungen hatten befehlsgemäß das Gebäude des Judenrats umstellt und die dort befindlichen jüdischen Polizisten unauffällig entwaffnet. Zur selben Zeit fand sich Wittenberg mit seinem Generalstab bei Jacob Genns ein.

Im Büro des Polizeichefs wimmelte es von Polizisten.

«Itzak Wittenberg, ich verhafte dich», sagte Genns und gab seinen Männern ein Zeichen. Wittenberg widersetzte sich nicht.

Genns, der mit einem Handgemenge gerechnet hatte, war so überrascht, dass er eine Entschuldigung stammelte.

«Es tut mir leid, aber die Deutschen wissen von dir. Sie haben gedroht, das Getto zu vernichten, es sei denn, ich liefere dich aus. Zwanzigtausend gegen einen. Mein Entschluss steht fest.»

Wittenberg verachtete Genns, aber er wusste, wenn Genns nicht gewesen wäre, hätten die Deutschen an seiner Stelle einen anderen gefunden. In Wilna mangelte es nicht an Schuften. Er verachtete Genns, aber er wusste, dass er aufrichtig war und tatsächlich glaubte, zum Wohl des jüdischen Volkes zu handeln, genau wie er selber; nur hatte sich der eine für die Zusammenarbeit mit den Deutschen und der andere für den Kampf entschieden.

Wittenberg wollte Genns eine letzte Chance geben, seinen entsetzlichen Irrtum zu erkennen, der die Juden in die Würdelosigkeit und dann in den Tod stiess.

«Hör zu, Genns. Ich weiss – du glaubst, dass du zum Wohl des jüdischen Volkes handelst. Aber du irrst dich, denn die Deutschen haben uns alle zum Tode verurteilt. Deine Feigheit, deine ganze Verräterei verzögert das Ende vielleicht – aber wir entgehen ihm nicht. Wir haben immer viel zu leiden gehabt, und Pogrome waren unser täglich Brot, aber das, was sich jetzt ereignet, ist mit dem, was wir als Schlimmstes kannten, nicht zu vergleichen. Früher hat man uns aus Hass und aufs Geratewohl umgebracht, heute werden wir ohne Hass und mit System ausgerottet – das ist das Schlimme. Wir haben es nicht mehr mit Menschen zu tun, wir haben Maschinen vor uns . . .»

Da Wittenberg in seiner Hand war, leistete sich Genns den Luxus, ihm zuzuhören.

«... Wenn sie uns wenigstens hassten, dann könnte man versuchen, mit ihnen zu reden. Wenn sie uns etwas Bestimmtes vorzuwerfen hätten, dann könnte man versuchen, ihnen zu beweisen, dass sie sich täuschen; aber sie hassen uns nur, wie man Ungeziefer hasst, und in ihren Augen ist unser einziger Fehler, überhaupt zu existieren. Wir alle, Genns, sind nur lebende Leichname: du, ich, dein Sohn und mein Sohn. Der Rest ist nur eine Frage der Zeit. Aber eines ist uns geblieben, unsere Ehre, und die können wir retten.»

Genns war betroffen. Er fühlte sich dem Widerstandschef verbunden, denn er sorgte sich wie Wittenberg um das jüdische Volk.

«Vielleicht gibt die Zukunft dir recht, Itzak», sagte er, «und vielleicht wird mein Name eines Tages verflucht. Trotzdem sagt mir mein Gefühl, dass du unrecht hast. Du sprichst von der Ehre wie ein Goi und nicht wie ein Jude. Der Jude sieht seine Ehre darin, Gott zu ehren – so hat es uns Moses gelehrt. In Spanien haben wir die Scheiterhaufen bestiegen, als die Heiden uns zwingen wollten, unseren Gott zu verleugnen. Aber heute ist unser Leben bedroht, nicht unsere Ehre.»

Dass die beiden Männer noch als Todfeinde über den Sinn der Ehre diskutierten, hatte etwas Seltsames, denn unter den gegebenen Umständen musste einer von ihnen für den anderen sterben. Wenn er Wittenberg nicht auslieferte, musste Genns sterben; wenn Genns ihn auslieferte, musste Wittenberg sterben.

«Deshalb sage ich dir, Itzak Wittenberg, dass du unrecht hast, denn dein Begriff von der jüdischen Ehre ist falsch. Warum Gott seinem Volk diese Strafe auferlegt hat, weiss ich nicht, aber eines weiss ich:

Gott kann nicht wollen, dass sein Volk ausgerottet wird. Denn wenn er das wollte, dann hätte er sein Wort verleugnet, dann hätte er den Bund zerrissen. Daher weiss ich, dass ich Seinem Willen gehorche, wenn ich, um jüdisches Leben zu retten, sogar Verrat begehe. Moses hat die Juden aus den Klauen Pharaos befreit und Esther aus denen Amans, vielleicht hat Gott diesmal mich erwählt.»

Sprachlos sah ihn Wittenberg an und fühlte, wie der Zorn ihn packte.

«Du bist ja wahnsinnig, Genns. Du leidest an Grössenwahn! Du, eine Marionette der Deutschen, du hältst dich für den Retter des jüdischen Volks?»

Tief verletzt, wurde Genns sofort wieder «Diktator».

«Vielleicht bin ich wahnsinnig, aber ich bin Herr des Gettos», sagte er und straffte sich.

«Nicht einmal das bist du», sagte Wittenberg verächtlich.

«Führt ihn ab!» brüllte Genns.

Die Polizisten zögerten, so sicher wirkte Wittenberg.

«Sieh dir an, wer Herr des Gettos ist», sagte Wittenberg, ging zum Fenster und öffnete es.

Als Genns an seine Seite getreten war, pfiiff Wittenberg leise und beugte sich vor. An allen Ecken tauchten Silhouetten auf. Rasch trat Genns zurück.

Wittenberg gab seinem Generalstab ein Zeichen und verliess mit seinen Männern den Raum. Voller Hass schrie Genns ihm nach:

«Ich kriege deinen Kopf schon noch, Wittenberg. Entweder du oder ich!»

Der Krieg war erklärt. Der Generalstab der Widerstandsbewegung gab die allgemeine Mobilmachung bekannt.

In dieser Nacht kam Genns nicht zum Schlafen. Er sah seine ganze Politik Zusammenstürzen – eines Mannes wegen, eines einzigen Mannes wegen, obwohl doch vierzigtausend in Ponar getötet worden waren. Was bedeutete schon einer gegenüber vierzigtausend Toten und zwanzigtausend, die sterben sollten? Ob er selber überleben würde oder nicht, war ihm gleichgültig, sein Leben gehörte seinem Volk. Sollten aber alle seine Anstrengungen umsonst sein und das Getto liquidiert werden – wegen dieses einen Schwachsinnigen? Wittenberg hätte in die Wälder gehen sollen, wenn er unbedingt kämpfen wollte! Auf die Polizei war kein Verlass, und so dachte er daran, Wittenberg das Getto auf den Hals zu hetzen. Dann aber fiel ihm ein, was Maimonides geschrieben hatte: «Wenn die Götzenanbeter euch

sagen: ‚Gebt uns einen von euch, wir werden ihn töten, wenn ihr euch aber weigert, töten wir euch alle‘, dann müsst ihr alle zum Sterben bereit sein und dürft keine einzige Seele Israels freiwillig ausliefern.»

Erschüttert murmelte er: «Es ist nicht möglich, es ist nicht möglich.» In Gegenwart seines Adjutanten, der die Skrupel seines Chefs übertrieben fand, ging er im Zimmer auf und ab.

«Hast du gesagt «keine einzige Seele’?» fragte der Adjutant auf einmal.

«Ja. Warum?» fragte Genns zurück und blieb stehen.

«Man verlangt ja nicht seine Seele von dir, nur seine Leiche.»

Genns sah ihn an und lächelte nachdenklich. Plötzlich, wieder ernst werdend, fragte er:

«Glaubst du, sie akzeptieren deine Auslegung?»

«Sie haben zuviel Angst, um sie unter die Lupe zu nehmen.»

Den Rest der Nacht verbrachte Genns damit, die Rede aufzusetzen, mit der er am nächsten Tag die Gettobewohner beschwören wollte, ihm Wittenberg auszuliefern.

Am nächsten Morgen gingen die Polizisten von Haus zu Haus und riefen die Bevölkerung auf, sich auf dem Platz vor dem Gebäude des Judenrats einzufinden. Schon hatte sich das Gerücht verbreitet, die Deutschen verlangten die Auslieferung Wittenbergs, und das Getto war zutiefst beunruhigt.

Als Genns am Fenster seiner Amtsräume erschien, hoben sich alle Köpfe, und tiefe Stille trat ein.

Zunächst schilderte Genns die Entwicklung des Wilnaer Gettos. Er erinnerte an die entsetzlichen Razzien, an die verschwundenen Verwandten, an die Angst, in der sie damals gelebt hatten, und stellte dem die Ruhe gegenüber, die seit einigen Monaten herrschte. In tragischem Ton fuhr er fort:

«Diese Ruhe ist heute bedroht.» (Die Menge durchlief ein Zittern.) «Bedroht durch einen einzigen Mann.» (Die Köpfe senkten sich, denn das wusste sie schon.) «Ich habe ihn gewarnt, ihn und seine Freunde; ich habe ihnen gesagt, was ihre Pflicht ist, aber sie haben auf mich nicht hören wollen. Ich habe sie in Frieden gelassen, denn sie sind Juden wie wir. Aber heute gefährden sie durch ihre Inkonsequenz das ganze Getto. Gestern habe ich ihn holen lassen, habe ihn aufgefordert, sich zu stellen, um das Getto zu retten. Er hat sich geweigert. Vielleicht denkt er, sein Leben sei kostbarer als euer aller Leben.»

Die Menschenmenge hatte verstanden, was Genns verlangte. Alle hielten den Atem an. Einen Augenblick lang liess Genns den Blick

über sie schweifen, um sie spüren zu lassen, welcher Kampf sich in ihm abspielte. Dann sagte er in sachlichem Ton:

«Gestern bin ich zur Gestapo gerufen worden. Sie hat mich vor die Wahl gestellt: Wittenberg oder das Getto. Heute liegt die Entscheidung bei euch. Ein Mann oder zwanzigtausend. Vor heute Abend.»

Zwei, drei Stimmen schrien: «Wittenberg verrecke!», aber sie fanden kein Echo.

Kurz nach Ende der Rede ging Wittenberg zum Treffpunkt des Generalstabs. Schon wussten alle im Getto Bescheid; wer ihm auf der Strasse begegnete, hatte den Blick abgewendet. Er war sehr blass.

«Die armen Menschen», sagte er, als er sich setzte.

Niemand antwortete.

«Sie lassen uns im Stich. Welcher Wahnsinn, dass der Lebenswille auch die Gescheitesten blind machen kann.»

Plötzlich sah er sie scharf an.

«Aber auf euch kann ich doch zählen, oder?» fragte er aggressiv.

Ein Schrei der Empörung antwortete ihm.

«Gut. Befassen wir uns mit der Taktik.»

«Wir stehen mit dem Rücken zur Wand», sagte einer. «Ein Aufstand hat jetzt keinen Sinn mehr, denn das Getto ist gegen uns.»

«Das Getto wird sowieso liquidiert», unterbrach ihn Wittenberg. «Heute oder in einem halben Jahr, das ist dasselbe. Halten wir uns an den festgelegten Plan.»

«Die Leute werden uns die Schuld für das Massaker zuschieben», sagte ein zweiter.

«Das ist mir egal. Ich will nur eins: dass die Juden sich erheben.»

In diesem Augenblick zerklirrte eine Fensterscheibe. Von der Strasse klangen Schreie herauf: «Wittenberg! Feigling! Feigling! Er rettet seine Haut auf Kosten des Gettos.» Vor dem Haus drängten sich Gassenjungen.

«Hör zu, Itzak», sagte Wittenbergs Adjutant. «Besser, du bleibst nicht hier. Wenn sie dich sehen, müssen wir schießen, um dich zu decken, und ich bin nicht sicher, ob die Männer imstande sind, auf Juden zu schießen.»

«Du hast recht», sagte Wittenberg. «Gut. Ich ziehe mir etwas anderes an und verlasse das Haus durch den Geheimgang.»

Er liess sich ein schwarzes Kleid und ein Kopftuch bringen. Wortlos zog er sich um. Ehe er aus dem Zimmer ging, sah er seine Kameraden an und sagte mit harter Stimme:

«Damit es kein Missverständnis zwischen uns gibt: Ich stelle mich nicht.»

Stumm senkten sie die Köpfe.

Als er fortgegangen war, trat jemand ans Fenster und rief hinter, Wittenberg sei nicht da; wenn sie wollten, könnten sie heraufkommen und sich selber davon überzeugen. Dann setzte er sich wieder hin.

Lange Zeit herrschte Schweigen.

Schliesslich schlug der Jüngste dem Generalstab vor, sie alle sollten auf der Strasse Selbstmord begehen. Und wieder herrschte Schweigen.

Wittenberg wagte sich nicht nach Haus; die Hand am Revolver irrte er durch das Getto.

Um die Mittagzeit liess Genns durch seinen Adjutanten bekanntgeben, die Deutschen hätten Panzerwagen und Flugzeuge angefordert. Die Nachricht verbreitete sich mit Windeseile, und nun rannten entfesselte Banden durch das Getto. Die Menschenjagd hatte begonnen.

Um zwei Uhr liess Genns bekanntgeben, die Panzerwagen seien eingetroffen. Und das halbe Getto zog sich in die Schlupfwinkel zurück.

Dr. Ginsberg war auf dem Nachhauseweg, da begegnete er Wittenbergs Frau, die ihren kleinen Sohn bei sich hatte. Frau Wittenberg weinte. Sie hatte gerade noch entkommen können, als die jüdische Polizei nach ihr fragte, um sie als Geisel festzunehmen.

«Verstecken Sie mich», bat sie flehentlich.

Der kleine Junge sah den Arzt mit grossen, hoffnungslosen Augen an.

Der Arzt nahm sie mit und brachte sie in das Versteck seines Hauses, in dem sich die anderen Hausbewohner schon eingefunden hatten. Niemand erkannte Frau Wittenberg, aber alle blickten sie feindselig an. Der Arzt sagte ihnen, er bürge für die Unbekannte, und so beruhigten sie sich.

Von der Strasse her war ein Grollen zu hören, und niemand wagte, sich zu bewegen.

Plötzlich wurde das Getöse von einer Stimme übertönt.

«Achtung, Achtung! An alle Hausbewohner: Wenn Wittenberg in einer Stunde nicht ausgeliefert ist, wird das Getto zerstört. Sucht ihn. Er gibt sich als Frau aus; er trägt ein schwarzes Kleid und ein Kopftuch. Achtung. Achtung. An alle Hausbewohner ...»

Die Stimme wurde leiser, Hassgeschrei löste sie ab. In dem Schlupfwinkel flüsterte eine Frau:

«O Gott, gib, dass sie ihn finden.»

Frau Wittenberg sah alle der Reihe nach an, jedes Gesicht verriet schweigende Zustimmung. Sie drückte den Kopf ihres Sohnes an die Brust. Seine Augen waren wie tot, aus seiner Kehle kam Schluchzen.

Wittenberg folgte der Menge und versuchte, in ihr unterzutauchen. Er fühlte sich in die Enge getrieben. Jetzt sah er zwei Polizisten auf sich zukommen. Er drehte sich um; zwei andere schnitten ihm den Rückzug ab. Er ging zwei Schritte auf sie zu, zog den Revolver, schoss und stürzte vorwärts. Den Polizisten blieb keine Zeit zur Reaktion, und er rannte sie um. Aber die beiden anderen hinter ihm schrien: «Das ist Wittenberg! Haltet ihn!» und setzten hinter ihm her. Und heulend stürzte die Menge ihm nach. Er drehte sich um und schoss aufs Geratewohl. Das Hassgeschrei schwoll an.

Er beschloss, sich ins Hauptquartier der Widerstandsbewegung zu flüchten.

Es gelang ihm, die Verfolger abzuschütteln, aber als er sein Ziel erreichte, war etwas in ihm zerbrochen. Er stieg die Treppe hinauf und betrat den Raum, in dem der Generalstab immer noch versammelt war.

Sein Adjutant trat ihm entgegen und bat ihn, Platz zu nehmen.

«Itzak», sagte er, «du musst dich stellen.»

Wittenberg war noch nicht wieder zu Atem gekommen. Plötzlich fiel ihm wieder ein, was Lydia gesagt hatte: «Es gibt keine Wälder mehr, Itzak, es gibt nichts mehr, die Welt ist tot.» Mit einem Male begriff er, was sie hatte sagen wollen. Was für ein Träumer war er doch gewesen! Ehre, Heldentum, – das war ja längst sinnlos geworden. Es war nur noch Raum für Hass geblieben, für grenzenlosen, unauslöschlichen Hass. Aber er empfand keinen Hass. Nur wer lebt, kann hassen – und er war schon tot.

Er hob den Blick. Sein Atem ging wieder ruhig.

«Ihr habt recht», sagte er mit einer schon fernen Stimme. «Es steht uns nicht einmal zu, kämpfend zu sterben. Wir sind Kinder gewesen, all das geht weit über unseren Verstand.»

Mit leiser, gleichgültiger Stimme setzte er hinzu:

«Geht Genns holen.»

Während des langen Schweigens, das seinen Worten folgte, hielt ihm sein Adjutant eine Giftampulle hin.

Wittenberg sah auf, als hätte er geträumt.

«Danke», sagte er und steckte sie ein.

Die Strasse war leer, als er aus dem Haus trat. Ein Wagen der Gestapo erwartete ihn vor der Tür. Er bückte sich, um einzusteigen, und fuhr rasch mit der Hand an den Mund. Ein leises Knirschen war zu hören, als das Glas zerbrach. Die Autotür schlug zu und der Wagen fuhr ab.

Dr. Ginsberg musste notieren: «Abends kamen die Juden aus den

Schlupfwinkeln heraus. Sie waren beschämt und bedrückt. Dann ging das eintönige Leben im Getto weiter, aber von diesem Tag an wagte man nicht mehr, einander in die Augen zu sehen.»

Einige Zeit später war das Getto liquidiert.

5

Wenn auch das Wilnaer «Versuchsgetto» ein Erfolg für die Präparierungs-Methode war, so hatte Ponar die «Techniker» doch nicht völlig zufriedengestellt. Die Schwächen des Systems hatten sich bald gezeigt, und so wurde es nur noch in Lagern von lokaler Bedeutung angewendet, etwa in Babi Yar für die «Behandlung» der Juden aus Kiew oder in Janowska für die Juden aus Lwow (Lemberg).

Die Unzulänglichkeiten des Systems waren sowohl technischer als auch psychologischer Natur, und zwar betrafen sie die Art und Weise der Hinrichtung. Die Methode des Erschiessens zeitigte einerseits zahlenmässig nur begrenzte Ergebnisse; andererseits knüpfte sie zwischen Schindern und Opfern zu enge Bande, die der Moral der Schinder abträglich waren.

Das Erschiessen selber führte zu Meinungsverschiedenheiten unter den «Technikern», die sich in zwei Schulen teilten: die «Klassiker» und die «Modernen». Die «Klassiker» nahmen Partei für das althergebrachte Exekutionskommando mit zwölf Schritt Abstand und Gewehrsalve. Die «Modernen» vertraten die Ansicht, dieser klassische Apparat entspräche nicht mehr der veränderten Lage, und hielten es mit dem schlichten Genickschuss. Diese Methode trug schliesslich den Sieg davon, da sie bessere Ergebnisse erzielte. Hierdurch aber spitzten sich die psychologischen Probleme zu.

In einem Exekutionskommando weiss niemand, wer den zum Tode Verurteilten getötet hat. Die neue Methode war dagegen nicht anonym. Jeder Schinder hatte «seine» Opfer, denn SS-Mann Soundso trat in Aktion und nicht die Abteilung XY. Hinzu kam, dass diese neue Methode zu einer physischen Annäherung führte, da der Schinder nur knapp einen Meter hinter seinem Opfer stand. Gewiss, er sah das Gesicht seines Opfers nicht; es stellte sich jedoch heraus, dass auch das Genick den Menschen zum Individuum macht. Die Vielzahl demütiger,

stolzer, angstvoller, kräftiger oder zarter, mit Flaum bedeckter oder braungebrannter Genicke wurden den Schindern bald unerträglich, denn sie konnten sich eines gewissen Schuldgefühls nicht erwehren. Die «Gesichter» ohne Augen verfolgten sie im Schlaf. Paradoxerweise waren es die Schinder und nicht die Opfer, die Schwierigkeiten machten. Und deshalb wurde das Problem von den «Technikern» ernst genommen.

So tauchte, sicherlich zum erstenmal in der Geschichte, die Frage auf, wie Menschen in Millionen liquidiert werden könnten. Heute scheint uns die Lösung auf der Hand zu liegen, so dass sich niemand mehr diese Frage stellt. 1941 aber war das anders. Mit den wenigen historischen Präzedenzfällen war nichts anzufangen, weder mit der Ausrottung der Indianer in Süd- und Mittelamerika durch die Spanier oder in Nordamerika durch die Amerikaner noch mit der Vernichtung der Armenier durch die Türken zu Anfang dieses Jahrhunderts. In keinem dieser Fälle war ein neues Verfahren ausprobiert worden; man war beim jahrtausendealten Aufhängen und beim Erschiessen geblieben, und beides war, wie wir gesehen haben, nicht das, was die «Techniker» suchten.

Eine Tötungsmaschine musste erfunden werden. Systematisch, wie die «Techniker» waren, zählten sie die erforderlichen Bedingungen für die Maschine in einem «Ausschreibungsdokument» auf. Sie musste diskret sein, um bei den Opfern keine Unruhe und bei den Augenzeugen keine Neugier zu erwecken; sie sollte leistungsfähig sein, um den weitreichenden Plänen zu genügen, die die Urheber der Operation «Endlösung» hegten; sie sollte einfach zu handhaben sein und schliesslich den Opfern einen friedlichen Tod garantieren.

Viele Monate vergingen, ehe das legendäre «Heureka» erklang.

Jemand namens Becker stiess den Ruf aus. Er hatte einen Lastwagen entworfen, dessen Auspuff in den rückwärtigen, abgedichteten Teil des Wagens mündete. Die Opfer wurden durch Kohlenoxyd getötet. Becker hatte viele Versuche vorgenommen, ehe er das Projekt auf den Instanzenweg schickte. Falls ein bestimmtes Verhältnis zwischen dem Hubraum des Motors und dem Kubikinhalt des abgedichteten Wagenteils bestand und der Motor zehn bis fünfzehn Minuten lang mit mässiger Geschwindigkeit lief, mussten die Opfer, seiner Berechnung nach, einschlafen und friedlich sterben. Folgerichtig schlug er vor, etwa fünfzehn Kilometer von den Sammelpunkten entfernt Gruben ausheben zu lassen; dadurch hatten die Lastwagen, wenn sie mit vierzig Stundenkilometer Geschwindigkeit fuhren, eine Sicherheitsspanne von fünf bis zehn Minuten. Schliesslich schlug er eine Reihe von Detailver-

besserungen vor, zum Beispiel, im Innern des Wagens Fensterattrappen anzubringen, um die Gutgläubigkeit der Opfer noch an der Schwelle des Todes zu stärken. Becker versicherte, dank seinem System würden die Opfer sterben, ohne dass jemand es merkte, nicht einmal die «Betroffenen».

Die «Techniker» waren von der Einfachheit und Leistungsfähigkeit des Projekts angetan und verwirklichten es sofort. Die ersten Vergasungs-Lastwagen wurden im Frühjahr 1942 in Betrieb genommen. Ihre kurzlebige Karriere sollte dem armen Becker vielerlei Verdruss bringen.

Die Vergasungs-Lastwagen hatten erst seit knapp einem Monat das Erschiessen abgelöst, als auch schon in Berlin Beschwerden eintrafen. In allen Meldungen wurde beanstandet, dass die Vergasungs-Lastwagen die Opfer nicht ordentlich töteten. Das Bild, das sie beim Öffnen der Türen boten, so hiess es in den Berichten, sei so schrecklich, dass sich die SS-Männer betrinken müssten, um «den Schock zu überwinden». Becker, an den die Beschwerden weitergeleitet wurden, fühlte sich in seiner Erfinderehre gekränkt und beschloss, sich an Ort und Stelle zu informieren. Was er sah, überzeugte ihn, dass Menschen zu töten schwieriger ist, als man sich bislang vorgestellt hatte. Auch hier war es nicht die Widerspenstigkeit der Opfer, die die Probleme aufwarf, sondern die menschliche Unzulänglichkeit der Schinder. Da die Fahrer der Vergasungs-Lastwagen, Typ Becker, von der letzten Reise ihrer Passagiere allzu beeindruckt waren, traten sie den Gashebel durch, um sich schneller ihrer düsteren Fracht zu entledigen. Statt friedlich einzuschlafen, starben die Opfer unter entsetzlichen Qualen und boten nach ihrem Tod jenes «indezente» Bild, über das sich die Schinder beschwerten.

Nachdem Becker vergebens versucht hatte, den Fahrern gut zuzureden und zu erklären, dass sie im Interesse ihrer Opfer und ihrer Kameraden unbedingt langsamer fahren müssten, machte er sich daran, seine Erfindung zu verbessern, und liess den abgedichteten Teil auf Kippwagen montieren. Dennoch gab man ihm den Abschied.

Der Ärger mit den Fahrern hatte höheren Orts einen sehr schlechten Eindruck gemacht, und so kam man zu dem Schluss, es sei nutzlos, derart hohe Summen in ein Verfahren zu investieren, das die beim Erschiessen aufgetretenen psychologischen Probleme auch nicht löste. Beckers Stern sank, und als die Liquidierung des Warschauer Gettos angeordnet wurde, ging sein Stern unter.

Das Warschauer Getto war eine eindrucksvolle Ansammlung von vierhunderttausend Juden. Die Vernichtung dieses Gettos verlangte

seiner Grösse entsprechende Installationen. Die Vergasungseinrichtung Typ Becker (fünfzehn bis zwanzig Plätze je nach Ausführung) konnte eine solche Aufgabe nicht erfüllen. Aber man brauchte ja nicht mehr bei Null anzufangen; es gab immerhin schon zwei Modelle: das Lager von lokaler Bedeutung Typ Ponar und die Vergasungsanlage Typ Becker. Die «Techniker» verglichen die Qualitäten beider Modelle. In Ponar hatte man das Problem der Leichenbehandlung gelöst, indem man sie eigens zu diesem Zweck ausgewählten Juden übertrug. Das jedoch war nur bei einer stationären Einrichtung möglich. Becker seinerseits hatte das Problem der Konfrontierung mit dem Genick der Opfer gelöst. Das Doppelproblem fand seine Lösung in zwei Stufen. Ein «Forscher», dessen Name der Geschichte leider nicht erhalten ist, kam auf den Einfall, man könne doch die Vergasungsanlage Typ Becker in einem Lager Typ Ponar aufstellen. Diese theoretische Lösung enthielt auch die Lösung für das dritte Problem: das der Leistungsfähigkeit. Die abgedichtete Kammer war deshalb so klein, weil sie fahrbar sein musste. Doch sobald nicht die Vergasungsanlagen zu den Juden, sondern die Juden zu den Vergasungsanlagen kamen, gab es keinen Grund mehr, sie auf Räder zu montieren: also konnte man sie vergrössern. Kurz, man musste nur einen abgedichteten Raum konstruieren, der durch einen Motor mit Abgasen gefüllt werden konnte. Die erste Gaskammer war geboren. Der Weg bis zu den ultramodernen Auschwitz-Gaskammern, die mit Zyklon B betrieben wurden, war noch weit, aber die Richtung war nun gegeben. Nur die Details blieben noch auszuarbeiten. Wenn das erste Automobil auch mehr noch einer klassischen Kutsche glich als den modernen Wagen, so stand es diesen technisch doch näher als jener.

Mit der Gaskammer endete der Dilettantismus; die handwerkliche Epoche war vorbei; die allen Neuerungen innewohnenden Irrtümer hörten auf. Die «Endlösung» war in die Ära der Technisierung getreten; die Maschine kam dem Menschen zu Hilfe, und der gute Wille wurde von der Technik ersetzt. Ein fast perfektes System war geschaffen, aus dem eine neue Welt hervorwachsen sollte.

Vor dem Kriege hatte es an der Strecke Siedlec–Malkinia in unmittelbarer Nähe der grossen Eisenbahnlinie Warschau–Białystok einen kleinen vergessenen Bahnhof gegeben, der einen eigenartigen, schönen Namen trug: Treblinka. In der sandigen, flachen und feuchten Gegend, in die nur Tannenwäldchen einige Abwechslung brachten, nahm sich die kleine Bahnstation seltsam verwunschen aus. Da sie dicht an der deutsch-russischen Demarkationslinie vom 28. September 1939 lag,

wurde sie jedoch im Juni 1941 durch die Vorbereitungen auf den Einmarsch in Russland der Vergessenheit entrissen. Ihrer strategischen Lage verdankte sie den Besuch deutscher Militärs, und der Zufall wollte es, dass die «Techniker», die sich in ihrer Begleitung befanden, sofort vom Reiz dieser unbekannteren, menschenleeren Gegend fasziniert waren. Und so richteten die «Techniker» im August 1941 neben einer Kiesgrube, von der ein Anschlussgleis zur Strecke Siedlec–Malkinia führte, ein gemischtes Arbeitslager für Juden und Polen ein.

Als im Frühjahr 1942 das Problem auftauchte, für die Warschauer Juden ein grosses Vernichtungslager anzulegen, entsannen sich die «Techniker» dieser kleinen Bahnstation, die verloren in der Heide lag.

Bei einer raschen Inspektion der Umgebung fiel ihr Blick auf ein etwa zwanzig Hektar grosses Gelände: Im Süden begrenzt von dem Anschlussgleis der Kiesgrube, und im Norden durch eine sich lang hin-streckende, tannenbewachsene Anhöhe von der Eisenbahnlinie Siedlec–Malkinia und der Landstrasse Kossow–Malkinia abgeschildert und vor neugierigen Blicken geschützt.

Aus symbolischen Gründen war der erste Transport Warschauer Juden auf den 9. Tag des Monats Av festgesetzt worden, auf den Tag, an dem man der Zerstörung des Tempels gedenkt, der in diesem Jahr auf den 22. Juli fiel, und so ging man sofort an die Arbeit.

Der Rohbau wurde den Häftlingen des Arbeitslagers übertragen. Sie bauten ein zweites Anschlussgleis an die zur Kiesgrube führende Abzweigung, eine Reihe Baracken, einen Steinblock mit drei Gaskammern, hoben tiefe Gruben aus und zogen um den ganzen Komplex einen Stacheldrahtverhau. Dann wurden sie getötet und durch Juden aus den umliegenden Marktflecken Wengrow, Stoschek und Wingrowski ersetzt, die die «Techniker» eigens ausgewählt hatten. Diese Juden, von Anfang an dazu bestimmt, den Lagerbetrieb in Gang zu halten, die Leichen zu transportieren und die Anlagen zu bedienen, bildeten den Kern einer neuen Klasse: Sie waren verdammt, nicht zu sterben, verdammt, die Passion des jüdischen Volkes über die Vernichtung hinaus zu erleiden. Da sie Augenzeugen und Helfershelfer bei der Ausrottung waren, zählte für sie nur eines: Leben – Leben, koste es, was es wolle. Leben um jeden Preis. Durch die Präparierung, der man sie in den Gettos unterworfen hatte, moralisch gebrochen, waren sie bereit, alles zu tun, nur um zu überleben. Dennoch war dieser Lebenswille nicht allein Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes. Das allerdings verstanden die «Techniker» nicht, und daher machten sie ihren ersten Fehler.

Leben ist für den Juden nicht nur eine Sache des Willens – es ist

eine Pflicht. Die Pflicht zu leben hat der Warschauer Rabbi Isaac Niessenbaum, eine Koryphäe des polnischen Judentums, verbindlich formuliert. Im Warschauer Getto hatten die «Techniker» im Rahmen ihrer Massnahmen zum Zwecke der Demoralisierung eine Reihe von Rüstungsbetrieben eingerichtet. Um den Razzien zu entinnen, brauchten die Juden eine Arbeitsbescheinigung. Um eine Bescheinigung zu bekommen, mussten sie sich in einem dieser Betriebe anstellen lassen und so ihren Feinden bei deren Kriegsanstrengungen helfen. Was sollte man tun? Sollte man den Feind unterstützen, um vielleicht zu überleben, oder sollte man lieber sterben, als mitschuldig zu werden, indem man den Feind unterstützte? Diese Frage wurde dem Rabbi Isaac Niessenbaum vorgelegt. «Leben ist eine Mitzwah», antwortete er. «Wenn man sich an unsere Seelen wagt, steigen wir freudig auf die Scheiterhaufen zur Heiligung Seines Namens. Aber heute, da man auf unseren Leib aus ist, beginnt die Zeit der Heiligung des Lebens.»

Gewiss lag in der Haltung der Juden in ihrer Gesamtheit, die lieber die schlimmste Erniedrigung ertrugen als zu rebellieren, auch etwas Feigheit. Doch ist diese Feigheit eher scheinbar als wirklich; der tragische Ausgang dieser Ereignisse beweist es zur Genüge. Abgesehen von den entsetzlichen Lebensbedingungen, die der fanatische Antisemitismus der Einheimischen und die Systematik der «Techniker» schufen, sahen die Juden in ihrer Gesamtheit keinen ausreichenden Grund für einen Aufstand. Der Gedanke einer Revolte im Namen der Ehre des jüdischen Volkes, den die jungen Zionisten predigten, fand in ihnen kein Echo: Das Volk der Bibel hatte einen unendlich höheren Begriff von seiner Ehre. Nun kann ja eine Revolte auch aus Verzweiflung entstehen, aus dem Gefühl, dass nichts mehr existiert, dass das Leben sinnlos geworden ist; dann aber revoltiert man nicht mehr im Namen eines Begriffs, einer Idee – dann revoltiert man gegen das Nichts. Der Jude jedoch, der wahre Jude, den allein die jüdische Kultur geprägt hat, kann noch soviel Ängste empfinden – er bleibt der Verzweiflung unzugänglich.

Lydia starb, nachdem sie einen SS-Offizier ermordet hatte.

Itzak Wittenberg war tot, verraten von denen, für die er hatte sterben wollen.

Dan Ariel gelang es, mit den Resten der Widerstandsbewegung vor der Liquidierung aus dem Wilnaer Getto zu entkommen. In den litauischen Wäldern führte er einen erbitterten, hoffnungslosen Kampf, um den Deutschen, den Partisanen, den Polen, den Juden, der Geschichte und sich selber zu beweisen, dass die Juden keine Feiglinge

sind. In Wirklichkeit kämpfte er gegen sich selber, und er riskierte ebensoviel, um zu sterben, wie die anderen, um zu überleben.

Diejenigen, die leben wollten, hatten begriffen, dass die Entwürdigung nur ein Mittel der «Techniker» war; sie kamen daher zu dem Schluss, dass man nicht gegen die Entwürdigung ankämpfen müsse, sondern allein gegen den Tod. Eine gefährliche Entscheidung, die den Weg für alle Verleugnungen öffnete, die die Juden bei der Ausrottung ihres Volkes zu Helfershelfern der Deutschen machten. Die Folgen dieser Entscheidung konnten möglicherweise den jüdischen Namen derart kompromittieren, dass ihn eines Tages kein Jude mehr würde tragen wollen. An diesem Tag würden die «Techniker» den vollständigsten Sieg davontragen.

Der erste Transport hatte Warschau am 22. Juli abends verlassen und traf am 24. morgens in Treblinka ein. Es war ein schöner Sommertag, und die Luft war dunstig vor Hitze, als die zwanzig Waggons das Anschlussgleis der Kiesgrube verliessen und im Schrittempo auf das Gleis von Treblinka rollten.

Sobald sie ausgestiegen waren, wurden die Männer von den Frauen und Kindern getrennt. Als unbrauchbares «Menschenmaterial» führte man Frauen und Kinder, nachdem sie sich ausgezogen hatten, zur «Dusche». Alles ging rasch und ohne Scherereien.

Bei den Männern dauerte es länger, denn der SS-Untersturmführer Max Bielas wollte zweihundert auswählen, die mithelfen sollten, die Maschinerie in Gang zu halten. Bielas hätte die ersten zweihundert oder die letzten zweihundert oder auch zweihundert aufs Geratewohl nehmen können, aber das wäre unrationell gewesen. Seine zweihundert Sklaven sollten über eine gewisse Härte verfügen: Sie mussten von grossem Lebenswillen beseelt sein, körperlich widerstandsfähig und schliesslich hervorragende Arbeiter sein – so dachte er sich die Haupteigenschaften der letzten Juden, der Todesjuden. Um sie auszuwählen, hatte er sich vier Tauglichkeitsprüfungen ausgedacht. Das Finale sollte sich in vier Stufen abspielen.

Die erste Probe war leicht; ein Test zur groben Aussiebung. «Alle Handwerker vor die Front!» Die Mehrheit begriff, dass Handwerker, da sie von Nutzen waren, vielleicht besser als andere behandelt werden würden. Da offensichtlich weder nach Diplomen noch nach Bescheinigungen gefragt wurde, rührten sich nur die nicht vom Fleck, die schon so gebrochen waren, dass sie keine Wünsche mehr hatten. Man brachte sie zu den Gaskammern, wo ihre Frauen gerade mit Duschen fertig waren.

Die zweite Prüfung, dazu bestimmt, die Wettbewerber zu verwirren und die Drückeberger auszuschalten, war schwieriger: «Alle, die Deutsch sprechen, vor die Front!» Praktisch konnte jeder behaupten, des Deutschen mächtig zu sein, da sie alle Jiddisch sprachen. Die Klügeren witterten die Falle, die anderen hofften auf einen Posten als Dolmetscher und traten vor: «Verloren.» Jetzt war die Reihe an ihnen, abgeführt zu werden.

Vierhundert Wettbewerber standen vor der dritten Prüfung, einer Prüfung der moralischen und körperlichen Widerstandskraft. Sie wurden in Fünferreihen eingeteilt und von Ukrainern umstellt, die mit Peitschen und Gewehren bewaffnet waren. Max Bielas bekannte Farbe. Er pflanzte sich vor ihnen auf und erklärte ihnen das «Prüfungsthema».

«Juden», sagte er, «ihr werdet mit Peitschen und Gewehrkolben geschlagen; wer fällt, wird erledigt, die anderen bleiben am Leben. Wenn jemand von euch gleich aufgeben will, kann er das tun. Ich habe etwas gegen unnötige Gewaltakte, und ich ermächtige ihn, aus dem Glied zu treten. Bei zehn fangen wir an.»

Tiefes Schweigen trat ein. Jeder war versucht, aus dem Glied zu treten, um sich mit den Seinen zu vereinen, um ein für allemal Schluss zu machen; doch trieb sie eine rätselhafte Macht, regungslos stehenzubleiben, abzuwarten, das Spiel des Überlebens bis zu Ende zu spielen. Max Bielas, unbeweglich, makellos in seiner schwarzen Uniform, musterte sie. Sein etwas aufgeschwemmtes Gesicht verlieh ihm ein zugleich elegantes und verderbtes Aussehen. Das verwaschene Blau seiner Augen gab ihm aus der Entfernung den Blick eines Blinden.

Gebannt sah Meir Berliner den SS-Offizier an. Seit Berliner vor zwei Jahren nach Warschau zurückgekehrt war, um seine Eltern zu besuchen, hatte er sich nicht daran gewöhnen können, noch am Leben zu sein. Er war in Warschau geboren und als Dreizehnjähriger durchgebrannt, nachdem er den Brief eines Onkels gefunden hatte. Der Onkel hatte Berliners Vater aufgefordert, ihm den Neffen nach Argentinien zu schicken; da sein Vater nie von dem Brief gesprochen hatte, hatte Meir begriffen, dass seine Eltern ihn nicht weglassen wollten. Es hatte zwei Jahre gedauert, bis er in Buenos Aires ankam, aber inzwischen hatte er Englisch und Spanisch gelernt. Mit Zwanzig hatte er die erste Million, mit fünfundzwanzig den ersten Sohn. Seine Frau erwartete das sechste Kind, als er Argentinien verließ, um seine Eltern zu besuchen. Der Alptraum hatte begonnen, als er in Warschau vom Krieg überrascht wurde. Mit seinem argentinischen Pass hätte er Polen verlassen können, aber er wollte nicht ohne seine Eltern abreisen –

seiner Mutter wegen, die ihn mit solcher Bewegung begrüsst hatte, dass sie selbst den Messias nicht besser hätte empfangen können. Als sie ihm die Hände küsste, sah ihn der Vater an und murmelte zusammenhanglose Worte. In jener Nacht schlief Meir wieder in seinem alten Bett. Dann war die Überführung in das Getto gekommen. Da er glaubte, sein Pass werde ihn vor den Razzien schützen, hatte er keinerlei Vorkehrungen getroffen, nicht einmal, als die Ukrainer und die SS das Getto durchkämmten. Auf der Strasse war er angehalten und sein Protest mit Schlägen beantwortet worden. Auf dem Umschlagplatz hatte man ihm Pass, Uhr und Geld abgenommen, und er hatte begriffen.

Als er Bielas betrachtete, sah Meir Berliner seine Eltern wieder vor sich, seine Frau, seine Kinder. Plötzlich bemerkte er, dass Max Bielas sich straffte und langsam den Arm hob. Berliner zog den Kopf ein, seine Ohren dröhnten. Ein heiserer Schrei erklang, und sein Kopf schien unter den Schlägen zu explodieren.

Der Lebenswille der Juden war derart, dass die dritte Prüfung über eine Viertelstunde dauerte, und noch immer war es nicht nötig, die zu Boden Gestürzten totzuschlagen. Als Kämpfer in einer neuen Art Krieg waren sie im Stehen gestorben.

Die vierte und letzte Prüfung dauerte bis zum Abend. Die Überlebenden der dritten Prüfung wurden in zwei Gruppen geteilt. Die eine musste die Leichen von den Gaskammern zu den Gruben schleppen, die andere die Kleidung der Toten auf einen grossen Platz bringen und aufschichten. Alles musste im Laufschrift geschehen, ohne jede Pause. Die, deren Kräfte nachliessen oder die zu kleine Lasten trugen, bekamen einen Schlag ins Gesicht, wurden gezeichnet wie Bäume, die gefällt werden sollen. Das geschah, ehe der Tag zu Ende ging.

Es war schon fast dunkel, als die letzte Leiche in die Grube geworfen war. Ihrer selbst nicht mehr bewusst, nahmen die zweihundert Überlebenden einen Blechnapf mit heissem Wasser in Empfang, in dem ein paar Kartoffeln schwammen. Nur wenige konnten essen. Dann schloss man sie in einer Baracke ein, deren Boden aus Sand bestand. Treblinka hatte seinen ersten Tag hinter sich.

Seit die Schläge auf ihn heruntergeprasselt waren, hatte sich Meir Berliner wie ein Automat bewegt. Er fühlte sich seltsam ruhig und klar. Er hatte das Gefühl, am Ziel zu sein. Er wusste nicht, warum, aber er empfand, dass alles zu Ende war, dass er, selbst wenn er noch lange überlebte, aus Treblinka nicht mehr herauskommen würde.

In einer Ecke der Baracke hatten sich einige Männer zusammen-

gefunden, die das Abendgebet, das Minha, sprachen. Ihre Stimmen summten in der tiefen Stille, die dem Tumult des Tages gefolgt war. Bald war Berliner eingeschlafen.

Nach und nach stimmten andere in die Gebete ein; jeder wollte für die Seinen, die während des Tages gestorben waren, das Kaddish sprechen. Da das Gebet den Schmerz bewusst machte, hatte es etwas Tröstliches. Manche, die ihren Glauben längst verloren und seit Jahren nicht mehr gebetet hatten, entsannen sich wieder der Worte des Totengebets: «Yitgadal veyitkaddash ...» Die Worte rannen wie Tränen und brachten wie sie Erleichterung. Gott war wieder lebensnotwendig geworden, und so fanden sie ihn von Neuem, liessen ihn aus tiefster Erinnerung aufsteigen. Gott lebte im Gebet, und um ihm nahe zu sein, hörten sie nicht auf zu beten. Doch die Momente der Linderung wurden von heftigen Schmerzausbrüchen unterbrochen und die Stimmen wurden lauter, wurden drohend, fragend, klagten an.

Me'ir Berliner schreckte mit schweissnassem Gesicht aus dem Schlaf hoch. Es dauerte einige Augenblicke, bis er sich besann und begriffen hatte, woher die Stimmen kamen. Plötzlich packte ihn Zorn.

«Seid doch still!» rief er laut. «Hört doch auf mit diesem lächerlichen Theater! An wen richtet ihr das Kaddish? Wem dankt ihr denn?»

Das Gemurmel, das im Augenblick verstummt war, setzte wieder ein.

«Zu welchem Gott betet ihr? Zu welchem Barmherzigen? Stürzt euch auf eure Schinder, wenn ihr etwas tun wollt, aber hört auf mit dem sinnlosen Gebete.»

Das unaufhörliche Gemurmel brachte Berliner ausser sich; er wollte die Betenden verletzen.

«Dankt ihr Ihm, weil Er uns Väter und Mütter genommen hat, weil Er unsere Kinder getötet hat – dankt ihr Ihm dafür? Nein, es ist nicht wahr, es gibt keinen Gott, denn wenn es Ihn gäbe und Er eine solche Katastrophe duldet, wäre er nicht Gott – dann wäre er Satan.»

Aus dem Dunkel war ein Mann nähergerückt und hatte Berliner am Arm gefasst. Er war Chassid und hiess Pinhas Alter. Seine ganze Familie war während des Tages vergast worden, aber sein Glaube war unerschütterlich, und so sah er in dieser Prüfung ein neues Zeichen dafür, dass Gott der Menschen gedachte. Er war entschlossen, weiter zu leben, um den mystischen Sinn der Katastrophe zu begreifen.

«Unsere Weisen haben uns gelehrt», sagte er leise, «den Herrn – Sein Name sei gelobt – zu lieben in den Wohltaten, die Er uns erweist, wie in den Strafen, die Er uns schickt.»

«Lass mich los!» schrie Berliner und drehte sich heftig um. «Behalte deine Idiotien für dich!»

Doch der fromme Mann packte seinen Arm nur noch fester. Sein Gesicht war verzückt wie das eines Fanatikers, unnachgiebig, hart. Berliner hielt an sich. Der Fromme spürte es und sagte:

«Zu viele Juden haben dem Judentum den Rücken gekehrt; vielleicht ist dies alles eine Warnung. Es steht uns nicht zu, den Bund zu brechen.»

Andere waren nähergekommen und hörten aufmerksam zu. Berliners Zorn war verraucht, und Hoffnungslosigkeit überfiel ihn.

«Wenn Gott das jüdische Volk straft», sagte er, «weil es das Gesetz gebrochen hat, warum bestraft Er auch die, die es halten? Warum sind Sie denn hier, Sie, ein Gottesfürchtiger? Wenn nur die Abtrünnigen bestraft würden, dann könnte ich das noch verstehen, aber es wird niemand verschont, weder Fromme noch Kinder.»

Die Diskussion kam ihm sinnlos vor, es schien ihm weder der Ort noch die Zeit, um theologische Streitfragen zu erörtern. Es überraschte ihn, dass so viele ihnen zuhörten.

Der Fromme diskutierte im Sinne des talmudischen Pilpul und hielt sich streng an die Tradition.

«Die alten Rabbiner», sagte er, «haben das Gleichnis vom Schiffsreisenden erzählt, der so tut, als bohre er an seinem Platz den Rumpf des Schiffes an. Er habe seinen Platz bezahlt, meinte er, und daher sei er für die Dauer der Reise sein Eigentum. Ebenso sagt man: Wenn ein Jude die Gemeinschaft der Kinder Israel verlässt, trauert die ganze Gemeinde. Was ein einzelner Jude tut, betrifft uns alle.»

Berliner hatte keine Lust, zu debattieren, denn offensichtlich sprachen sie nicht dieselbe Sprache. Er streckte sich aus und schloss die Augen. Er fühlte sich hilflos, vereinsamt.

Der Fromme war aufgestanden. Er sah Berliner an, zögerte einen Moment und sagte dann:

«Treblinka, das ist der Abgrund. Hier kann man ohne Gott nicht leben.»

Ohne die Augen aufzumachen, murmelte Berliner:

«Ich will nicht leben, ich will nur eins: Rache.»

Daran hatte er noch nie gedacht, aber auf einmal war er ganz von diesem Gedanken erfüllt.

Am nächsten Morgen wurden sie vor Sonnenaufgang geweckt und mit Peitschenhieben aus der Baracke getrieben. Diejenigen, deren Gesichter am Tag zuvor durch Schläge gekennzeichnet waren und die man beim Abendappell übersehen hatte, wurden weggeführt.

Die letzten Überlebenden standen an einer Feldküche Schlange, als

ein Lokomotivenpfeiff schrillte. Die Peitschenhiebe, die gerade erst aufgehört hatten, prasselten von Neuem auf sie los. An diesem Tag wurde ein neues Kontingent ausgewählt, das dieselbe Tauglichkeitsprüfung durchzumachen hatte. So sollte es monatelang gehen. Aber während die ersten drei Prüfungen nur einmal bestanden werden mussten, nahm die vierte niemals ein Ende. Es war die Ära der «blauen Augen». Obwohl das Verfahren erst in den Anfängen stand, bot es den «Technikern» vielerlei Vorteile. Ausser dem naheliegenden Vorteil, dass die auf frischer Tat Ertraptten mit absoluter Sicherheit zu erkennen waren und sofort ausgemerzt werden konnten, brachte das Verfahren es mit sich, dass die Häftlinge eine Art «Gesichtskomplex» bekamen, der sie entweder das Leben kostete oder sie auf ein absolut untermenschliches Niveau herabdrückte.

Für den Häftling gab es zwei Wege, einer Markierung zu entgehen. Er konnte sich übereifrig zeigen, indem er ohne Atempause schuftete. Da der Häftling aber nie wissen konnte, ob man die Last, mit der er sich belud, für schwer genug oder die Leiche für ansehnlich genug halten würde (die «Schlauberger» nahmen anfangs Frauen und Kinder, was ihnen allen die Markierung eintrug), neigte er dazu, sich eine Last aufzuladen, die seine Kräfte überstieg, denn seine begrenzten Kräfte waren ihm einziger Massstab. Unter den gegebenen Lebensbedingungen – Schlägen, zuwenig Schlaf, ungenügendem Essen, das er oft nicht einmal anrühren konnte – verurteilte der Häftling mit dieser ständigen Überanstrengung sich selbst zum Tode durch Erschöpfung, und zwar umso schneller, je grösser sein Eifer war.

Die Häftlinge erkannten die Gefahr und fanden rasch einen Ausweg. Da sie den Schlägen nur entgehen konnten, wenn sie sich selber zu einem anderen, ebenso sicheren Tod verurteilten, versuchten sie, ihr Gesicht nicht sehen zu lassen. Das war «Vogelstrausspolitik». Sie führte zum «Gesichtskomplex», und genau das hatten die «Techniker» gewollt. Die Häftlinge, die schon keinen Namen mehr hatten und nicht einmal eine Kennnummer, verloren das Gesicht. Sie wurden zu «Rümpfen auf Beinen», zu Sklaven eines ganz neuen Typs. Die zweihundert Einheiten – die Sollstärke – konnten von Woche zu Woche vollständig ausgewechselt werden.

6

Die Lagerführung war mit dem «Menschenmaterial» sehr zufrieden. Im Getto präpariert, in Max Bielas Tauglichkeitsprüfung gesiebt, von der Angst verfolgt, gekennzeichnet zu werden, konnten die Häftlinge nur Wachs in ihren Händen sein. Eine Einzelheit schien den «Technikern» besonders bezeichnend. Nur eine kleine Geschichte – aber wie aufschlussreich in ihren Augen für die Feigheit der Juden!

Die Szene hatte sich sehr rasch abgespielt. Ein Kind, mit einem der Transporte angekommen, hatte unter den Juden, die die Kleidungsstücke der Vergasteten wegbringen mussten, seinen Vater erkannt und war auf ihn zugestürzt. Der kleine Junge war offenbar allein bei einer Razzia in Warschau aufgegriffen worden und hatte keine Ahnung, wo er sich befand. Der SS-Mann, der die Szene beobachtete, sah, wie das Gesicht des Kleinen auf strahlte, als er den Vater erblickte – sicherlich hatte er den Vater seit der Trennung gesucht. Auf dem Kindergesicht lag keinerlei Erstaunen, nur Freude. Solche Unschuld rührte den SS-Mann beinahe, und so kam er näher, als der Vater das Kleiderbündel fallen liess und den Sohn in die Arme schloss.

«Papa», sagte das Kind, «ich habe doch gewusst, dass ich dich wiederfinde. Als du weg warst, wollten mich die Leute trösten – sie haben so getan, als ob ich dich nie wiedersehen soll. Da bin ich einfach wegelaufen und habe dich auf der Strasse gesucht. Dann haben sie mich in einen Zug gebracht, und ich habe Durst gehabt, und auch ein bisschen Angst. Aber jetzt habe ich dich gefunden. Ich habe doch gewusst, dass ich dich wiederfinde.»

Der Vater, der den SS-Mann näherkommen sah, versuchte, das Kind zu unterbrechen. «Ja, ja», flüsterte er, und seine Stimme zitterte vor Bewegung. Der Kleine sah dem Vater ins Gesicht.

«Du siehst so traurig aus», sagte er, «wie die Leute in der Eisenbahn.»

Der Vater versuchte, seiner Stimme Zuversicht zu geben:

«Nein, nein, das hat nichts zu bedeuten ... Jetzt musst du mit den anderen zum Baden gehen.»

«Aber ich will nicht mehr weg von dir», sagte der Kleine mit seiner hellen Stimme.

«Geh nur, geh, ich komme gleich nach.»

Der Vater richtete sich auf und sah verstohlen zu dem SS-Mann hin. Er regte sich nicht. In den wenigen Augenblicken, in denen sich die Szene abgespielt hatte, schien die Zeit stehengeblieben. Das Kind war fortgegangen. Der Vater bückte sich, nahm das Kleiderbündel, zögerte den Bruchteil einer Sekunde, senkte dann den Kopf und entfernte sich im Laufschrift. Der SS-Mann dachte an seinen Sohn und fand, die Juden seien doch sonderbare Wesen.

Als dem Lagerkommandanten diese Szene gemeldet wurde, schien er sehr beeindruckt.

«Abrahams Opfer», murmelte er.

Er war ein ehemaliger Pastor, der seine wahre Berufung in der SS gefunden hatte. Er war gross, leicht gebeugt, hatte eine hohe Stirn und ein schönes, intelligentes Gesicht. Er konnte Hebräisch und besprach manchmal mit einem Häftling Übersetzungsprobleme. In den ersten zehn Tagen von Treblinka hatte er kein einziges Mal die Hand gegen einen Häftling erhoben. Wie geistesabwesend war er durch das ganze Lager geschritten, vor allem zu den Gaskammerausgängen; immer wieder trieb es ihn dorthin. Wortlos startete er dort vor sich hin und ging dann widerstrebend fort. In diesen Augenblicken verdüsterte sich sein Gesicht, als spiele sich ein heftiger Kampf in ihm ab.

Eines Tages, als er von einem solchen Rundgang zurückkam, stürzte er sich auf einen Häftling. Er schlug mit solcher Wut zu, dass dem Häftling ein Auge auslief. Sofort danach beruhigte er sich und schien fast verstört. Er liess unter den Häftlingen nach einem Arzt suchen, der ihm mitteilte, der Verletzte sei nicht zu retten; die wenigen Tage, die man ihn am Leben erhalten könne, wären nur qualvoll. Der Kommandant sagte dem Arzt, er mache ihn dafür verantwortlich, wenn der Verletzte sterben sollte, und ging mit langen Schritten davon. Abends suchte er den Verletzten auf und tötete ihn durch Kopfschuss. Seit diesem Vorfall schlug er immer wieder wütend auf Häftlinge ein, die ihm vor Augen kamen. Ausserdem erfand er eine Reihe von Torturen, deren Raffinesse die SS beeindruckte. Der Führungsstab des Lagers konnte ihn nicht leiden. «Ein Intellektueller», sagte verächtlich Kurt Franz, ein junger Unterführer, dem eine glänzende Karriere bevorstand.

Mit der biblischen Auslegung hatte der ehemalige Pastor also wenig Erfolg bei seinen Mitarbeitern, die in der Szene zwischen Vater und Sohn nur einen belanglosen Beweis jüdischer Feigheit sahen.

«Ein Beweis ihrer Unterwürfigkeit», sagte der Kommandant.

Da trotz allem beim Durchschnitt der SS-Leute der Sinn für Theologie ziemlich selten war, hatte die Diskussion damit geendet. Über die praktischen Folgen eines solchen Vorfalles waren sich alle «Techniker» einig: von den Juden war nichts zu befürchten.

Da die Probleme der Disziplin offensichtlich gelöst waren, machten sich die «Techniker» nun daran, die Sachwerte zu erfassen, um Treblinka so leistungsfähig zu machen, wie es von einem solchen Lager nur erwartet werden konnte.

In der Vorstellung seiner Gründer diente Treblinka einem doppelten Zweck – wie übrigens auch die fünf anderen Vernichtungslager Auschwitz, Maidanek, Sobibor, Belzec und Chelmno: Vernichtung und Verwertung. Vernichtung der Juden und Verwertung ihrer Kleidung, ihres Geldes und aller Wertgegenstände, die sie bei sich gehabt hatten. Die «Techniker» legten auf die Verwertung ebensoviel Wert wie auf die Vernichtung; Himmler hatte persönlich angeordnet, der Verwertung grösste Sorgfalt zu widmen. Auf einer Reise durch das Generalgouvernement Polen hatte er festgestellt, dass «Hunderttausende, ja Millionen Uhrgläser zum Abfall geworfen worden sind, die doch den deutschen Uhrenfabriken hätten zugestellt werden können», und entsetzt über diese Schlamperei, hatte er seinen Mitarbeitern Krüger und Pohl geschrieben: «Ich glaube, dass wir alles in allem nicht sorgfältig genug sein können ... Ich bitte SS-Obergruppenführer Pohl, darauf zu achten und diese Angelegenheiten in allen Einzelheiten zu regeln, denn die Sorgfalt, die wir jetzt darauf verwenden, erspart uns später viel Ärger.»

Die «Verwertung», die sich der Vernichtung anschloss (vergleichbar der Erfassung der Nebenprodukte in der normalen Industrie), machte eine ausgeklügelte Arbeitseinteilung notwendig und forderte ausserdem mehr Arbeiter, sowohl ungelernete als auch Facharbeiter. Daher zeigten sich in Treblinka, wo bisher nur das Chaos geherrscht hatte, unter den Häftlingen erste Umriss einer sozialen Schichtung.

Bis zu diesem Tag Ende August, an dem Treblinka auf ein vierwöchiges Bestehen zurückblicken konnte, hatte es drei Klassen gegeben, die sich hermetisch gegeneinander abschlossen. Die der Herren: die «Techniker». Die der Stellvertreter: die ukrainischen Wachmannschaften. Die der Sklaven: die Juden. Diese letzte Klasse bestand aus

unterschiedslosen Nicht-Menschen, die alle Vorstellungen von Familie, sozialem Leben, sogar von Zeit und Raum verloren hatten. Die «Einheiten», aus denen sie sich zusammensetzten, lebten in einem Übergangsstadium, das wegen seiner Unveränderlichkeit alle Kennzeichen des Todes hatte und dennoch durch eine winzige Flamme, einen unmerklichen Hauch, mit dem Leben verbunden war. In diesem Nirwana waren alle Zeitbegriffe – Gestern, Heute, Morgen, Stunden, Tage, Wochen, Jahre – auf die einfache Unterscheidung von Tag und Nacht zusammengeschrumpft. Selbst der Schmerz war verschwunden, die Gebete waren verstummt. Gewiss hat es noch niemals Menschen gegeben, die – von mystischer Ekstase abgesehen – derart von der Aussenwelt isoliert, derart mit Leib und Seele preisgegeben waren. Wenn man ihnen befahl: Rennen!, dann rannten sie; befahl man: Tanzen!, dann tanzten sie; befahl man: Reden!, dann redeten sie; befahl man: Singen!, dann sangen sie. Wenn man ihnen befohlen hätte: Töten!, dann hätten sie auch das getan. Nach der Devise «perinde ac cadaver» hatten die «Techniker» das Muster des totalen Nicht-Menschen entwickelt, den idealen Sklaven, der wie ein Kadaver gehorcht.

Die andere Seite der Medaille hiess allerdings: zu vollständiger Erfolg. Nach vierwöchiger «Behandlung» waren die Juden an einem solchen Punkt der Unempfindlichkeit und der mechanischen Reaktion angelangt, dass ihnen weder mit Schlägen noch mit Drohungen beizukommen war. Sie waren nicht mehr imstande, einen komplizierten Auftrag auszuführen. Befahl man ihnen, zu marschieren, dann marschierten sie, aber sobald man ihnen zweierlei auf einmal befahl, nahm ihr Geist den Befehl nicht mehr auf. Unmöglich, zum Beispiel, ihnen zu befehlen, da und da hinzugehen, das und das zu holen und es dort und dort hinzubringen. Für einen derart einfachen Vorgang bedurfte es dreier Befehle: Geh dort hin!, dann: Nimm das!, und dann: Trag das dorthin! Es genügte ausserdem nicht, den Gegenstand zu benennen – man musste auf ihn deuten, denn die Häftlinge waren nicht mehr fähig, die geringste Unterscheidung zu machen.

Und Schläge schienen sie nicht mehr zu spüren. Stumm, regungslos liess sich ein Häftling mit Spatenschlägen buchstäblich in Stücke hauen. Der Lagerkommandant hatte ihn bei einem seiner Rundgänge am Gaskammerausgang überrascht, als er verstört mit einer Zange in der Hand zwischen Leichen umherirrte. Bis dahin hatte er Kleider transportieren müssen, doch an diesem Morgen hatte man ihn als «Dentisten» eingeteilt, der den Leichen die Goldzähne ausbrechen musste. Der Häftling, ein ruhiger, stiller Mann, guter Jude, guter Vater und guter Ehemann, war mit seiner ganzen Familie nach Treblinka ge-

kommen. Er hatte niemals begreifen können, was ihn zu der Behauptung veranlasst hatte, er sei Tischler. Die erste Nacht in Treblinka hatte er damit zugebracht, das Kaddish zu sprechen; dann war er in einen Zustand der Starre verfallen, um dem Entsetzen zu entrinnen. Seitdem hatte ihn nur der ererbte geheimnisvolle Lebenswille aufrecht-erhalten, der seine Vorfahren alle Imperien hatte überleben lassen, alle Feinde und Freunde, alle, die gesagt hatten: «Stirb, Jude!», und alle, die gesagt hatten: «Lebe, mein Bruder. Du bist ein Mensch wie alle Menschen!» Seinen Namen kennt niemand mehr, die mündliche Überlieferung des Lagers Treblinka hat nur die Erinnerung an ein rundliches Gesicht bewahrt, das zum Lächeln geschaffen schien, an Augen mit verstörtem Blick, an eine kleine müde Gestalt. Man hatte ihn zum Ausgang der Gaskammern geführt, wo die Leichen aufgehäuft wurden, ehe sie zu den grossen Gruben geschleppt wurden. Man hatte ihm eine Zange in die Hand gedrückt und befohlen, alle Münder zu öffnen und die Goldzähne auszubrechen, die er darin fand, aber er hatte nichts verstanden, der Auftrag war viel zu kompliziert für ihn. Mit der Zange in der Hand war er zwischen den Leichen umhergeirrt und hatte das Kaddish für seine toten Brüder gemurmelt. Im Vorbeigehen hatten ihm SS-Männer und ukrainische Wachmannschaften ein paar Schläge versetzt, die sein Murmeln für kurze Zeit verstummen liessen.

Als der Lagerkommandant ihn erblickte, bekam er einen Wutanfall. Er brüllte ihn an und fragte, warum er nicht arbeite; der Jude blieb stumm. Der Kommandant befahl ihm, an die Arbeit zu gehen, aber der Jude reagierte nicht. Da stürzte sich der Kommandant auf ihn und schlug mit der Reitpeitsche zu; der Jude zuckte nicht einmal zusammen. Die Wut des Kommandanten, die sich beim Anblick der Leichen vervielfacht hatte, kannte nun keine Grenzen mehr. Er befahl einem SS-Mann, einen Spaten zu holen, und liess den Juden in die Mitte des Hofes schleppen. Der Häftling blieb reglos stehen, doch der erste Schlag warf ihn zu Boden. Der Kommandant befahl ihm, aufzustehen, und er stand auf. Sein zeretzter Arm hing leblos herunter, von den Fingerspitzen tropfte schwer und schnell das Blut. Der zweite Schlag traf ihn am Kopf. Er gab keinen Laut von sich; nur das Keuchen des zuschlagenden SS-Mannes und der Aufschlag auf dem Schädel waren zu hören. Ohne einen Blick der Neugier, ohne eine Geste der Erschütterung liefen die anderen Arbeiter mit ihren Lasten vorbei. Als er sich nicht mehr erhob, stiess der Kommandant schrille Schreie aus, riss dem SS-Mann den Spaten aus der Hand und schlug zu. Als er sich wieder in der Gewalt hatte, war von dem «Dentisten» nichts Erkennbares geblieben.

Der Zwischenfall bewies, dass der Ungehorsam der Juden weder Absicht noch verabredet war. Im Gegenteil, er bewies, dass dieses «Menschenmaterial» für die verlangte Arbeitsleistung völlig untauglich war. Aus diesem Grunde wurde die Spezialisierung, die erste Andeutung einer gesellschaftlichen Schichtung, in Treblinka eingeführt.

Die Reorganisierung durchlief zwei Phasen. Der erste Schritt: Bildung sozialer Klassen entsprechend den verschiedenen Aufgaben; der zweite Schritt: Rangeinteilung innerhalb der Klassen. Die Aufgaben der Häftlinge teilten sich grob in drei Kategorien: Behandlung der Leichen, Behandlung der Lebenden und ihrer Angelegenheiten und schliesslich Inbetriebhaltung des Lagers.

Die erste Kategorie, die die Leichen aus den Gaskammern holten, ihnen die Zähne auszogen und sie zu den Gruben schleppten, hatten eine Aufgabe besonderer Art. Im Umgang mit ihnen war höchste Wachsamkeit geboten. Tatsächlich wussten die «Techniker» nicht, womit sie bei Menschen, die unter solchen Bedingungen lebten, zu rechnen hatten. Daher wurde beschlossen, sie in einem Lager innerhalb des Lagers, in einer Art Zwinger, einem Heiligtum, einem Allerheiligsten, abzusondern. Man nannte sie «Todesjuden».

Dieses zweite Lager wurde auf einem tieferliegenden Gelände in der nordöstlichen Ecke des allgemeinen Lagers angelegt. Im Süden war es durch den Gaskammerblock begrenzt und im Übrigen von einer zweieinhalb Meter hohen Sandböschung mit Stacheldrahtverhau umschlossen. Zwei Torwege führten in dieses Lager, einer an der Westseite, der der SS und den Ukrainern vorbehalten war, und ein zweiter an der Südseite: Diesen Weg gingen die Juden, die zu den Gaskammern gebracht wurden: die «Techniker» nannten ihn den «Himmelsweg». Im «Lager II» liess man eine Baracke aufstellen, in der die Arbeiter die Nacht über eingeschlossen wurden; um die Baracke zog sich eine zweite Stacheldrahtumzäunung: innerhalb des Zauns wurden die Juden während der Mittagsstunde und nach Arbeitsschluss bis zum Zapfenstreich abgestellt. Diese dritte Absperrung durfte niemand verlassen; daher nannten die Juden den Torweg auf der Westseite den «Weg ohne Rückkehr».

Die Mehrheit der Häftlinge blieb im «Lager I» in der Baracke zwischen dem Gaskammerblock und der Rampe, auf der die Transporte ankamen. An der Westseite der Baracke lag der «Appellplatz», auf dem sich die Neuankömmlinge auszogen. An der Ostseite erstreckte sich ein riesiges ebenes Gelände, auf dem Kleidungsstücke und anderes gelagert wurden; das war der «Lumpenplatz», der «Sortierplatz» oder einfach der «Platz», und die Häftlinge dort hiessen «Platzjuden».

Sie wurden, entsprechend den vielfältigen Aufgaben, die die «Techniker» ihnen zu übertragen gedachten, in Arbeitskommandos eingeteilt.

Das «Rampen-» oder «blaue Kommando» hatte die Transporte in Empfang zu nehmen, die Juden aussteigen zu lassen, ihnen das Gepäck abzunehmen und die Waggons zu säubern. Das «rote Kommando» musste den Neuankömmlingen beim Ausziehen helfen und ihre Kleider auf den Sortierplatz schaffen. Beide Kommandos hatten zweifellos heikle Aufgaben, da sie ja direkt mit dem abschliessenden Prozess der Vernichtung zu tun hatten. In der Methode, die Opfer zu Helfershelfern ihrer Schinder zu machen, sahen die «Techniker» jedoch eine Art Dogma. Diesem Prinzip folgend, hatten sie das Getto von Wilna sich selbst zerstören lassen, und es ist nicht zu leugnen, dass die Resultate mehr als zufriedenstellend ausgefallen waren.

Ängstlich darauf bedacht, die Spezialisierung soweit wie möglich zu verfeinern, stellten die «Techniker» ebenso viele Sortier-Kommandos auf, wie es Artikel gab: Kommando Kleidung, Kommando Haushaltswäsche, Kommando Geschirr, Kommando Füllhalter, Kommando Werkzeuge, Kommando Pelze...Verblüffend war, was die Menschen, die zur Ausrottung nach Treblinka kamen, alles an Gegenständen mitbrachten – die Vielfalt der Gegenstände beweist, dass es der grossen Mehrheit der Juden unmöglich war, sich die Realität der Ausrottung einzugestehen. Später, als Polen seine Juden bereits «los geworden» war und die «Techniker» aus der Tschechoslowakei, aus Bulgarien, Deutschland und Griechenland die Juden holten, wurde die Vielfalt noch grösser. Von da an wurde der Sortierplatz ein Lager für Alteisenwaren, eine wunderliche Kleiderkammer, in der sich neben Kleidungsstücken Musikinstrumenten, künstliche Glieder und Zahnarztstühle stapelten.

Die Juden, die den Auftrag hatten, Gold, Geld, Wertpapiere, Schmucksachen und dergleichen auszusortieren, besaßen einen besonderen Status. Sie hiessen «Goldjuden». Ihre Zentrale befand sich in einer Baracke, in die alles unsortiert gebracht wurde; ausserdem hatten sie eine Reihe stationärer oder fahrbarer Aussenposten, von wo aus sie sich mit Rohmaterial versorgten. Die Hauptagentur befand sich auf dem Platz, auf dem sich die neuangekommenen Männer auszogen. Diese Agentur hatte wiederum zwei Zweigstellen, eine in der Baracke, in der sich die Frauen auszogen, und die zweite am «Himmelsweg». Auf dem Platz und in der Baracke gingen die Goldjuden einfach mit Koffern zu den Neuangekommenen und forderten sie auf, Wertsachen, Schmuck und dergleichen abzuliefern. Auf dem «Himmelsweg» fand die allerletzte Kontrolle statt. Dieser vorgeschobene Aussen-

posten bestand aus einem Wachhaus, in dem Männer und Frauen genauestens abgetastet wurden. Auf dem Sortierplatz gab es ausser der Hauptagentur eine Nebenstelle, deren Angestellte sich zu den Sortierkommandos begaben, um sich Gold und Silber, Wertsachen und Schmuckstücke übergeben zu lassen, die in den Kleidern und im Gepäck gefunden worden waren. Nur die Mündler der Neuankömmlinge gehörten nicht zum Ressort der Goldjuden. Tatsächlich hatten es die «Techniker» für vorteilhafter gehalten, die Goldzähne nicht den Lebenden, sondern den Toten ausziehen zu lassen. Dadurch war eine Kontrolle am Ausgang der Gaskammern erforderlich, und es erwies sich als rationeller, die «Dentisten» damit zu beauftragen, die sowieso schon die Schmuckstücke einsammeln sollten, die die Juden im Mund versteckt hatten. Die vom Kommando von Lager II eingesammelten Wertgegenstände wurden dann, nach einer ersten Sortierung und der Säuberung der Goldzähne, an die Goldjuden zurückgeschickt.

Ausserdem wurde eine Anzahl anderer Kommandos auf gestellt: ein «Tarnkommando», dessen Aufgabe es war, den Stacheldraht mit Zweigen aus dem Wald zu schmücken, um das Lager für Flugzeuge unkenntlich zu machen; ein Baukommando, das noch in den Anfängen steckte, dem aber eine glänzende Entwicklung bevorstand; ein Müllabfuhrkommando und schliesslich ein Holzkommando, das für das Baukommando das Bauholz zu beschaffen hatte.

Viele dieser Kommandos existierten praktisch nur auf dem Papier, ihre Sollstärke variierte von Null bis fünfzig, je nach Bedarf; doch damit war das Fundament der künftigen Organisation gelegt.

Schliesslich schuf man als oberste Stufe der sozialen Leiter eine aristokratische Klasse: die der «Hofjuden». Ihr gehörten die ersten Juden an, diejenigen, die bereits die Einweihung Treblinkas miterlebt hatten. Ihnen wurde die «Wartung» des Lagers und die persönliche Bedienung der «Techniker» anvertraut. Die Baracken, in denen sie untergebracht waren, lagen einige hundert Meter westlich des Komplexes, der von dem Sortierplatz, dem Appellplatz, dem «Himmelsweg» und dem Gaskammerblock, jetzt «Fabrik» genannt, gebildet wurde. Da dieses Gelände noch bewaldet war, musste es vor dem Barackenbau gerodet werden. Das Gelände fiel zu den neuen Baracken hin leicht ab und hiess deshalb «Unten», der Gebäudekomplex dagegen hiess «Oben». Um die entsetzliche Lage der Juden im Lager II und ihre absolute Absonderung zu bezeichnen, nannte man es «Da drüben». Und so entstand, parallel zur sozialen Gliederung, eine geographische Gliederung des Lagers: «Unten», «Oben», «Da drüben» – «Hofjuden», «Platz-

juden», «Todesjuden»: die Aristokraten, die Masse, die Unberührbaren.

Aber die «Techniker», als starrsinnige Organisatoren, gaben sich noch nicht zufrieden. Ihr grösster Ehrgeiz war, das Lager ganz von allein funktionieren zu lassen. In Wilna, ebenso wie später in allen anderen Gettos, hatten sie die Juden in eine Lage gebracht, dass sie stets, was sie auch taten oder zu tun versuchten, in der gewünschten Weise handelten. Jetzt ging es darum, in Treblinka eine ähnliche Situation herbeizuführen. Dieser Rationalisierungswille, verbunden mit dem Interesse am Detail, lässt das Grossartige der Technik in vollem Licht erscheinen, die bestürzende Macht der Technik, die im ständigen und nie befriedigten Streben nach Vollkommenheit die menschliche Unvollkommenheit für ihre Ziele einzusetzen weiss. Wenn die Technik dieses Niveau erreicht, wird sie zur Kunst, die wiederum ihre eigene Ethik, ihre eigene Moral und selbst ihre eigene Metaphysik hervorbringt.

Kurt Franz, der grosse Initiator dieser Reform, hatte das anzustrebende Ziel folgendermassen beschrieben: «Wir müssen einen Punkt erreichen, an dem es für uns nichts mehr zu tun gibt, so dass wir morgens beim Aufstehen nicht einmal mehr auf einen Knopf zu drücken brauchen. Wir bauen ein perfektes System auf, und dann sehen wir zu, wie es von selbst funktioniert. Wir, die Herrenmenschen, haben nicht die Aufgabe etwas zu *tun*, uns steht es zu, zu *sein*.» Gewiss war diese hochmütige Formel nur ein Witz, aber wie aufschlussreich für den Willen der «Techniker», eine neue Welt zu erschaffen!

Damit das Lager von allein funktionierte, musste man es, wie das Getto in Wilna, nach dem Prinzip der Selbstverwaltung organisieren. Die Juden selber mussten für Nutzeffekt und Disziplin verantwortlich sein. Die beste Lösung wäre, irgendwelche Taugenichtse zu Kapos zu machen. Eine leichte, aber auch nur eine halbe Lösung, denn wenn einem Chef gehorcht werden soll, muss er respektiert werden. Und der zu erzielende Nutzeffekt verlangte von den Häftlingen einen gewissen Eifer, den nur ein respektierter Chef erzwingen konnte. Wenn man nun Taugenichtse nahm, dann bestand die Gefahr, dass sie ihre Brutalität und Willkür an den Häftlingen ausliessen und sie womöglich zu bedauerlichen Extremen trieben. Gewiss, auch respektierte Chefs konnten Risiken mit sich bringen. Wegen ihrer Eigenschaft als Chef mussten sie vor Schlägen mehr oder weniger geschützt sein – und das würde sie dem ständigen Druck der Angst entziehen und konnte dazu führen, dass sie eines Tages an die Spitze irgendeiner Widerstands-

gruppe traten. Dieses Risiko war den «Technikern» durchaus bewusst, aber die Erfahrungen mit den Gettos hatten sie gelehrt, dass ein Mensch, der sich freiwillig zum Helfershelfer macht, nicht gegen seine Herren rebelliert – und zwar unabhängig von dem, was ihn zur Zusammenarbeit getrieben hat. Schinder und Helfershelfer hatten gemeinsam zu viele Leichen auf dem Gewissen. Tscherniakow, der Vorsitzende des Warschauer Judenrats, hatte im Juli des Jahres Selbstmord begangen, sobald er begriffen hatte, was die Deportationen bedeuteten. Genns in Wilna hatte darauf verzichtet, zu flüchten oder auf irgendeine andere Art zu protestieren, als er begriff, dass er zum Tode verurteilt war. Mehr Beweise für völligen Gehorsam konnte man von Ehrenmännern, die sich in die Kollaboration verirrt hatten, nicht erwarten.

Jacob Genns' Tod war vielleicht noch bezeichnender als Tscherniakows Ende.

Da die «Techniker» nach Wittenbergs Tod Genns nicht mehr brauchten, beschlossen sie, sich von ihm zu trennen, und befahlen ihm zu sich. Wie sie später erfuhren, war irgendjemand indiskret gewesen, so dass Genns wusste, was ihm bevorstand. Sein Adjutant hatte die Information teuer bezahlen müssen, doch als er zu Genns ging und ihm zur Flucht riet, schlug Genns seinen leicht hochtrabenden Ton an, der an diesem Tag nicht mehr lächerlich war, sondern tragische Grösse erreichte. «Mein lieber Dessler», sagte er, «man muss sich selber gegenüber konsequent sein. Meine ganze Politik wäre nur gerechtfertigt gewesen, wenn ich recht behalten hätte. Heute ist mir klar, dass ich mich geirrt habe. Also hat mein Leben keinen Sinn mehr.» Dann hatte er die alberne Galauniform angelegt, die sonderbare Mütze des falschen Messias aufgesetzt und sich zur letzten Vorladung der «Techniker» begeben.

Das Schema für die Selbstverwaltung in Treblinka sah einen jüdischen Lagerältesten, zwei Chefkapos (je einen für jedes Lager) und einen Kapo für jedes Arbeitskommando vor, der von je zwei Vorarbeitern unterstützt werden sollte.

Kurt Franz übernahm es, die Auswahl zu treffen. Sofort fand er sich grossen Schwierigkeiten gegenüber, denn wenn es auch unter den Taugenichtsen mehr als genug Freiwillige gab, so sah es bei den Ehrenmännern doch anders aus.

Um diesen schwachen Punkt der Selbstverwaltung auszugleichen, war Kurt Franz bei der Auswahl des «Lagerältesten» unerbittlich. Für dieses Amt wollte er jemanden von höchster Qualität. Nach einigen

ergebnislosen Versuchen glaubte er, die seltene Perle gefunden zu haben – einen assimilierten Juden, der sogar behauptete, konvertiert zu sein. Er war Reserveoffizier und gab sich wie ein polnischer Aristokrat. Da er erst seit Kurzem in Treblinka war, schien er noch nicht verstanden zu haben, worum es ging. Sein Stolz hatte Kurt Franz zwar sofort missfallen, dennoch beschloss er, sich nichts von seiner Abneigung anmerken zu lassen, da die Auswahl sehr beschränkt war. Kurt Franz brachte es sogar über sich, mit diesem Juden wie mit einem Menschen zu reden.

«Der deutsche Lagerkommandant hat beschlossen, einen jüdischen Lagerältesten zu ernennen. Sie scheinen die erforderlichen Bedingungen zu erfüllen, und daher biete ich Ihnen dieses Amt an.»

Die fast höfliche Redeweise überraschte den Juden so sehr, dass er sich fragte, ob er bis dahin nicht geträumt hätte. Er machte eine Geste, die gleichzeitig ausdrückte: «Das ist zuviel Ehre . . .» und «Aber möglicherweise . . .» Im Ton «unter uns Offizieren» fragte er, worin seine Aufgabe bestehen solle.

Mit einer Liebenswürdigkeit, die den jüdischen Offizier hätte warnen müssen, erklärte es ihm Kurt Franz.

«Ich fühle mich keineswegs als Jude», antwortete der Offizier kühl, «trotzdem würde ich mich niemals bereit finden, Ihnen die Arbeit mit den Menschen hier abzunehmen. Würden Sie mir bitte gestatten, mein Herr, mich Ihres Revolvers zu bedienen.»

Kurt Franz starrte ihn an und brach dann in Gelächter aus. Er erhob sich rasch, packte ihn, schleppte ihn in den Hof und warf ihn zu Boden. Abends liess er die Lagerinsassen antreten und befahl dem jüdischen Offizier, vorzutreten.

«Sie haben zweifellos gedacht, dass ich nicht stark genug bin, Sie zu töten, mein Herr», sagte er und betonte höhnisch die Worte «mein Herr». Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: «Tja, Sie haben recht gehabt. Ich werde ein paar tüchtige Ukrainer damit beauftragen.»

Nachdem man den Offizier gewaltsam ausgezogen hatte, wurde er mit Gewehrkolben erschlagen ...

Als nur noch rotes, formloses Fleisch übriggeblieben war, wandte sich Kurt Franz an die Häftlinge:

«Wenn ich morgen», sagte er, «keinen Lagerältesten habe, der diesen Namen verdient, seid ihr alle dran.»

Der Ingenieur Galewski verbrachte die Nacht mit Grübeln. Eine schreckliche Vorstellung, Chef der Kollaborateure zu werden ... Er

war schon alt, und seine Familie war fast vor seinen Augen vergast worden. Die Tatsache, sie überlebt zu haben, erschien ihm schon wie Verrat. Doch alle Häftlinge hatten ihn angefleht, das Amt zu übernehmen. Ihre Stimmen waren so angstvoll gewesen, dass es ihm gleichfalls als Verrat erschien, sie im Stich zu lassen. Als am Morgen mit dem brutalen Rufen «Raus! Raus!» die Barackentür aufgerissen wurde, sagte er sich, dass er vielleicht doch eines Tages etwas tun könne . . . Noch überlegte er und fand, dass dies eine schlechte Rechtfertigung sei, da drängten sich die Mithäftlinge um ihn.

«Nun gut», murmelte er, «was macht es schon – in unserer Lage...»

Als Kurt Franz fragte, ob sich jemand entschlossen habe, trat Galewski vor.

Kurt Franz musterte ihn lange: grosse Gestalt, würdiges Aussehen, nicht arrogant, sichtlich von den anderen überredet – das müsste eigentlich gehen.

Er befahl ihm, näher zu treten. Galewski ging zwei, drei Schritte auf ihn zu. Franz betrachtete ihn einen Augenblick, dann schlug er ihn mit aller Kraft zweimal ins Gesicht. Galewski taumelte, seine Schultern krümmten sich, und er senkte den Blick.

«Das waren die letzten Schläge, wenn alles gut geht», sagte Kurt Franz.

Dann wandte er sich an die Häftlinge:

«Hier, das ist euer Chef!» bellte er. «Der Chef der Untermenschen! Für mich ist er ein Jude, für euch ist er der Chef!»

Er machte Front zu Max Bielas, grüsste und sagte:

«Befehl ausgeführt.»

Zwei Monate hatten die «Techniker» gebraucht, um Treblinka zu erschaffen. Sie glaubten, sich jetzt ausruhen zu können.

7

Am Tag nach seiner Ankunft in Treblinka hatte Meir Berliner unter dem Hagel von Schlägen, die auf ihn herunterprasselten, den Vorsatz, Rache zu nehmen, vergessen. An einem Golem rächt man sich nicht, man bringt ihn um. Eines Abends hatte er sich wieder neben Pinhas Alter ausgestreckt.

«Alle Imperien sind vergänglich», hatte Alter zu ihm gesagt. «Wir haben zahllose Imperien zusammenbrechen sehen, seit Gott Abraham rief. Wir haben es miterlebt, wie Imperien unter Schmerzen geboren wurden, in Ungerechtigkeit aufstiegen und in Hochmut zugrunde gingen – zerstört von neuen Imperien. Dieses wird untergehen wie alle anderen.»

«Und wir mit ihm», hatte Meir Berliner hinzugefügt.

«Gerade deswegen müssen wir alles tun, um zu überleben.»

«Aber wie viele bleiben übrig von uns, und in welchem Zustand?» hatte Berliner gefragt. «Und was soll denn diese Welt, wenn sie imstande ist, dies hier zu tun, zu ertragen und geschehen zu lassen?»

«Sie wird die Welt der Erlösung sein, und wir sind Zeugen dieses Vorgangs.»

Pinhas Alter war ein Seher, dem offenbar nichts etwas anhaben konnte. Je grösser die Prüfungen, desto überzeugter war er, dass sich Gottes Wille darin kundtat. Er kam zu einem einfachen Schluss: «Gott hat gewollt, dass die anderen sterben und ich überlebe.» Nur ein Problem beschäftigte ihn noch: «Warum hat Gott mir bestimmt, nicht zu sterben, mir und den wenigen Hunderten, deren tragisches Schicksal ich teile?» Nach langem Grübeln sagte er sich schliesslich, Gott wolle, dass er Zeuge Seines Zornes sei.

Er war ein Fanatiker und allem unzugänglich. Sein Fanatismus war noch unerbittlicher als der seiner Schinder; während jedoch die Schinder mit ihrem Fanatismus der Vernichtung dienten, hatte er sich fana-

tisch Gottes Willen unterworfen. Und nichts konnte ihn treffen, weder die Schläge noch die Erniedrigungen, noch der Tod. Er taumelte unter den Knüppelhieben, schleppte die Leichen seiner jüdischen Brüder, die ein grausamer Tod gelb gefärbt hatte, und pries im Herzen unermüdlich den Ewigen, und unablässig murmelten seine Lippen das Totengebet: Yitgadal veyitkaddash ...

Berliner dagegen war ein Mensch, und er litt. Er litt umso mehr, als seine ungewöhnlich grosse körperliche und sittliche Widerstandskraft in ihm einen Rest irdischer, menschlicher Empfindungen wachgehalten hatte.

«Diese Welt eine Welt der Erlösung?» wiederholte er entsetzt. «Wenn Gott die Welt erschaffen hat, ist dies hier der Beweis für das Misslingen Seines Werkes.»

«Dies hier ist der schlagendste Beweis für Gottes Liebe zu Seinem Volk! Wenn Er uns nicht liebte, würde Er sich dann die Mühe machen, so viele Teufel gegen uns aufzurufen?»

Die Überzeugung, mit der der Fromme sprach, beeindruckte Berliner. Aber er vermochte in dieser Hölle Gott nicht zu sehen, und so begann er, Ihn nicht zu lieben, sondern zu hassen.

«Nun gut. Gott will es», sagte er. «Aber dann will ich von Gott nichts mehr wissen.»

«Dann müssen Sie sterben.»

Berliner sah sich endgültig allein, ohne Gott, ohne Halt, ohne Hoffnung, allein mit seinem leidenschaftlichen Willen, allem zum Trotz zu leben. Dass er leben wollte, wusste er, aber er wusste nicht, wofür. Er zog sich in sich selbst zurück und klammerte sich krampfhaft an diesen sinnlosen Lebenswillen.

Am nächsten Morgen wurde er dem Entkleidungskommando zugeteilt. Die Aufgabe dieses Kommandos schien darin zu bestehen, nichts zu tun; doch wenn sich die neu angekommenen Juden nicht schnell genug auszogen, hagelten Schläge auf die Arbeiter des Kommandos herunter. Deshalb «halfen» sie den Neuankömmlingen, sich zu entkleiden, und rissen ihnen notfalls die Kleider vom Leibe. Damit die Gewissheit des nahen Todes sie nicht zu passivem Widerstand trieb, hatten die Häftlinge beschlossen, ihren Brüdern nichts davon zu sagen, und sogar die zu beschwichtigen, die ahnten, was ihnen bevorstand. So war die Mittäterschaft in ihre allerletzte Phase getreten. Zu jener Zeit wurde das Personal des Kommandos jeden Tag ausgewechselt; dennoch hielt sich jeder an diese Übereinkunft.

Auch Meir Berliner hielt sich daran. An jenem Tag sah er eine alte

Frau, die sich abmühte, ihr langes schwarzes, von oben bis unten geknöpftes Kleid auszuziehen. Er stürzte auf sie zu und riss mit einer wütenden Handbewegung an ihrem Kleid, dass die Hälfte der Knöpfe absprang. Die alte Frau hatte ihn auf sich zukommen sehen, wollte ihm danken und hob langsam den Kopf. Das Alter hatte sie unförmig werden lassen, ihr Gesicht war schlaff wie totes Fleisch geworden. Nur ihr Blick lebte noch. Als sie ihn ansah, sagte sich Berliner, dass sie verstanden haben musste, was vorging. Berliner hielt inne, verlegen, vielleicht beschämt, jedenfalls unfähig weiterzumachen, solange diese Augen ihn anblickten.

«Das also ist das Ende», sagte sie in ihr Schicksal ergeben.

Berliner zögerte, aber er konnte nicht lügen. Er liess den Kopf sinken.

«Die Alten, die Untauglichen werden getötet?» fuhr sie fort.

Sie schien sich damit abgefunden zu haben, als sei es etwas Notwendiges, das sie seit Langem geahnt hatte. Halbnackt stand sie da, ihr Fleisch quoll hervor, wo die Kleidung weggerissen war. Sie fuhr fort, sich auszuziehen. Berliner vermochte kein Glied zu rühren. Für ihn war sie nicht mehr ein anonymes Objekt, für ihn war sie eine alte Frau, eine Mutter, alle Mütter der Welt, seine Mutter.

«Nein, nein!» murmelte er. «Das ist ja nicht möglich.»

Der resignierte Ausdruck in ihren Augen schwand. Fragend sah sie ihn an.

«Das ist noch nicht der Tod?»

Wäre in ihrer Stimme eine Spur von Hoffnung zu hören gewesen, wäre Berliner geflüchtet. Aber nur unbestimmte Neugier klang an.

Er antwortete nicht, und sie verstand.

«Aber die Männer verschont man?»

In der Baracke, in der sich die Frauen auszogen, herrschte ein solches Durcheinander, dass niemand auf sie achtete.

Wieder antwortete Berliner nicht.

Langsam begann das Gehirn der alten Frau zu arbeiten, und ihre Augen trübten sich. Ihre Finger mühten sich noch immer mit demselben Knopf ab.

Sie übersprang ein paar Fragen und sagte:

«Und Sie?»

«Wir?» stiess er hervor. Aus Scham und weil er wusste, dass hier Worte keinen Sinn oder wenigstens nicht mehr denselben Sinn hatten, verstummte er wieder. Doch der Ton, in dem er gesprochen hatte, gab zu verstehen: «Das ist noch schlimmer.»

Bitend sah er sie an. Die alte Frau nahm seine Hand und führte sie an die Lippen. Dann sagte sie:

«Jude! Mein Sohn, lebe! Schwöre mir, weiterzuleben.»
Sie hob die Arme, und ihr entschlossener Blick sagte: «Los.»
Ihren Augen ausweichend, fasste er das Kleid und zog mit aller Kraft.

Um diese Zeit traf ein Transport aus Mezritsch bei Bialyateck ein. Während der langen Fahrt unter grauenhaften Umständen hatte es kein Wasser gegeben. Die Deportierten dachten nur an eins: etwas zu trinken zu bekommen. Obwohl es mitten auf dem Hof einen Brunnen gab, wurde ihnen nicht erlaubt, vor dem Sterben ihren Durst zu löschen. «Gleich! Gleich!» drängten die SS-Männer, «beeilt euch. Im Bad könnt ihr trinken!» Die kleinen Kinder leckten ihren Müttern den Schweiss vom Gesicht.

Als Berliner das Wehklagen hörte, sagte er sich, wenn er ihnen kein Wasser hole, sei er kein Mensch mehr. An diesem Tag hörte er auf, ein Mensch zu sein. Für Menschen gab es in Treblinka keinen Platz, weder auf der einen noch auf der anderen Seite.

Dann lernte er, das Gesicht zu verbergen, die Schläge nicht mehr kommen zu sehen, wie ein Blinder zu laufen, wie ein Automat zu arbeiten. Seine Welt schrumpfte immer mehr zusammen. Einmal dachte er an seine Frau und seine Kinder in Argentinien und hätte gern jemandem von ihnen erzählt. Es war an einem Abend in der Baracke, die Leiber seiner Mithäftlinge lagen durcheinander wie Leichen. Niemand würde ihm glauben, dachte er. Seine Villa in Buenos Aires erschien ihm wie ein Traum, eine ferne Erinnerung an ein früheres Leben. Nie wieder dachte er an Argentinien. Tagsüber sah er nichts, da er das Gesicht verbarg, und so hatte die äussere Welt zu existieren aufgehört. Pinhas Alters Gefühllosigkeit war ihm unerträglich, und er sprach nicht mehr mit ihm. Um zu überleben, hatte er alle Gefühlsregungen erstickt, und es war ihm, als sei er ein anderer geworden, als lebe er in einer anderen Welt. Alle, die diesen Ausweg nicht gefunden hatten, waren bei einem Zwischenfall oder aus Erschöpfung gestorben. In den Augen der alten Frau hatte Meir Berliner eine Begründung für seinen Lebenswillen gefunden. Bis dahin hatte er aus Instinkt überlebt, von nun an glaubte er, mit Hilfe des Verstandes zu überleben.

Weder die Schläge noch das tragische Schicksal des jüdischen Volkes, das durch den «Himmelsweg» strömte, gingen ihn noch etwas an. Je entsetzlicher das Schauspiel wurde, desto blinder wurde Berliner. Je lauter die Schreie, desto tauber wurde er. Nur eines war wichtig: dem Leichenkommando zu entgehen, denn dort war die Last schwerer, und so starb man schneller dort. Doch auch das war mehr eine Sache

des Instinkts als des bewussten Willens. Gewiss waren die Szenen bei der Entkleidung entsetzlicher, aber da er sie nicht sah, spielte das keine Rolle. Seit Langem hatte er die Fähigkeit sich zu empören verloren. Die nackten Männer, die sich Mühe gaben, Würde zu bewahren, die Mütter, die ihre Kinder an die Brust drückten, die jungen Mädchen, die mit einer letzten schamhaften Geste die Arme kreuzten – sie alle waren ihm gleichgültig geworden. Diese menschlichen Reaktionen schienen ihm einer anderen Welt zugehörig. Er registrierte die tragischsten Szenen, reagierte aber nicht mehr. Höchstens verblüfften sie ihn, wenn sie so heftig waren, dass sie die Maschinerie einen Augenblick zum Stillstand brachten.

Eines Tages, als er dem Kommando zugeteilt war, das die Frauen entkleidete, sah er plötzlich, wie sich ein junges Mädchen, kaum achtzehn Jahre alt, vor ihm aufrichtete. Da die Kleider, erst nachdem die Frauen weggegangen waren, im Laufschrift zum Sortierplatz gebracht werden mussten, war es ein «gutes» Kommando, denn während des Ausziehens bekamen die Arbeiter selten Schläge, es sei denn, eine Szene erregte die ukrainischen Wachmannschaften oder den SS-Mann Paul.

Als sich das junge Mädchen vor ihm aufrichtete, empfand er einen unbestimmten Ärger. Das spielte sich auf der Ebene der Reflexe ab. Wie ein Pawlowscher Hund hatte er gelernt, dass Empörung vermehrte Schläge bedeutete; und er wusste auch, dass ein einziger Schlag ins Gesicht Tod bedeutete. Der Tod liess dann einen Tag lang und manchmal auch zwei oder drei auf sich warten, aber er war unausweichlich. Die «Gezeichneten» hiessen in der Sprache des Lagers «Klepssidra», «Sanduhr». Ein blaues Auge, eine Platzwunde am Jochbein oder eine Schramme waren unauslöschliche Stigmata. Jeden Abend liessen die «Techniker» die «Klepssidra» antreten. Wer sich freiwillig meldete, dem stand «als Anerkennung für seine Aufrichtigkeit», wie Max Bielas gesagt hatte, eine Gunst zu: ein Genickschuss am Rande des Massengrabes beim «Spital», wo fortwährend ein mit Schwefel gespeister Holzstoss brannte. Am Rande des Massengrabes, damit der Erschossene von selbst hineinfiel; ein Genickschuss, damit dennoch das Todesurteil vollstreckt wurde. Wer sich beim Appell nicht meldete, wurde mit dem Spaten erschlagen. Das war oft sehr langwierig und immer sehr viel schmerzhafter. In dem Augenblick, da der «Klepssidra» gezeichnet war, fand er etwas von seinem Bewusstsein wieder. Der sanfteste Tod – nur wenigen Privilegierten vorbehalten – war der, der den Häftling bei der Arbeit überraschte – durch einen schlecht berechneten Kolben- oder Knüppelhieb. Gewiss konnte sich der «Klepssidra» dafür

entscheiden, sich beim Appell zu melden, aber in Wirklichkeit taten das nur die gänzlich Hoffnungslosen. Wer im Laufe des Tages ins Gesicht geschlagen worden war, konnte nämlich, da er keinen Spiegel besass und mit den anderen Arbeitern keinen Kontakt hatte, nicht wissen, ob der Schlag Spuren hinterlassen hatte. Und so kam es, dass mancher sich meldete, dessen Gesicht nichts anzusehen war. Er wurde hingerichtet, obwohl er vielleicht noch ein paar Tage hätte gewinnen können. Die «Klepssidra» standen vor der entsetzlichen Entscheidung: entweder sich auf jeden Fall zu melden, oder darauf zu setzen, dass der Schlag keine Spuren hinterlassen hatte, und damit das Risiko eines schrecklichen Todes einzugehen. Der leidenschaftliche Lebenswille verleitete sie in der Regel dazu, alles aufs Spiel zu setzen, und dadurch vergrösserte sich die Furcht, ins Gesicht geschlagen und «Klepssidra» zu werden.

Der Ärger, den Berliner empfand, entstammte einem Aufruhr seines ganzen Wesens. Sein armer, geschrumpfter Geist führte ihm das Schema «Empörung-Schlag-Klepssidra» vor Augen. Er war zu abgestumpft, um dieses unausweichliche Schema wirklich als tragisch zu empfinden; dennoch war in seinem benommenen Hirn ein fernes rotes Licht aufgeglüht. Das rote Licht hiess «Gefahr». Er ahnte dunkel die Gefahr, aber er war ausserstande, sich auf die geringste Abwehrmöglichkeit zu besinnen. Gespannt und verstimmt rührte er sich nicht.

Die junge Jüdin war schön, doch in ihren Augen glänzte der Wahnsinn. Ihre Mutter, die noch dabei war, die Kleider abzulegen, wollte sie wegziehen, aber mit herrischer Geste stiess die Achtzehnjährige sie zurück.

«Lass mich, Mutter! Lass mich jetzt endlich in Ruhe mit deiner Moralpredigt, mit deiner Sittsamkeit!»

Provozierend drehte sie sich zu Berliner um.

Berliner sah sie an, ohne sie zu sehen.

«Hilf mir», sagte sie, «und ich gehöre dir.»

Sie sprach langsam, leise, intensiv.

«Hilf mir, und ich gewähre dir, was ich meinem Verlobten verweigert habe.»

Ihre Mutter begann zu weinen.

«Sieh mich an, ich bin schön. Sieh mich an, bald bin ich tot. Sieh meinen Leib, sieh doch, wie schön er ist. Er ist zum Lieben geschaffen, für das Leben, für Zärtlichkeiten. Sieh ihn an – wie schön, wie jung er ist. Gott hat ihn für die Liebe bestimmt. Aber mein Verlobter ist tot, und ich sterbe auch, und alles stirbt, und nie werde ich die Liebe kennen.»

Sie liess die Hände sinken, die über Hüften und Flanken gestrichen hatten; regungslos stand sie da. Einen Augenblick später wurde ihr leuchtendes Gesicht von Schluchzen zerrissen.

Zwei ukrainische Wachmänner, durch das Weinen aufmerksam geworden, führten sie hinter die Baracke, und das verzweifelte Schluchzen verwandelte sich in Schmerzensschreie.

Berliner hatte nichts gesehen und nichts gehört. Plötzlich traf ihn ein Schlag. Automatisch ergriff er die Kleider des Mädchens, die vor ihm lagen, rannte los und vergrub sein Gesicht darin.

Der Schmerz und mit ihm das Bewusstsein kamen erst vier Wochen später wieder, als die «Techniker» darangegangen waren, das Lager zu «reformieren». Nun gab es fünfzehnhundert Häftlinge in Treblinka. Viele begingen Selbstmord, entweder mit Gift, das sie im Gepäck der Vergasten gefunden hatten, oder nachts in der Baracke durch Erhängen. Die Umstände machten das Erhängen sehr schwierig, und bei vielen dauerte es lange, ehe sie zur Ruhe kamen. Später, als sich allmählich unter den Häftlingen Kontakte bildeten, verbesserten sie die Methode. Dann hatte man einen Freund, der die Kiste wegzog – der grösste Freundschaftsbeweis, den es gab. Man stieg auf eine Kiste, legte sich den Gürtel um den Hals und befestigte ihn an einem Balken. War alles fertig, sagte man: «Los!» Der Freund zog die Kiste mit einem Ruck weg und sprach das Kaddish. Waren zwei Freunde sehr eng miteinander verbunden und wollten sie alle beide Schluss machen, dann losten sie, und der Verlierer musste sich, nachdem er die Kiste weggezogen hatte, entweder allein erhängen oder einen anderen Freund zu Hilfe holen.

Ein Vater und ein Sohn hatten als erste dieses Verfahren angewandt. Der Sohn war noch jung, der Vater ein älterer Mann. Der Vater hatte den Sohn gedrängt, zu leben, um den Familiennamen nicht erlöschen zu lassen, aber jetzt war der Sohn ein «Kleppsidra». Als der Sohn den Vater gefragt hatte, ob Spuren zu sehen seien, hatte der Vater zuerst nicht antworten wollen. Lange Zeit hatten sie nachts in der Baracke flüsternd diskutiert.

«Sag's mir, Vater, sag's mir ganz offen», drängte der Sohn.

«Nein, Junge, du hast nichts», antwortete der Vater und strich ihm mit der Hand übers Gesicht. «Du bleibst am Leben und gibst unseren Namen weiter.»

Der Vater hatte sich derart in den Wunsch hineingesteigert, seinen Stamm nicht erlöschen zu sehen, dass er sogar das Risiko auf sich nahm, den Sohn unter entsetzlichen Qualen sterben zu lassen: «Du

bleibst am Leben und kommst nach Israel, in unsere Heimat. Du heiratest und wirst Kinder haben – es werden meine Kinder sein, die Kinder meines Vaters, die Kinder meiner Vorfahren. Du wirst sie in der Furcht Gottes aufwachsen lassen. Und du sagst ihnen, wie wir gestorben sind, damit die Welt es nicht vergisst. Du hilfst mit, aus unserer Heimat eine uneinnehmbare Festung zu machen, die den Herrn fürchtet, gepriesen sei Sein Name, und die die Furcht Seiner Feinde ist.»

Seine Stimme hatte sich erhoben, wie die eines Propheten.

«Ja, Vater», antwortete der Sohn eingeschüchtert.

«Und es soll geschehen, spricht der Herr, dass in einem Land zwei Drittel sind, die sollen ausgerottet werden und untergehen, und das dritte Teil soll darinnen überbleiben. Und ich will dasselbe dritte Teil durchs Feuer führen und läutern, wie man Silber läutert, und fegen, wie man Gold fegt. Die werden dann meinen Namen anrufen, und ich will sie erhören. Ich will sagen: ‚Das ist mein Volk‘, und sie werden sagen ‚Herr, mein Gott‘.

Du gehörst zu dem Drittel, von dem der Prophet Zacharias spricht», sagte der Vater, «und ich, ich werde verworfen. Aber ihr werdet geläutert wie Silber und gefegt wie Gold. So hat es der Herr beschlossen, gelobt sei Sein Name.»

«Vater», sagte der Junge plötzlich. «Ich habe Angst.»

Sein Vater sagte eine Weile nichts. Als er weitersprach, hatte sich seine Stimme verändert, sie klang sanfter, trauriger.

«Hast du das Vertrauen verloren?» fragte er.

«Ich habe Angst.»

Der Sohn gab sich Mühe, mit fester Stimme zu sprechen, aber sie zitterte ein wenig.

«Ich habe mit dem Finger Blut gespürt.»

Der Vater streichelte ihn lange, seinen Sohn, der nicht nach Israel kommen, der keine Kinder haben würde, der der Letzte seines Namens war und sterben musste.

«Es gibt keinen Gott», murmelte der Junge.

Die Gotteslästerung aus unschuldigem Herzen reizte den Vater nicht.

«Doch, mein Sohn», sagte er liebevoll, «aber wir begreifen Ihn nicht. Unsere Sünden haben uns die Ohren verstopft und die Augen verschlossen.»

«Ich habe Angst», wiederholte der Sohn. «Sie bringen mich um, ich will das nicht. Ich glaube, ich habe keine Kraft mehr.»

Und er warf sich dem Vater in die Arme, der ihn lange umschlungen hielt und Gebete murmelte. Nach einer Weile sagte der Vater, als käme er aus einer tiefen Andacht:

«Komm, mein Junge. Bist du bereit, jetzt gleich zu sterben?»

«Ja, Vater», antwortete er ergeben.

Der Vater nahm den Gürtel ab und knüpfte ihn dem Sohn um den Hals. Dann liess er ihn auf eine Kiste steigen und stieg hinterher, um den Gürtel an einem Balken zu befestigen. Als das getan war, umarmte er den Sohn und stieg herunter. «Adieu», murmelte der Junge. «Auf bald», antwortete der Vater und riss die Kiste weg.

Einige Minuten später stellte er die Kiste wieder hin, stieg hinauf, nahm den Leichnam seines Sohnes ab, legte ihn behutsam auf den Sandboden der Baracke und sprach das Totengebet: «Yitgadal veyitkaddash ... Der Name des Herrn sei erhöht und geheiligt in der Welt, die Er nach Seinem Willen geschaffen hat. Sein Reich herrsche bald über unser Leben und unsere Tage und über das Leben des ganzen Hauses Israel. Und alles Volk spreche: Amen. Der Name des Herrn sei gesegnet von nun an bis in Ewigkeit. Er sei gesegnet, gepriesen, gelobt, geehrt, erhöht, gerühmt, geheiligt und verherrlicht über alle Segnungen und alle Gesänge, über alle Lobpreisungen und alle Anrufungen. Und alles Volk spreche: Amen.»

In der Baracke hatten sich Stimmen erhoben, tonlos, anonym, brüderlich, und sprachen jedes Amen mit. Aber als der Vater sich selber die Schlinge um den Hals legte, rührte sich niemand. Er stieg wieder auf die Kiste, hob die Arme und tastete den Balken ab, um den Gürtel zu befestigen, und dann, mit ruckartiger Entspannung, stiess er die Kiste weg. Sein Körper streckte sich, schwankte und kam zur Ruhe. Die Totenklage begann von Neuem: «Yitgadal veyitkaddash ...», abgründig wie der Tod, ewig wie der Glaube. In dieser Nacht zeigten sich erste Zeichen eines wiedererwachten sozialen Lebens unter den Juden Treblinkas.

Als die ersten Reformen eingesetzt hatten und die Häftlinge die Leere des Unbewussten hinter sich liessen, bekundeten sie die neugewonnene Willensfreiheit zunächst durch den Selbstmord. Das Wiederaufleben der Trauer hatte sie befreit. Sie waren keine vollkommenen Sklaven mehr, denn sie konnten wählen; entweder Selbstmord oder weiterkämpfen. Diese Entscheidungsfreiheit entzog sie der Macht der «Techniker», die ihre Rolle als oberste Richter eingebüsst hatten. Zwar konnten sie den Tod erzwingen, aber die Macht, das Leben zu erzwingen, hatten sie verloren.

Die Bekundung der Solidarität im Tode war das zweite, was die Juden zurückgewonnen hatten. Das scheint wenig, und dennoch war es die erste Geste, die alles Wiederaufleben liess. Nach dieser Solidaritätsbekundung im Tode sollte das Leben wieder beginnen. Der Freund-

schaftsdienst, die Kiste wegzuziehen, bezeichnete in der Geschichte der neuen Welt namens Treblinka eine vielleicht wichtigere Etappe als in der Kulturgeschichte der Menschheit die Entdeckung des Feuers. Noch war es nicht sichtbar, doch es zeichnete sich schon die Grenze ab, an der sich die Macht der «Techniker» verlor.

Meir Berliner, der bei der Teilung des Lagers im Lager I geblieben war, wurde zum Vorarbeiter des «blauen Kommandos» ernannt, das mit dem «Empfang» der Transporte beauftragt war. Sehr bald begriff er, dass er in dieser Welt des Todes nicht lange überleben würde. Er dachte daran, sich das Leben zu nehmen, aber er entsann sich wieder des Versprechens, das ihm die alte Frau abgenommen hatte. Dieser zwangshafte Lebenswille war ihm unverstündlich, aber gegen seinen Willen fühlte er sich durch den Eid gebunden, wie durch eine Kraft, die über seinen Verstand ging.

Die Nächte waren noch schlimmer als die Tage, denn die wohl-tuende Abstumpfung wirkte nicht mehr. Tagsüber kam man nicht zum Nachdenken, denn der Arbeitsrhythmus war zu schnell. Wenn sich jedoch die Barackentüren schlossen, fand Meir Berliner keine Ruhe mehr; wieder sah er sich der Hoffnungslosigkeit preisgegeben. Selbstmorde kamen jetzt immer häufiger vor; wenn man nachts aufstand, um zu dem Kübel zu gehen, der als Abort diente, musste man die Hände ausstrecken, damit man nicht an die Leichen der Erhängten stiess. Hin und wieder verlor jemand den Verstand. Manche schluchzten, andere lachten schrill, wieder andere faselten vor sich hin.

Eines Nachts fürchtete Berliner, ebenfalls irrsinnig zu werden. Der Tag war stickig heiss gewesen, und die Baracke war noch überhitzt. Die Körperdünste, mit denen der Kübel vermischt, erregten Übelkeit. Von Zeit zu Zeit hörte man einen geflüsterten Befehl: «Los!», und die Baracke erzitterte, erlebte den Todeskampf des Erhängten mit; zuerst ein Ruck, dann nachlassendes Zucken. Manche brauchten nur ein paar Sekunden, andere schienen kein Ende finden zu können. In der Regel erhängten sich abends die, die am Tage gesehen hatten, dass ihre Eltern und Verwandten vergast worden waren; die Zahl der Erhängten stieg mit der Zahl der Transporte.

Fünf Transporte waren tagsüber angekommen, und Berliner sagte sich sonderbar gelassen, dass sich in der Nacht viele erhängen würden. Obwohl er sehr erschöpft war, konnte er nicht einschlafen; jeder Ruck ging ihm durch Mark und Bein. Pinhas Alter war ins Lager II versetzt worden, und so war er allein. Unwillkürlich, von morbider Neugier erfüllt, wartete er auf den nächsten Ruck.

Plötzlich hörte er ganz in der Nähe einen Mann reden. Die klare

und deutliche Stimme sprach in gleichgültigem Ton. «Dem Himmel sei Dank», sagte sie, «dass wir auch dahin kommen; dann ist es soweit, man ist schnell hinüber und holt sie rasch ein.» Der Mann sprach leise, und Berliner, der auf alle Nachtgeräusche lauschte, horchte angestrengt. Es schien, als stolperte die Stimme über die letzten Worte, als zögere sie kurz vor der Verwirrung. Sie wurde zu einem leisen, müden, schwerfälligen Geraune, zu einer undeutlichen Litanei, dem Jammern eines Geängstigten. Berliner horchte gespannt. Jetzt wurde die Stimme wieder lauter, einzelne Worte lösten sich heraus, doch hatten sie keinen Sinn, keinen Zusammenhang mehr. Sie waren nur noch absurde Unterbrechungen des unverständlichen Gemurmels. Auf einmal schwoll es zu einem gurgelnden Gelächter an, das die ganze Baracke wild und irrsinnig erfüllte. Vor Schrecken erstarrt, spürte Berliner, dass er im nächsten Augenblick in das Gelächter einfallen werde. Um sich von diesem Zwang zu befreien, stiess er einen lauten Schrei aus und flüchtete ans andere Ende der Baracke.

In dieser Nacht entschloss er sich zur Flucht. Die wiedererwachte Empfindungsfähigkeit machte ihm das Leben in Treblinka unerträglich; und sterben wollte er nicht. Vor die Wahl Tod oder Leiden gestellt, entschied er sich für die Flucht. «Von zwei Alternativen wähle ich immer die dritte.»

Am nächsten Tag war Berliner in einer bestimmten Situation Herr der Lage – zum erstenmal seit seiner Ankunft in Treblinka. Es war nichts Bedeutendes, aber allein, dass er die Möglichkeit wiedergefunden hatte, den Lauf der Dinge zu beeinflussen, erschien ihm bedeutungsvoll und gab ihm Hoffnung, eine Flucht könne gelingen. Während er die Juden eines neuen Transports aussteigen liess, sah er, dass aus dem Waggon, vor dem er stand, einer seiner Warschauer Kameraden kletterte: Itzak Choken.

Choken, klein und reizbar, war ungewöhnlich vital und verfügte über Körperkräfte, die in keinem rechten Verhältnis zu seiner Grösse und seinem Aussehen standen. Chokens Freunde sagten, bei ihm hätten sich Geistes Kühnheit und Verstandesschärfe der Juden im Körperlichen niedergeschlagen. Er raufte genauso gern, wie die Talmudisten diskutierten. Er raufte sich mit ebensoviel Phantasie, wie die Gelehrten debattierten. Berliner hatte ihn bei einer Prügelei kennengelernt.

Damals bestand das Getto noch nicht lange. Als Meir eines Tages durch die Strasse schlenderte, hatte er gesehen, dass ukrainische Milizsoldaten den kleinen Choken beiseite genommen hatten. Noch glaubte er, sein argentinischer Pass werde ihn vor Misshandlungen schützen,

und so war er hinzugetreten, um zu vermitteln. Choken hatte die günstige Gelegenheit ergriffen und war weggerannt, und die wütenden Ukrainer hatten sich auf Berliner gestürzt. Ehe er die Hand in die Tasche stecken konnte, um den Pass hervorzuziehen, lag er schon halb betäubt am Boden. Dann ging alles noch schneller. Choken, der gesehen hatte, in welcher gefährlicher Lage sich sein unglückseliger Verteidiger befand, war umgedreht und ihm zu Hilfe gekommen. Wie hatte er es geschafft, die Hälfte der Ukrainer zu Boden zu werfen und die anderen in die Flucht zu schlagen? Berliner verstand es nicht, konnte es sich auch später nicht erklären. Halb laufend, halb von Choken getragen, kam er wieder zu sich; Choken trieb ihn an: «Schneller, schneller, sie kommen zurück.» Als Choken schliesslich stehenblieb, glaubte Berliner vor Erschöpfung zu sterben. Er brach am Fuss einer Mauer zusammen und versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Choken dagegen, dem nicht einmal ein Schweisstropfen auf der Stirne stand, sah ihn zugleich herzlich und ironisch lächelnd an.

Es verging eine ganze Weile, ehe Berliner murmeln konnte: «Danke! Sie haben mir das Leben gerettet.»

Als Berliner sah, wie der kleine Choken aus dem Waggon kletterte und lebhaft um sich blickte, um dahinterzukommen, was hier gespielt wurde, erinnerte er sich an das gewaltige Gelächter, mit dem Choken seinen Dank entgegengenommen hatte.

Er ging auf seinen Freund zu und flüsterte vorsichtig:

«Bist du allein?»

Choken liess sich keinerlei Überraschung anmerken und hauchte, ohne ihn anzusehen: «Ja.»

«Wenn du dich ausziehst, sag, dass du Zimmermann bist.»

Choken fragte nichts, nickte unmerklich und rannte im Laufschrift davon, um den Schlägen zu entgehen.

Abends, als Berliner in der Schlange stand, um einen Blechnapf mit Suppe in Empfang zu nehmen, hörte er eine Stimme hinter sich: «Schalom!» Er drehte sich um. Choken stand hinter ihm.

«Was geht hier vor?» fragte der Freund.

«Jetzt nicht – ich erkläre es dir in der Baracke.»

«Was kann man tun?» fragte Choken, nachdem Berliner ihm gesagt hatte, was Treblinka bedeutete.

Die Barackentür hatte sich geschlossen, und wieder stand eine Nacht der Ängste und Alpträume bevor. Choken hatte weder Fragen gestellt, noch war er in Schluchzen ausgebrochen; er hatte weder gefaselt, noch war er vor Entsetzen verstummt. «Selbst mit der Degenklinge an der

Kehle sollst du nicht am Leben verzweifeln», sagte der Talmud. Alle Juden in Treblinka, die sich mit dem Gedanken des Todes nicht abzufinden vermochten, befolgten diese Lehre. Aber während sie sich diesem Gebot in ihrer ganzen menschlichen Schwäche unterwarfen, befolgte Choken es mit einer fast unmenschlichen Vitalität. Soeben hatte er erfahren, dass die fünfzehntausend Juden, mit denen er morgens in Treblinka angekommen war, zu dieser Stunde schon nicht mehr lebten, dass Millionen Juden sterben sollten wie diese fünfzehntausend – trotzdem stellte er nur die eine Frage: «Was kann man tun?» Er gehörte zu den Menschen, die nur der Tod selber auf halten kann.

«Man muss versuchen, auszubrechen», antwortete Berliner.

«Hast du eine Idee?»

«Vielleicht. Aber es wird schwierig.»

«Erklär's mir.»

«Hör zu. Seit ein paar Tagen werden die Kleidungsstücke und die anderen Siebensachen nach Lublin zurückgeschickt. Die Eisenbahnzüge bringen die Juden her und nahmen wieder mit, was von ihnen übrigbleibt, einen Haufen Lumpen.»

«Na ja, auf Organisation verstehen sie sich», meinte Choken.

Er sprach knapp, sachlich. Berliner, gleichzeitig schockiert und ermutigt, fuhr fort:

«Alle Arbeitskommandos haben mit dem Beladen zu tun. Ich denke mir, wir sollten uns in einem Waggon verstecken. Die Deutschen sind zwar misstrauisch, und ich weiss nicht recht, wie ...»

«Das scheint mir realisierbar», unterbrach ihn Choken, schwieg einen Augenblick und sagte dann in lässigem Ton:

«Apropos, danke. Du hast mir das Leben gerettet.»

Er tastete in der Dunkelheit nach Berliners Hand und drückte sie.

«Ich habe dir zu danken», antwortete Berliner. «Ich glaube, du rettetest mir zum zweitenmal das Leben.»

«Reden wir davon, wenn der Zug rollt. Alsdann, gute Nacht.»

«Gute Nacht», antwortete Berliner und schlief sofort ein.

Wenige Tage später wurden zwei Juden, die auf das Drehgestell eines Waggons gekrochen waren und so aus dem Lager zu flüchten versuchten, mit Spaten erschlagen. Als der Zug beladen worden war, hatten sie sich versteckt, und in dem Augenblick, als der Waggon den Lagerausgang passierte, hatte man sie entdeckt. Berliner hatte die Szene miterlebt. Abends schilderte er sie Choken.

«Rechts und links vom Tor haben zwei Deutsche gekauert. Langsam fährt der Zug an ihnen vorbei, und plötzlich ruft der eine was,

und der Zug hält an. Der Deutsche richtet die Maschinenpistole auf die beiden und brüllt einen Befehl. Sie müssen Todesangst gehabt haben, denn sie reagieren nicht einmal. Da bückte sich der Deutsche und schießt. Einer der Juden fällt zu Boden, wie ein Insekt, das sich loshakt. Der Deutsche brüllt weiter, und da kommt der andere heraus. Sein angstverzerrtes Gesicht und seine hoffnungslosen Augen werde ich nie vergessen: als der Zug abgefahren war, hat er bestimmt geglaubt, er hätte gewonnen. Der, auf den der Deutsche geschossen hat, war nur verletzt. Alle beiden wurden auf den Platz gezerzt. Es hat lange gedauert, bis sie tot waren, und bis zuletzt haben sie vor Schmerzen geschrien. Zwei Häftlinge mussten dann ihre Kleider durchsuchen. Sie fanden eine Menge Gold und Devisen. Nach dieser Entdeckung haben die Deutschen sie, obwohl sie schon tot waren, buchstäblich zerfleischt – weil sie dem Reich Gold gestohlen hatten.»

Berliner schwieg. «Ich habe Angst», sagte er dann.

«Ich hatte auch an die Drehgestelle gedacht; wir müssen uns was anderes ausdenken», sagte Choken ruhig. «Aber mit Geld abzuhaufen, finde ich gut.»

Wieder fühlte sich Berliner schockiert und doch ermutigt.

«Wie sie gestorben sind, das beeindruckt dich nicht?»

«Mir ist seit Langem klar, dass es ein gnadenloser Kampf ist.»

«Bei einem Kampf muss es Kämpfer geben, aber unter diesen Umständen hier können wir uns nicht einmal verteidigen.»

«Solange nur ein Jude um sein Leben kämpft, geht der Kampf weiter. Jeder kämpft auf seine Weise, aber da es um das Überleben des jüdischen Volks geht, werden wir auf jeden Fall siegen.»

«Merkwürdiger Sieg!»

«Sieh mal – die Deutschen sind wie Bergsteiger, die einen Berg bezwingen wollen. Gelingt es ihnen, auf dem Gipfel die Fahne aufzupflanzen, heisst es, sie hätten den Berg besiegt; bleiben sie auf halbem Wege stecken oder sogar hundert Meter unter dem Gipfel, heisst es, der Berg hat sie besiegt. Da die Deutschen unmöglich uns alle vernichten können, wird es in tausend Jahren in den Lehrbüchern der jüdischen Geschichte heissen, das jüdische Volk habe in der Mitte des 20. Jahrhunderts die gefährlichsten Jahre seiner Geschichte durchgemacht, es habe jedoch, wie immer, den Sieg davongetragen.»

Verblüfft über diese ungewöhnliche Auslegung des Kollektivschicksals des jüdischen Volks, sah Berliner ihn an.

«Aber wenn die Überlebenden nach einer solchen Katastrophe nicht mehr Juden sein wollen?»

«Dann ist es aus mit uns. Diese Gefahr liegt in uns selbst, nur in

uns selbst. Also müssen wir dem, was uns zustösst, einen Sinn geben.»

«Und welchen Sinn siehst du darin?»

«Darüber zerbreche ich mir nicht den Kopf, das überlasse ich unsern Gelehrten.»

In diesem Augenblick war ein knapper Befehl zu hören: «Los!» und die Baracke bebte.

«Was ist das?» fragte Choken.

«Jemand, der nicht weiterleben kann und sich erhängt.»

«Aber das ist doch verrückt.»

«Das sagen die Deutschen auch.»

Zuletzt hatten sie lauter gesprochen, und ein Mann, der ihre Stimmen gehört hatte, tastete sich näher an sie heran.

«Seine Leiden sind zu Ende», sagte er.

«Genau das wollen die Deutschen ja – dass unser aller Leiden zu Ende sind.»

«Sie haben recht», sagte der Mann, der sich zu ihnen gesellt hatte.

«Ich glaube, wir müssten doch versuchen, was zu unternehmen.»

Berliner zögerte einen Augenblick, denn er wusste nicht recht, ob sie einem Unbekannten ihre Pläne verraten sollten. Man musste vorsichtig sein, aber der Mann erschien ihm vertrauenerweckend. Er beschloss, ihm vorzuschlagen, dass er sich ihnen anschliessen solle.

«Wir wollen abhauen. Wenn Sie es mit uns zusammen versuchen wollen...»

«Nein, ich kann nicht; ich habe schon daran gedacht, aber es geht einfach nicht. Ich bin mit meiner Frau und meinen Kindern hier angekommen. Ich komme aus Treblinka nicht mehr heraus. Menschen wie ich haben keinen Platz mehr auf der Welt. Ich kann nur noch eines tun, damit mein Überleben einen Sinn hat: anderen helfen. Ich fliehe nicht mit Ihnen, aber wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen. Ich heisse Galewski, ich war Ingenieur in Warschau.

«Berliner. Ich war Kaufmann in Buenos Aires.»

«Choken. Ich war Jude.»

Instinktiv streckte jeder die rechte Hand aus. Ihre Hände knüpften einen vagen Freundschaftsbund.

Das Widerstandskomitee von Treblinka war geboren.

Die drei Männer kamen von nun an jeden Abend zusammen. Als erstes stellten sie sich die Aufgabe, gegen die Selbstmorde anzukämpfen. Sobald sie das «Los!» hörten, stürzten sie in die Richtung, aus der der Ruf gekommen war. Nicht immer waren sie schnell genug, und selbst wenn es ihnen gelang, den armen Kerl abzunehmen, ehe er tot

war, mussten sie sich oft mit ihm prügeln, damit er nicht noch einmal auf die Kiste stieg. Während Berliner und Choken ihn festhielten, redete Galewski auf ihn ein.

Er hatte viele Argumente ausprobiert, ehe er das wirksamste gefunden hatte, das der Zeugenschaft. «Wir müssen am Leben bleiben, damit wir hiervon berichten können», erklärte er. «Sehen Sie, Sie sind wie die Verdammten, die inmitten der Hölle eine magische Kraft am Leben hält. Sie dürfen nur an eines denken: von hier zu entkommen, um den Lebenden Bescheid zu geben, um sie zu warnen. Denken Sie an alle, die unbewusst, aus Versehen tödliche Fehler machen. Denken Sie an alle, die leichtfertig Entscheidungen treffen, ohne zu wissen, wohin sie führen. Denken Sie an alle, die leichten Herzens vor ihrem ewigen Unglück die Augen verschliessen, als seien sie Blinde, die sich ahnungslos einem Abgrund nähern. Wollen Sie ihnen nicht helfen?» In der Regel packte den Hoffnungslosen an diesem Punkt die Wut. Seine Antwort hiess: «Warum soll ich Menschen helfen, die mir nicht helfen? Die ganze Welt hilft bei unserer Ausrottung mit.» Auf dieses Argument hatte Galewski eine gute Antwort parat: «Die Welt hilft mit, weil sie nichts davon weiss.» Wenn sich der Selbstmordkandidat dann über die undankbare Rolle beklagte, die den Juden zgedacht war, wusste Galewski, dass er gewonnen hatte.

Durch solche Gedanken gewann die Ausrottung eine mystische Dimension; dadurch wiederum verknüpfte sie sich mit einer Vergangenheit, die so voller Verheissungen und Prüfungen gewesen war, dass sie nicht verleugnet werden konnte. Diejenigen Juden, die von der Assimilierung nicht berührt worden waren, erfüllte ein wahrer Stolz, Jude zu sein. Es war ein gelassener Stolz – der Hochmut mancher westlicher Juden ist nichts anderes als dessen Karikatur. Als bettelarme Nachfahren einer tausendjährigen Geschichte, als Söhne Abrahams, Isaaks und Jakobs besaßen sie nichts und wollten alles sein. Die Pflicht, die ihnen Galewski vor Augen stellte, die Pflicht zu leben, um Zeuge zu sein, war eine Aufgabe in einer Grössenordnung, die ihrer historischen Dimension entsprach. In dem Abgrund, in den die Juden hinabgestossen worden waren, konnte sie nur eines vor der Hoffnungslosigkeit retten: vollkommene Uneigennützigkeit. Nach all der Feigheit, die sie gezeigt hatten, um ihr Leben zu retten, bestand das Leben nur noch aus Mittäterschaft – sie bezahlten ihr Leben mit dem Leben anderer. In Treblinka wurden damals durchschnittlich pro Tag fünfzehntausend Juden vergast. Die Zahl der jüdischen Arbeiter des Lagers lag schätzungsweise bei eintausend. So betrug der «Pensionspreis» in Treblinka, auf Judenköpfe umgerechnet, fünfzehn Ein-

heiten täglich. Gewiss, die Arbeit hätte ohnehin getan werden müssen. Andere wären damit beauftragt worden. Aber dieses Argument ist dürftig gegenüber der schrecklichen Kostenberechnung des vierundzwanzigstündigen Überlebens eines einzigen Juden.

Die anstrengenden Nächte machten die drei Männer zu Freunden. Sie beschloss, dass Choken und Berliner, falls ihre Flucht gelänge, in die Gettos gehen sollten, um den Juden zu sagen, was Treblinka in Wirklichkeit war.

In der ersten Nacht ohne Selbstmord sprachen sie lange über die Flucht. Galewski war sehr bewegt. Berliner spürte es und bat ihn noch einmal, mitzukommen. Wieder weigerte sich Galewski lange Zeit und schliesslich sagte er, er wolle es sich überlegen. Er fürchtete sich davor, allein zurückzubleiben. Seit er Berliner und Choken gefunden hatte, hatte sein Leben wieder einen gewissen Sinn bekommen, und er sagte sich, vielleicht könnte er in den Gettos nützlicher sein als in Treblinka. Aber das Schicksal nahm ihm die Entscheidung ab. Wenige Tage später gab Kurt Franz den Juden eine Nacht Zeit, um einen Chef zu benennen. Galewski hielt es für seine Pflicht, im Lager zu bleiben.

Seine Ernennung zum Lagerältesten sollte die Flucht erleichtern. Da er eine Autorität des Lagers geworden war, konnte er sich ohne grosse Schwierigkeiten bei den Goldjuden Gold beschaffen. Es wäre jedoch unklug gewesen, das Gold bei sich zu behalten, und so vergrub es Choken im Sandboden der Baracke. Galewski schlug einen verhältnismässig sicheren Fluchtplan vor. Die Waggontüren wurden erst geschlossen, nachdem ein Deutscher sich vergewissert hatte, dass der Güterwagen vollständig beladen war. Daher sollten sich die beiden Flüchtlinge in den Waggon schleichen, wenn er dreiviertel voll war, und vor der Tür einen Wall aus Kleiderballen aufschichten, so dass es aussähe, als sei er schon voll. Sobald der Wall errichtet war, sollte Galewski einen Deutschen holen und ihm sagen, die Tür könne geschlossen werden. Da die Häftlinge erst abends zum Schlafen in die Baracke zurückkehrten, musste der Fluchttermin einen Tag im Voraus festgelegt werden, damit Berliner und Choken das Gold ausgraben und mit sich nehmen könnten.

Als Galewski ihnen diesen Plan dargelegt hatte, antworteten sie nicht gleich. Nie waren die Häftlinge vor Durchsuchungen sicher, und das Risiko, einen ganzen Tag lang die Taschen voll Gold zu haben, erschien ihnen zu gross. Auf diese Bedenken hin schlug Galewski vor, er wolle das Gold an sich nehmen und es ihnen erst geben, wenn sie schon im Waggon waren. Choken und Berliner wollten nicht zulassen, dass er noch mehr Risiko auf sich nahm, aber er drängte sie:

«Ohne Gold überlebt ihr keine vierundzwanzig Stunden. Ausserdem habt ihr eine Aufgabe zu erfüllen. Und das ist für mich das Entscheidende. Ich komme hier sowieso nicht lebend heraus. Ich weiss jetzt ganz genau, dass mein Leben an dem Tag aufgehört hat, an dem ich in Treblinka ankam. Mein Todeskampf mag länger oder kürzer dauern, aber lebendig werde ich nicht mehr.»

Er hatte voll Trauer, doch ohne Verbitterung, ohne Empörung gesprochen. Seine beiden Freunde erkannten, dass es vergebens, fast geschmacklos wäre, ihm Mut zuzusprechen.

«Woher nimmst du die Kraft, uns bei der Flucht zu helfen? Wie bringst du es fertig, Nacht für Nacht anderen Mut zu machen?» fragte ihn Berliner.

«Woher kommt der Zorn, der die Juden zwingt, seit so langer Zeit zu leben und Juden zu bleiben, trotz allem Missgeschick, das sie ihrem Namen verdanken?» fragte Galewski zurück. «Woher hatte mein Vater den Mut, mich zum Leiden zu verdammen, und woher hatten ihn der Vater meines Vaters und der Vater seines Vaters? Wenn nur einer meiner Vorfahren schwach oder stark genug gewesen wäre, den Entschluss zu fassen, dass sein Sohn kein Jude mehr sein sollte, dann wäre die Kette des Missgeschicks abgebrochen, und unserem Stamm wäre ein Leben in Frieden sicher gewesen. Warum hat das keiner getan?»

«Vielleicht, weil deinem Vater oder dem Vater deines Vaters dann der Stamm, die Nachkommenschaft nichts mehr bedeutet hätten», sagte Choken leise. «Die Überlieferung sagt, wenn ein Jude dem Judentum abtrünnig wird, trauern alle Juden. Ein nicht jüdischer Sohn ist für den Vater wie ein Toter, und ein Toter kann keine Kinder haben. Mit einem Sohn, der konvertiert ist, hört die Nachkommenschaft auf.»

«Du hast recht», sagte Galewski nachdenklich. «Ich glaube, wenn ich noch draussen wäre und einen Sohn hätte, liesse ich ihn beschneiden.»

«Als ich von Warschau deportiert wurde», erzählte Choken, «wurde im Zug über ein merkwürdiges Problem diskutiert. Offenbar hatte die katholische Kirche vorgeschlagen, in den Klöstern fünfhundert jüdische Kinder zu verbergen, und sie hatte sogar zugesagt, die Kinder nicht zum Glaubenswechsel zu drängen. Ich weiss nicht, ob das Angebot schliesslich angenommen worden ist, aber viele waren dagegen. Wenn wir ihnen die Kinder anvertrauen, sagten sie, lässt man sie trotz der schönen Versprechungen konvertieren. Katholiken sind nämlich dazu verpflichtet. Also sind unsere Söhne auf jeden Fall verloren. Unsere Väter, die auf dem Scheiterhaufen gestorben sind, haben uns gelehrt, dass es besser ist, ein toter als ein abtrünniger Jude zu sein.»

8

Wenige Tage später erfuhr Galewski, dass am nächsten Tag ein Rücktransport von Kleidungsstücken abgehen sollte. Auf diese Nachricht hatte er seit Langem gewartet, aber als er sie erfuhr, spürte er zunächst keinerlei Freude. Er würde allein Zurückbleiben. Hatte er denn die Kraft, der Hoffnungslosigkeit zu widerstehen? Das Ziel, das er sich gesetzt hatte – anderen Häftlingen zu helfen –, erschien ihm unerreichbar. Wie konnte er hoffen, in dieser Einsamkeit gegen derart mächtige Feinde etwas auszurichten? Wie konnte er hoffen, ganz allein gegen die Ausrottung des jüdischen Volkes anzukämpfen? Zusammen mit Choken und Berliner schien alles möglich: In den kurzen Stunden, die er abends mit ihnen verbracht hatte, hatte er die unerbittliche Realität des Lagers Treblinka vergessen.

Erst abends in der Baracke traf Galewski mit Choken und Berliner zusammen.

«Morgen haut ihr ab», sagte er und versuchte, sich die Bewegung nicht anmerken zu lassen.

Berliner schien nichts gehört zu haben. Überrascht sahen ihn die beiden anderen an.

«Morgen um diese Zeit sind wir frei», sagte Choken und legte Berliner die Hand auf den Arm. «Nur noch einen Tag, Me'ir, und wir sind raus aus dieser Hölle.»

«Ich wage nicht, daran zu glauben», antwortete Berliner. «Die ganze Zeit habe ich durchhalten können, weil ich Hoffnung hatte, rauszukommen.» Er wandte sich an Galewski: «Aber jetzt, wo du mir sagst, dass wir hier verschwinden, kommt es mir wie ein Traum vor. Nach allem, was wir erlebt haben, wieder ein normales Leben zu führen – ich kann es mir nicht vorstellen.»

«Freust du dich nicht, wegzukommen?» fragte ihn Galewski.

«Natürlich freue ich mich, sehr sogar. Aber ich kann mir einfach

nicht vorstellen, wieder ein freier Mensch zu sein. Ich kann es kaum glauben, dass es auf der anderen Seite des Stacheldrahts noch eine Welt gibt, eine Welt, die für mich Platz hat.»

«Ich weiss, wie dir zumute ist», sagte Galewski langsam. «Vielleicht erfordert es mehr Mut abzuhauen als zu bleiben, mehr Mut weiterzuleben als zu sterben. Manchmal würde ich mich am liebsten hinlegen und verrecken. Das wäre das einfachste.»

«Wir kommen vom Thema ab, glaube ich», sagte Choken plötzlich, um die Atmosphäre zu versachlichen. «Schliesslich leben wir ja nicht zu unserem Amüsement, wir wollen uns doch nur unserer Haut wehren.»

«Stimmt», sagte Galewski. Seine Stimme war wieder fest geworden. «Wir haben was Besseres zu tun, als an diesem letzten Abend leeres Stroh zu dreschen.»

Den Rest der Nacht verbrachten sie damit, die letzten Einzelheiten der Flucht und ihrer Aufgaben in den Gettos festzulegen. Ausserdem beschlossen sie, Mittel und Wege zu suchen, um Informationen über Treblinka nach London gelangen zu lassen. Als alles beredet war, schlug Berliner vor, sie sollten für die Zeit nach dem Kriege, falls sie ihn überlebten, einen Treffpunkt in Palästina ausmachen. Sie einigten sich auf einen Kibbuz in Galiläa, in dem ein Vetter Berliners lebte, und dann streckten sie sich zum Schlaf aus. Schon ehe sie einschliefen, begannen sie zu träumen.

Ein tragischer Zufall am nächsten Morgen änderte Berliners Schicksal und das des Lagers. Durch dieses Ereignis wurde die Grenze des menschlichen Empfindungsvermögens erreicht, und gleichzeitig wurde sichtbar, dass auch die Macht der Schinder über die Geschundenen nicht grenzenlos war.

Was Berliner am Vormittag dieses Tages tat, hat Treblinkas mündliche Überlieferung nicht bewahrt. Man weiss nur, dass er sich trotz der Jahreszeit warm anzog und die Taschen voller Gold hatte. Morgens, als die Häftlinge mit dem üblichen Hagel von Schlägen aus der Baracke getrieben wurden, sagte er als letztes zu Choken: «Ich kann einfach nicht glauben, dass man von hier wegkommen kann. Ich glaube es erst, wenn der Zug rollt.» Hatte er eine Vorahnung? Man weiss es nicht. Wenn Galewski später daran dachte, verblüffte ihn immer wieder Berliners zwiespältige Haltung seit dem Vorabend, als er, Galewski, ihm gesagt hatte, am nächsten Tag sei es so weit. Als Galewski dem Kapo des «Spitals», Kurland, der der Geschichtsschreiber des Lagers werden sollte, Berliners Geschichte erzählte, fragten sich beide oft, ob Berliner nicht schon derart gebrochen war, dass er nichts mehr

unternehmen konnte, weil ihm der Lebenswille fehlte. Galewski sah Berliner nur kurz am frühen Nachmittag. Sein Gesicht war von Verzweiflung und Hass verzerrt. Ohne Galewski anzusehen, sagte er: «Vorbei. Ich gehe nicht weg. Ich habe gewusst, dass ich hier nie herauskomme.»

Galewski glaubte, er habe die Nerven verloren, und wollte ihm gut zureden.

«Du kannst mir nicht helfen», antwortete Berliner. «Niemand kann mir mehr helfen. Eben sind meine Eltern angekommen. Ich habe mich gerade noch verstecken können, und sie haben mich nicht gesehen. Ein paar Sekunden konnte ich ihnen noch nachblicken. Sie sind getrennt worden: die Frauen links, die Männer rechts. Im letzten Augenblick hat mein Vater meine Mutter umarmen wollen, als hätte er plötzlich begriffen, dass er sie nicht wiedersieht. Er hat sich umgedreht, um zu ihr zu gehen, aber sie hatten sie schon weggeführt. In diesem Augenblick kommt Max Bielas dazu und schlägt mit solcher Kraft auf meinen Vater ein, dass er zu Boden stürzt. Die neben ihm haben sich gebückt, ihn aufgehoben, und unter Schlägen im Laufschrift weggebracht.»

Berliner sprach abgehackt, mit hoher, unnatürlicher Stimme. Galewski hatte das Gefühl, gleich werde er etwas tun, das nicht wieder-gutzumachen wäre. Überstürzt und mit soviel Überzeugungskraft wie möglich sagte er:

«Gerade weil deine Eltern gekommen sind, musst du abhauen. Du kannst keinen Tag länger in Treblinka bleiben, du musst leben, um Rache zu nehmen.»

«Rache nehmen! Schon lange denke ich daran», sagte Berliner und ging fort

Galewski wollte ihm folgen, doch ausgerechnet in diesem Augenblick rief ihn Kurt Franz. Den ganzen Nachmittag suchte Galewski seinen Freund, konnte ihn aber nicht finden. Erst beim Appell sah er ihn wieder. Da war es zu spät.

Am Nachmittag sollten die Kleiderballen eingeladen werden. Während der kurzen Mittagspause sprach Galewski mit Choken, um ihn ins Bild zu setzen.

«Vielleicht ist es besser, die Flucht zu verschieben, denn wenn man Berliner erwischt mit dem ganzen Gold, das er bei sich hat, durchsuchen sie die Waggons bestimmt und die Abfahrt wird dann streng überwacht.»

«Ich bleibe keinen Tag länger in Treblinka», sagte Choken. «Ich nehme das Risiko auf mich.»

Galewski hielt ihm eine Giftampulle hin.

«Nimm das. Niemand weiss, wie er unter der Folter reagiert. Weder du noch ich.»

Seit einiger Zeit folterte man jeden Häftling, bei dem Gold gefunden wurde, bis er bekannt hatte, wer es ihm gegeben hatte, und dann folterte man den, von dem er es bekommen hatte.

«Bis bald», sagte Choken und steckte die Ampulle rasch in die Tasche.

Galewski hielt ihn noch zurück.

«Glaubst du, dass wir uns wiedersehen?» fragte er ihn.

«Ja», sagte Choken zuversichtlich. Dann setzte er schnell hinzu: «Bis gleich auf dem Bahnhof» und verschwand im Gewühl der Häftlinge.

Galewski ging vor dem Zug auf und ab, als er Choken halb verborgen unter einem grossen Kleiderbündel im Laufschrift ankommen sah.

«Dritter Waggon! Bleib dicht an der Tür. Ich geb dir ein Zeichen, wenn du einsteigen kannst», flüsterte er ihm im Vorbeigehen zu.

Er war unruhig. Vergebens hatte er nach Berliner gesucht, und jeden Augenblick rechnete er mit einer Katastrophe.

Noch nie waren so viele Deutsche und Ukrainer auf der Rampe gewesen. Nach den letzten Fluchtversuchen hatte die Lagerleitung wahrscheinlich besondere Vorsichtsmassnahmen getroffen. Es wurde ihm klar, dass er Choken nicht heimlich in den Waggon einsteigen lassen konnte. Der Waggon war schon fast voll; Choken drehte sich fragend zu ihm um. Galewski beschloss, alles auf eine Karte zu setzen. Mit erhobener Peitsche stürzte er auf Choken zu und brüllte: «In dem Waggon hier ist keiner! Steig rauf, du Drückeberger!»

Choken verstand. Er sprang in den Waggon – gerade als der Häftling wieder an der Tür auftauchte, der die Kleider aufzuschichten hatte. Choken warf ihn zu Boden. Alles hatte nur wenige Sekunden gedauert. Ehe der andere begriff, was los war, brüllte Galewski ihn an:

«Nimm die Bündel, verdammter Faulpelz. Schichte sie ordentlich auf.»

Durch das Gebrüll erschreckt und Schläge fürchtend, gab der Häftling es auf, zu verstehen, was eigentlich los war, packte die Bündel, die sich vorn im Waggon stapelten, und schleppte sie nach hinten in den noch freien Teil.

«Danke, Kamerad», flüsterte Choken ihm zu. «Galewski wird sich erkenntlich zeigen.»

Bei der nächsten Tour hatte sich der andere gefasst. Als er das Bündel hinwarf, flüsterte er Choken zu:

«Kapiert. Viel Glück, Kamerad!»

«Pack die Bündel näher an die Tür. Damit ich mich bewegen kann.»

Galewski hatte sich inzwischen entfernt und beschimpfte die Häftlinge des nächsten Waggons, um die Aufmerksamkeit der SS und der ukrainischen Wachmannschaften abzulenken. Als er sah, dass die Tür von Chokens Waggon fast versperrt war, kam er zurück, und während er so tat, als vergewissere er sich, dass kein Platz mehr frei war, flüsterte er über die Lumpen hinweg:

«Pack ein paar Bündel dahinter, damit der Kleiderwall nicht umfällt. In drei Minuten hole ich einen Deutschen zum Zuschliessen.»

«Vergiss nicht», sagte Choken. «Treffpunkt Israel!»

Schon wollte Galewski Weggehen, da streifte sein Blick den Mann, der in Chokens Waggon gearbeitet hatte.

«Danke», hauchte er.

«Gut gemacht», flüsterte der andere, ohne seine Arbeit zu unterbrechen.

«Komm heute Abend zu mir.»

Sie hatten gesprochen, ohne die Lippen zu bewegen oder einander anzusehen. Im Weggehen sagte sich Galewski, er habe einen neuen Rekruten gefunden; und plötzlich fand er sein Selbstvertrauen wieder. Er sah auf die Uhr und begann, die Minuten zu zählen. Er wollte anderthalb Minuten am Zug entlanggehen und dann zurückkommen. Als er kehrte, sah er, dass die Kleiderballen die Tür von Chokens Waggon völlig versperrten und die Arbeiter wartend davorstanden. Das war gefährlich für sie. Nach der Vorschrift galt ein Häftling, der eine Sekunde lang die Arbeit unterbrach, als Nichtstuer. Schon ging ein ukrainischer Wächter auf sie zu und schwang das Gewehr am Lauf. Galewski sah auf die Uhr: Noch eine Minute! Der Wächter kam der Tür immer näher, aber er ging langsam. Wieder stürzte Galewski auf die Arbeiter zu und hob die Peitsche.

«Tagediebe!» brüllte er. «Worauf wartet ihr?»

«Der Waggon ist voll!» schrie der Mann, der Choken hatte einsteigen lassen.

Jetzt stand Galewski vor der Tür; er drehte sich in die Richtung des Wachmanns, der auf ihn zu kam. Wenn der Ukrainer nicht stehenblieb, entdeckte er unter Umständen, dass der Wall aus Kleiderbündeln leicht schwankte. Laut rief Galewski einem Deutschen, der hinter dem Ukrainer stand, zu:

«Chef, der Waggon hier ist voll. Er kann zugemacht werden.»

Überrascht drehte der Wachmann sich um. Der Deutsche hatte verstanden und kam langsam heran.

Galewski sah schnell auf die Uhr. Choken musste jetzt unbeweglich, mit angehaltenem Atem warten.

Der SS-Mann warf einen raschen Blick ins Wageninnere, legte die Hand an die Ballen und beugte sich vor, um sich zu vergewissern, dass zwischen Ballen und Wand alles ausgefüllt war. Dann drehte er sich zu Galewski um, der seine Angst unter einem servilen Ton zu verbergen suchte.

«Alles in Ordnung, Chef?» fragte Galewski schüchtern und respektvoll.

«Lassen Sie abschliessen!» befahl der SS-Mann verächtlich.

Die Arbeiter schoben die Tür an, die sich krachend schloss.

«Viel Glück», sagte Galewski leise zu sich selbst.

Er empfand eine ungeheure Erleichterung. Das Komitee des Widerstands – kaum geboren und schon wieder aufgelöst – hatte seinen ersten Sieg errungen.

Erst jetzt konnte Galewski wieder an Berliner denken. Seine letzten Worte hallten noch in ihm nach: «Rache! Schon lange denke ich daran.» Wieder hörte er den Ton, in dem sein Freund gesprochen hatte, und wieder erfüllte ihn die unbestimmte Furcht, die er in ihm wachgerufen hatte. Galewski wurde klar, dass Berliner ein neues Stadium erreicht hatte – ein Stadium, in dem der Selbsterhaltungstrieb ausgeschaltet war.

Wie er später Kurland erzählte, nahm er dennoch Berliners Drohung nicht ernst. Damals vermochte man sich nicht einmal vorzustellen, dass jemand imstande sein könnte, zu rebellieren. Immerhin konnte sich Berliner, da ihm weder Hoffnung noch Lebenswille geblieben war, zu einer Unvorsichtigkeit hinreissen lassen. Wurde Berliner mit dem Gold, das er bei sich trug, ertappt, bestand die Gefahr, dass er unter der Folter nicht nur Chokens Flucht, sondern auch Galewskis Rolle dabei verraten würde. Geschah das vor Abfahrt des Zuges, wäre die Katastrophe vollkommen. Selbst nach Abfahrt des Zuges konnte es tragische Folgen haben: Wenn die Deutschen erfuhren, dass der jüdische Lagerkommandant an der Spitze einer Widerstandsgruppe stand, würden sie so argwöhnisch werden, dass nie mehr etwas Derartiges versucht werden könnte.

Über diese Probleme dachte Galewski nach, während er das Beladen des Zuges überwachte. Sollte er selber, wenn Berliner festgenommen würde, Gift nehmen oder versuchen, am Leben zu bleiben, um alles abzuleugnen? Selbstmord war die leichteste Lösung. Selbstmord würde ihn vor der Folter bewahren; aber Selbstmord stellte ein

Schuldbekanntnis dar, mit dem die Deutschen sich nicht begnügen würden. Sich für ein Überleben zu entscheiden, um den Verdacht von sich abzuwälzen, war ein grauenhaft gewagtes Spiel, denn dann würde er – und das wusste Galewski – zu Tode gefoltert, und nur, wenn er gelassen unter der Folter starb, bestand geringe Aussicht, den Verdacht der Deutschen zu zerstreuen. Aber würde er der Folter standhalten? Wenn er selber zu entscheiden hätte, ob er sich das Leben nehmen oder von der SS töten lassen sollte, war er keineswegs sicher, ob er nicht doch reden würde. Während er darüber nachdachte, wurde ihm klar, welch ausserordentlichen Sieg über das Todessystem der SS es bedeuten würde, wenn es jemand fertigbrachte, ohne Geständnis unter der Folter zu sterben. Er beschloss, sich nicht selber das Leben zu nehmen. Um seinen Beschluss unwiderruflich zu machen, nahm er die Giftpulle aus der Tasche, liess sie zu Boden fallen, setzte den Fuss darauf und drückte langsam und fest zu. Ein leises Knirschen war zu hören. Als er den Fuss hob, glitzerten winzige Glasstückchen im Staub.

Jetzt, da er seinen Beschluss gefasst hatte, wartete Galewski den ganzen Nachmittag auf das, was ihm nun unausweichlich schien. Dennoch suchte er weiter nach Berliner – um sich zu beweisen, dass er nicht einem Fatalismus gehorchte, der ihn zum willenlosen Spielzeug der Ereignisse gemacht hätte. Noch war der Zug nicht abgefahren – und die ungehinderte Abfahrt schien ihm die Klippe, die es zu umschiffen galt; denn in diesen letzten Tagen hatte er sich gänzlich auf die Flucht seiner beiden Freunde eingestellt. Noch nie, so schien es ihm, hatten die Häftlinge so lange Zeit zum Einladen gebraucht. In den letzten Augenblicken vor Abfahrt des Zuges hetzte er in grösster Ungeduld seine Mithäftlinge, wie ein Hirtenhund die Herde hetzt. Er bezeugte so viel Eifer und Energie, dass sich Kurt Franz zu seiner Wahl beglückwünschte.

Der Deutsche beurteilte den Eifer dieses Juden falsch; der Jude dachte nicht an den Eindruck, den er auf den Deutschen machte, wenn er mit erhobener Peitsche auf die Häftlinge losging, die seiner Ansicht nach nicht schnell genug rannten; dennoch waren diese wenigen Minuten für die Zukunft des Lagers entscheidend. Als Kurt Franz später Galewski erklärte, nur dieser Eifer, den er während des Einladens gezeigt hatte, habe das Lager vor der Vernichtung bewahrt, begriff Galewski, welchen Vorteil er aus dieser Missdeutung ziehen konnte. Es ist schwer zu sagen, von wann an sich die Juden dem übermächtigen Druck der «Techniker» entzogen, wann sie in der Maske vollkommener Sklaven darangingen, sich auf die Rache vorzubereiten, wann sich

die Rollen, trotz gegenteiligen Anscheins, allmählich vertauschten; doch es scheint, dass die «Techniker» den allerersten schwerwiegenden Fehler begingen, als sie Galewskis wahren Beweggrund verkannten. Man muss sich ihrer unbestreitbaren Meisterschaft erinnern, mit der sie im Getto vorgingen, der minuziösen Sorgfalt bei der Auswahl der Kommandos – wenn man damit die plötzliche Blindheit vergleicht, mit der sie sich zu einem Juden beglückwünschten, der Eifer bezeugte, um sie zu täuschen, dann erst wird begreiflich, dass sich in diesem Augenblick zwischen Schindern und Geschundenen etwas geändert hatte. Eine anscheinend unbedeutende Änderung, die aber über kurz oder lang zu einem radikalen Umsturz führen konnte.

Doch in diesen Minuten äusserster Anspannung war Galewski alles andere als optimistisch. Während er brüllte, fluchte und drohte, versuchte er, Berliner zu finden. Berliner sah er zu Tausenden vor sich: mit abgewandten Gesichtern und gekrümmten Rücken liefen sie vor ihm her, erschöpft und von entsetzlicher Angst getrieben, erfüllt von stechendem Verlangen, sich hinzulegen und zu sterben, und beherrscht von rasendem Willen, weiterzumachen, um dem Tod zu entgehen. Tausend gleichförmige «Rümpfe mit Beinen», ängstlich darauf bedacht, miteinander zu verschmelzen und unsichtbar zu werden, so dass sie sich nicht einmal mehr durch die Gestalt unterschieden. Ihre Kleidung, früher einmal ein Teil ihres Selbst, hatte die Farbe angenommen, die alles beherrschte: Staubgrau. Dieser Höllentanz, der umso schneller wurde, je mehr die Müdigkeit wuchs, war ebenso entsetzlich wie bestürzend. Galewski dachte daran, dass sie früher einmal, in einer anderen Welt, Menschen gewesen waren, Väter, Ehemänner, Söhne, Geschäftsleute, Rabbis, Hausierer, Rechtsanwälte, Ärzte; dass sie geliebt, gelitten und gehofft hatten, dass sie manchmal neidisch und gelegentlich gereizt gewesen waren . . ., dass sie Menschen gewesen waren – und auf einmal kam ein widerspruchsvolles Gefühl in ihm hoch: schmerzliches Mitleid und etwas wie Stolz auf diese übermenschliche Widerstandskraft, die der unmenschlichen Prüfung die Waage hielt. Dem Vernichtungswillen der «Techniker» hatten die Juden einen noch grösseren Lebenswillen entgegengesetzt.

Der Nachmittag neigte sich dem Ende zu, als die Tür des letzten Waggons verriegelt wurde. Galewski hatte Berliner nicht gefunden, aber auch die Deutschen hatten ihn nicht ertappt. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, verliess das Lager und nahm Choken und seine furchtbare Botschaft mit. Choken – seine Flucht war der erste Sieg des Widerstandskomitees.

Kaum war der letzte Waggon beladen, da wurden die Kommandos umgruppiert und wie jeden Abend auf den Appellplatz geführt. Es war ein heisser Tag gewesen, und der Himmel im Westen rötete sich jetzt. Zum erstenmal seit seiner Ankunft in Treblinka betrachtete Galewski den Himmel: im Westen war er rot und bewölkt, im Osten schon tiefblau. Für Galewski war es nicht mehr derselbe Himmel, den er in der anderen Welt gesehen hatte, es war nicht derselbe Himmel, den freie Menschen zu dieser Stunde sahen – für ihn war es der Himmel von Treblinka geworden.

Auf den Dächern der Baracken, die den Hof rechts und links begrenzen, brachten die ukrainischen Wachmannschaften ihre MGs in Feuerstellung. Unten im Hof richteten die Peitschen der Wachmänner die Juden in Reih und Glied aus. Das Zeremoniell des Appells, das damals noch in den Anfängen steckte, lief in zwei Phasen ab. Die erste, der Mützendrill, dauerte bis zu zwei Stunden*. Auf den Befehl: «Mützen ab!» mussten die Häftlinge mit einem Ruck die Mütze vom Kopf reissen und sie gegen den rechten Oberschenkel schlagen; auf den Befehl: «Mützen auf!» hatten sie sie wieder aufzusetzen. Der Drill, eine Parodie auf das Exerzieren mit der Waffe, sollte theoretisch so lange dauern, bis die tausend Mützen mit einem einzigen Knall, laut wie ein Gewehrschuss, auf die tausend Schenkel schlugen. In Wirklichkeit dauerte die Zeremonie oft sehr viel länger. Der Drill hatte nicht den Zweck, die Juden im Chor die Kopfbedeckung abnehmen zu lassen, sondern sie gänzlich zu brechen. Hatte die Übung endlich tadellos geklappt, schlug sich der SS-Dirigent laut auf den Oberschenkel, sah die Häftlinge an und sagte: «Das war fast perfekt, aber fangt noch mal von vorn an, denn ein Judenschwein kommt immer zu spät», und das Exerzieren begann von Neuem, bis die Erschöpfung die Perfektion wieder zerstörte. Jetzt hagelte es Schläge, und wieder strebten die Juden nach Perfektion, jenseits dieser neuen Erschöpfungsschwelle, die sie für die letzte gehalten hatten. Manchmal, sehr selten, erhob sich ein leises, grollendes Gemurmel unter den Häftlingen. Dann erklang von den Dächern ein metallisches Geräusch: Die Wachmannschaften machten die MGs schussbereit. Und von Neuem begann das Exerzieren.

Der zweite – wahlweise – Teil des Appells bestand in der Regel aus einer Ansprache, die nichts als Beschimpfungen enthielt. Dabei wurden den Häftlingen neue Anordnungen bekanntgegeben.

* Im Gegensatz zu den Häftlingen der meisten Konzentrationslager trugen die Juden von Treblinka nie den gestreiften Drillanzug. Diese Anzüge wurden erst wenige Tage vor der Zerstörung des Lagers eingeführt.

An jenem Abend, an dem Choken die ersten Augenblicke der Freiheit erlebte, stand Galewski wie immer vor den in fünf Gliedern angetretenen Häftlingen; plötzlich sah er, dass, von dem Beau Kurt Franz begleitet, Max Bielas persönlich zum Appell erschien. Das Zeremoniell schrieb Galewski vor, das Kommando zu übergeben, daher drehte er sich zu den Häftlingen um. Jetzt erst sah er Berliner: im ersten Glied, direkt ihm gegenüber. Er wunderte sich, ihn nicht früher gesehen zu haben, und suchte seinen Blick aufzufangen. Aber Berliner, in strammer Haltung erstarrt, sah ihn nicht, ja, schien überhaupt nichts zu sehen. Die SS kam näher. Mit anschwellender Stimme brüllte Galewski: «Mützeeeeep!» Tausend Mützen wurden heruntergerissen und schlugen heftig auf tausend Schenkel. Galewski warf noch einen raschen Blick auf seinen jetzt barhäuptigen Freund, machte die vorschriftsmässige Viertelwendung zu den SS-Männern, riss die Mütze vom Kopf und gab seine Meldung ab.

Als Galewski sah, dass Max Bielas auf die Angetretenen zuing, um ihre Front abzuschreiten, wusste er, dass die Katastrophe bevorstand. Ohne zu ahnen, welche Form sie annehmen würde, fühlte er, dass in dem Augenblick, da Max Bielas an Berliner vorbeigehen werde, etwas passieren musste. Es konnte gar nicht anders sein.

Unbeweglich, erschreckt und ohnmächtig sah Galewski Max Bielas am ersten Glied entlanggehen. Es geschah in dem Augenblick, in dem alles noch hätte gut gehen können. Kurz ehe Max Bielas Berliner erreichte, blieb er stehen, als sei er mit dem, was er gesehen hatte, zufrieden, und drehte den Häftlingen den Rücken zu. Galewski hielt den Atem an. Wie aus der Kolonne katapultiert, stürzte sich eine Gestalt auf Max Bielas, in der erhobenen Hand ein blitzendes Sabbatmesser. Mit ungeheurer Wucht stach die Hand zu. Max Bielas schien sich im ersten Moment kaum zu rühren, dann drehte er sich langsam um seine Achse; Galewski konnte den gravierten Messergriff unter dem linken Schulterblatt sehen. Dann blickte er zu Berliner hin, der unbeweglich an der Stelle stand, von der aus er Max Bielas angegriffen hatte. Mit gesenktem Kopf und hängenden Armen erwartete er den Tod. Er kam mit einem Hagel Kolbensschläge. Berliner stürzte zu Boden und erhob sich nicht mehr. Er hatte Rache genommen.

Kurt Franz war zu Max Bielas gerannt, half ihm beim Aufstehen und stützte ihn beim Gehen. Als der erste Feuerstoss der Maschinengewehre losbrach, kam Max Bielas an Galewski vorbei, der sich, völlig verblüfft, nicht von der Stelle gerührt hatte. Max Bielas' Mund war rot von Blut, und Galewski dachte, er werde wohl sterben. In diesem Augenblick brach der zweite Feuerstoss los, diesmal länger und ohren-

betäubend. Sekunden später schossen alle Maschinengewehre gleichzeitig. Die Szene mit allen ihren Einzelheiten hatte kaum eine Minute gedauert; gerade lange genug, dass die Häftlinge begriffen, was geschehen war: dass die MG-Schützen den Kopf verloren hatten und die Juden von Panik gepackt wurden. «Sie bringen uns um!» schrie einer und stürzte vor. Das war das Signal.

Wie eine durchgehende Pferdeherde stürmten die Häftlinge auseinander und rannten im Kreis um den Hof. Fluchtartig gingen SS und Ukrainer in Deckung, um den MGs und dem blinden Ansturm der Häftlinge zu entgehen. Einen Augenblick später hatte Kurt Franz begriffen, dass alle Juden umkommen würden. «Feuer einstellen», brüllte er, so laut er konnte, aber die MGs und die Schreie der Häftlinge übertönten seine Stimme. Nicht aus Gefühlsgründen hatte Kurt Franz Angst davor, dass sämtliche Juden hingemetzelt werden könnten – es war eher ein Abscheu vor der Art und Weise, in der es sich abspielte: im Chaos, ohne vorangegangenen Beschluss, ohne vorschrittmässigen Befehl. Ungeachtet der Feuerstösse bahnte er sich einen Weg durch die wilde Herde der Häftlinge. In der Mitte des Hofes richtete er sich zu voller Grösse auf, zog die Pistole und schoss auf die MGs auf dem Dach der Baracke links. Wie mit einem Zauberschlag blieb alles stehen. Galewski, der sich zu Boden geworfen hatte, erhob sich. Entsetzt sahen die Juden einander an. Die ukrainischen Wachmannschaften und die SS-Männer kamen zurück.

«Antreten!» befahl Kurt Franz sachlich.

Als die einigen Hundert Davongekommenen in Reih und Glied standen, wurden aufs Geratewohl dreissig ausgesucht und zum «Spital» gebracht. Anschliessend schleppten die anderen auch die Leichen und die Verletzten dorthin. Eine Viertelstunde später war der Hof leer, und Kurt Franz befahl, die Häftlinge in der Baracke einzuschliessen. Unterdessen hatte ein SS-Mann ein Auto geholt, um Max Bielas ins Krankenhaus nach Lublin zu bringen.

Während die Häftlinge mit Kolben und Peitschen in die Baracke getrieben wurden, sah Galewski die vier SS-Männer vor sich, die behutsam Max Bielas zum Wagen trugen. Sein Gesicht war sehr blass, und seine Augen sahen aus, als wären sie blind. In dem Augenblick, als die Gruppe an Galewski vorbeiging, trat Kurt Franz hinzu. Galewski hörte Max Bielas mit schwacher Stimme murmeln:

«Bringt alle Juden um!»

9

Er war ziemlich gross, hatte eine riesige Nase, blaugrüne Augen und ein scharfgeschnittenes Gesicht. Er hiess Adolf Friedman und war mit den Eltern und zwei Schwestern bei einer Razzia festgenommen worden. Sein Vater, Salomon Joseph Friedman, ein gutsituierter Industrieller, Besitzer einer Bonbonfabrik, hatte der Minderheit jüdischer Bürger angehört, die eine Assimilation für möglich hielten, nachdem die Verfassung von 1919 zum erstenmal in der Geschichte Polens die Juden zu fast gleichberechtigten Staatsbürgern erklärt hatte.

Salomon Friedman feierte weiterhin den Sabbat und fastete am Versöhnungstag, beging festlich den Tag, an dem des Auszugs aus Ägypten gedacht wird, und nannte sich «Pole mosaischen Glaubens». Kultiviert und von demokratischer Gesinnung, hatte er beschlossen, die Mauern des Gettos zu durchbrechen. Nach vielen Schmähungen war es ihm gelungen, unter den Goi der Stadt einige Freunde zu gewinnen. Gewiss war es den Goi lieber, seine Einladungen anzunehmen, als ihn bei sich zu empfangen, gewiss packten ihn manchmal Zweifel, ob seine Freunde wirklich aufrichtig waren. Aber als Humanist vertraute er den Menschen und gab die Hoffnung nicht auf. Er verleugnete seine jüdische Herkunft nicht und war bereit, alles zu verstehen, alles einzusehen, alles zu entschuldigen. Aber in dem Augenblick, in dem er sein Ziel erreicht hatte, erschien ihm alles umsonst. Das älteste seiner vier Kinder, eine Tochter von ungewöhnlicher Schönheit, hiess Hannah, liess sich aber in dem Pensionat für junge Mädchen aus guter Familie, das sie dank der Bemühungen ihres Vaters besuchen konnte, Anna nennen. Ihrem Vater war Hannah immer als ein Rätsel erschienen. Für ihn, den Sohn eines sanftmütigen kleinen Gettojuden, war sie zu schön, zu fern, zu unverständlich. Er war stolz auf sie, aber gleichzeitig empfand er ihr gegenüber ein Unbehagen, als sei sie eine Fremde. Eines Tages, als sie Schulfreundinnen einge-

laden hatte, hörte er, dass seine Tochter sich Anna nennen liess, und erschrak zutiefst. Abends bat er sie in die Bibliothek und fragte sie, was das zu bedeuten habe; sie sagte, sie sei es leid gewesen, die «Jüdin» zu heissen, und da ihr Vater sich geweigert habe, sie aus dem Pensionat zu nehmen und sie in eine jüdische oder wenigstens in eine «gemischte» Schule zu schicken, habe sie beschlossen, die Assimilierung noch etwas weiter zu treiben.

«Aber Kind», sagte Friedman, «warum hast du mir denn nicht gesagt, dass es so schlimm ist?»

«Ich dachte, du wolltest, dass wir es vollenden.»

«Was vollenden?»

«Die Abkehr vom Judentum. Du hast es ja schon erreicht, dass wir, ohne dass du es uns direkt verboten hast, die Grosseltern – ausser an Kippur und Pessah – nicht mehr besuchen.»

«Das stimmt nicht», sagte Salomon Friedman niedergeschlagen.

«Trotzdem gibt es zwischen den Grosseltern und dir genausoviel Unterschiede wie zwischen dir und mir.»

Damals war sie fünfzehn gewesen. Salomon Friedman waren die Tränen in die Augen gestiegen, und als seine Tochter ihn herzlich umarmte, war seine Verwirrung nur noch gewachsen:

«Es ist meine Schuld», hatte er ihr gesagt.

«Aber nein, Vater. Man kann doch nicht sein Leben in einem Getto zubringen.»

Das Vertrauen war zurückgekehrt – zumindest hatte Salomon Friedman es sich eingeredet, denn er sah, dass dieses Mädchen tatsächlich unter Juden eine Jüdin und unter Goi eine Goi war.

Aber eines Tages – genau drei Jahre nach diesem Gespräch – hatte Hannah ihrem Vater gesagt, dass sie heiraten wolle. Der Mann, den sie erwählt hatte, sah gut aus, war Nichtjude, besass irgendeinen Titel und kein grosses Vermögen. Sie dagegen war schön, Jüdin und vermögend. Salomon Friedman war keineswegs sicher, ob er das wirklich gewollt hatte, dennoch glaubte er, das Ziel seines Lebens erreicht zu haben.

Die Hochzeitsfeier spielte sich in vorbildlicher Harmonie ab, und alles verlief nach Wunsch. Die Familie des Schwiegersohnes hatte taktvoll eine diskrete kirchliche Zeremonie arrangiert und keine ausgesprochen antisemitischen Verwandten eingeladen. Salomon Friedman seinerseits war so klug gewesen, nicht mit der Mitgift zu geizen.

Der endgültige Bruch vollzog sich am nächsten Tag, als Hannah sich vor der Hochzeitsreise verabschiedete. Nur Adolf, damals sechzehn Jahre alt, weinte nicht. Er hatte zu sehr an seiner Schwester

gegangen und wusste, dass die Heirat mit einem Goi sie einander entfremden musste. Hannah würde für ihn eine Unbekannte werden, und vielleicht würden ihre Kinder ihn eines Tages als «dreckigen Juden» ansehen.

«Warum hast du das getan, Hannah?» fragte er unglücklich, als er sie zum Abschied umarmte.

«Weil ich ihn liebe!» antwortete sie ohne den geringsten jiddischen Akzent.

Obwohl alle Friedmans perfekt Polnisch beherrschten, sprachen sie untereinander das Polnische mit leichtem jiddischem Akzent. Eben jetzt hatte Hannah mit ihrem Bruder das erstemal wie mit einem Fremden gesprochen. Adolf verschluckte die Tränen.

«Leb wohl, dreckige Goi!» sagte er und ging aus dem Zimmer.

Salomon Friedman, der die Szene beobachtet hatte, ging ihm nach und stellte ihn zur Rede. Adolf antwortete: «Hoffentlich siehst du sie in Zukunft öfter, als wir unsere Grosseltern sehen.»

«Ist es denn ein Fluch, Jude zu sein?» flüsterte Salomon Friedman bestürzt.

«Es steht mir nicht zu, dir Lehren zu erteilen, Vater. Ein Fluch, glaube ich, ist es nur für den, der nicht Jude sein will.»

«Aber wenn du dich als Jude fühlst, Adolf, dann deswegen, weil du von mir gelernt hast, Jude zu sein.»

«Du hast mir nur eins beigebracht – Theater zu spielen. Nicht von dir habe ich gelernt, dass ich Jude bin, sondern von guten Kameraden, in dem feinen Gymnasium, in das du mich geschickt hast. Und nicht mit Gebeten haben sie es mir beigebracht, sondern mit Faustschlägen. Mir wäre es lieber gewesen, du hättest das nie erfahren; jetzt ist es ja gleichgültig. Ich gehe. Ich habe es satt, dein Theater mitzuspielen.»

Fassungslos sah der Vater ihn an und versuchte es mit väterlicher Autorität:

«Das tust du nicht. Ich verbiete es dir.»

«Wie willst du mich denn hindern? Du hast ja auch Anna Kowalski Weggehen lassen . . . Anna Kowalski, Gräfin XY, geborenes Judenmädchen, Tochter des Juden Friedman.»

«Aber Adolf – Hannah ist deine Schwester.»

«Die Gräfin Anna XY kann doch nicht Adolf Itzak Friedmans Schwester sein; ebensowenig wie Salomon Joseph Friedmans Tochter. Das hättest du doch längst begreifen müssen.»

Salomon Friedman war ein aufrechter Mann. Alles, was er getan hatte, hatte er für das Wohl seiner Kinder getan. Er hatte ehrlich geglaubt, die Assimilierung sei nur eine Frage des guten Willens.

«Aber sie lieben sich doch», sagte er.

«Das stimmt vielleicht, aber was ändert das schon? Selbst wenn sie ihn nicht nur wegen der Grafenkrone liebt und er nicht nur den Haufen Geld sieht, den sie ihm mitbringt – das ändert nichts daran, dass unsere Familie auseinandergerissen ist.»

War es wirkliche Blindheit? Oder war es ein Zwang, sich selber zu belügen? Salomon Friedman fuhr fort:

«Aber sie besucht uns doch und wir besuchen sie.»

«Na schön. Wenn ihr sie besucht, vergiss nicht, dein payess und deine Nase beim Pfortner abzugeben.»

«Adolf!»

Die beiden Ohrfeigen, die er bekam, waren die ersten und die letzten, die ihm sein Vater je gegeben hatte.

Adolf zog als Vagabund quer durch Europa; bei der ersten französischen Gendarmerie gab er sich als Achtzehnjähriger aus und meldete sich zur Fremdenlegion.

Man schickte ihn nach Marseille zum Sammelplatz, der Anwerber dort, ein Sergeant, stellte ihm keine Fragen. Er sagte ihm nur:

«Sie sind Jude, ich bin Ketzer, andere stottern, und wieder anderen hat man Hörner aufgesetzt. Keiner hat sich das ausgesucht, aber alle sind zur Fremdenlegion gekommen.»

«Ich weiss nicht, ob Sie Legionär geworden sind, um zu vergessen, dass Sie Protestant sind; ich jedenfalls bin hergekommen, weil ich lernen will, Jude zu sein.»

Bis 1933 war er ein vorbildlicher Legionär gewesen. Seiner Tapferkeit verdankte er die Militär-Medaille und seinem Sinn für Disziplin den Gefreitenwinkel. Dann aber hatte er einen deutschen Legionär zusammengeschlagen, der ihn «Judenschwein» genannt hatte, und war degradiert worden.

«Meiner Meinung nach sind Sie im Recht», hatte der Kompaniechef zu ihm gesagt, «aber ein Gefreiter prügelt sich nicht aus persönlichen Gründen mit einem Legionär – eine Sache der Disziplin.»

Die zweite Schlägerei hatte ihm das «Loch» eingebracht, die berüchtigte Strafe der Fremdenlegion.

Nach der dritten war er entflohen, als er festgestellt hatte, dass sein Gegner tot war.

Danach war er überall und nirgends gewesen und hatte Dutzende mehr oder weniger empfehlenswerter Beschäftigungen ausprobiert; kurz vor Kriegsausbruch war er nach Polen zurückgekehrt, um in die polnische Armee einzutreten.

Die Fremdenlegion war damals eine der besten Kriegsschulen der Welt. Obwohl Adolf Jude war, wurde er bald sehr geschätzt. Nachdem er seine Kompanie bei der ersten Kampfhandlung vor der völligen Vernichtung bewahrt hatte, wurde er vor dem Feind zum Unteroffizier befördert. Es war ihm gelungen, mit einem schweren MG bepackt, den Feind zu umgehen, und während des in den deutschen Linien entstandenen Chaos konnte seine Kompanie den Rückzug antreten. Drei Stunden lang hatte er dann den Angriffen der blonden Männer standgehalten und sich während des letzten Angriffs in Sicherheit bringen können. Die Heldentat hatte einiges Aufsehen erregt, und so hörte auch sein Schwager, der Offizier war, von ihm.

Sie hatten einander nur einmal – an Hannahs Hochzeitstag – gesehen; trotzdem erkannte Adolf ihn sofort, als der Offizier in das Feldlazarett trat, in dem Adolf leichtverwundet lag. Adolf tat jedoch so, als hätte er ihn nicht erkannt. Sein Schwager sagte ihm, wer er sei, und er antwortet kalt:

«Sie müssen sich irren, Herr Hauptmann. Ich habe keine Geschwister.»

Kowalski hatte jedoch in den Siebensachen und auf dem Toiletten-tisch seiner Frau viele Fotos von ihm gesehen: Die Nase und das flammende, sonnengebräunte Gesicht waren unverkennbar – auch das abenteuerliche Leben hatte Adolfs Züge nicht verändern können.

In anderen Zeiten hätte Kowalski diesem Juden, dem er die Gunst eines Besuchs erwies, ein paar Ohrfeigen versetzt und sich nicht weiter um ihn gekümmert. Aber Adolf war nicht mehr Jude, er war ein Kriegsheld. Ausserdem hatte Kowalski einen zweiten Grund, in ihn zu dringen, einen Grund, von dem Adolf nichts wissen konnte, da er Lodz nach dem Hochzeitstag seiner Schwester verlassen und keinen brieflichen Kontakt mehr mit seiner Familie hatte. Seit ihrer Heirat und der Trennung von ihrem Bruder hatte Hannah unter einem lähmenden Zwiespalt gelitten. Ein Jahr später war sie, nachdem sie einen Sohn zur Welt gebracht hatte, an Erschöpfung und Depression gestorben, als hätte sie es nicht ertragen können, einem Goi das Leben zu schenken. Kowalski hatte sie leidenschaftlich geliebt, und die Zeit hatte seinen Schmerz nicht gemildert, sondern eher gesteigert. An allem, was ihr gehört hatte, an allem, was sie berührt hatte, an allem, was ihr lieb gewesen war, hing er mit krankhafter Liebe. Als er nach Hannahs Tod die persönlichen Dinge seiner Frau durchsah, erfuhr er, welche enge Bindung zwischen ihr und ihrem Bruder bestanden hatte. In Briefen, die sie ihrem Bruder geschrieben, aber nicht abgeschickt hatte, wiederholte sich wie ein Leitmotiv ihre Bitte, Adolf

möge ihr jene letzten Worte verzeihen, die zum endgültigen Bruch geführt hatten.

Als Kowalski Adolfs gleichgültiges Gesicht sah, zögerte er einen Augenblick. Dann sagte er langsam:

«Hannah ist tot.»

«Viele andere Hannahs sterben auch. Alle Hannahs sterben!»

«Wissen Sie denn nicht, dass Ihre Schwester Sie sehr geliebt hat – mehr als alles auf der Welt?»

«Das stimmt nicht!» rief Adolf. «Wer hat Ihnen das erzählt?»

In den Nachtstunden sprachen sie dann lange von ihr. Kowalski erzählte, dass Adolfs Vater, tief getroffen, weil sein Sohn durchgebrannt und seine Tochter gestorben war, sein Haus in Lodz nicht mehr verliess. Und so fand Adolf die ganze Gefühlswelt wieder, die er glaubte für immer hinter sich gelassen zu haben.

Kowalski verabschiedete sich am frühen Morgen. Adolf wartete ein paar Minuten, stand leise auf, zog sich an und verliess das Feldlazarett. Eine helle Morgendämmerung lag über dem Land, das acht Tage später zum hundertsten Male in seiner Geschichte Niederlage, Invasion und Zerstückelung erleben sollte.

Lodz war schon besetzt, als er dort eintraf; die Schikanen hatten bereits begonnen. Er versuchte, die Eltern zur Flucht in die russische Zone zu überreden, aber sein verhärmteter Vater wollte nicht auf ihn hören. Seit Hannahs Tod hatte er sich wieder ganz der so anspruchsvollen Religion, dem strengsten Glauben zugewandt. Er legte nun die Lehren des Judentums gemäss seiner persönlichen schmerzlichen Erfahrungen aus, und so sah er in den sich ankündigenden Prüfungen die Strafe Gottes.

«Wenn der Herr mich bestrafen will, weil ich Ihn verleugnen wollte, kann ich Seinem Zorn nicht entfliehen, und wenn Er mir vergeben will, werden wir die Prüfungen mit Seiner Hilfe überstehen.»

Adolf fühlte sich mitschuldig an der Familientragödie und wollte seinen Vater nicht vor den Kopf stossen. Da er jedoch nicht untätig bleiben konnte, machte er sich daran, im Getto eine Widerstandsorganisation aufzubauen. Bis zur ersten Deportation war er deren Kopf und Seele. Die Razzia überraschte ihn im Haus seiner Eltern. Er widersetzte sich nicht und liess sich zusammen mit ihnen und seinen Schwestern wegbringen. Der Vater starb während der Fahrt. Adolf beugte sich über ihn, um seinen Segen zu empfangen.

«Verzeih mir, Sohn, damit der Herr mir verzeiht», sagte der Sterbende, «und schwöre mir, dass du am Leben bleiben und ein guter Jude sein willst.»

Als er dem Vater die Augen zudrückte, versuchte sich Adolf an die Worte des Totengebets zu erinnern, die sein Grossvater ihn gelehrt hatte. Aber nur die beiden ersten Worte fielen ihm ein.

«Yitgadal veyitkaddash ...»

Er wiederholte sie bis zur Ankunft in Treblinka.

«Yitgadal veyitkaddash, yitgadal veyitkaddash ...»

Mutter und Schwestern beteten mit ihm, ohne an irgendetwas denken zu können.

Nach der Ankunft im Lager wurden sie getrennt, ehe sie sich Lebewohl sagen konnten, und Adolf versank in dieser Welt der Hoffnungslosigkeit. Nur an eines erinnerte er sich: an den Schwur, den sein Vater ihm abgenommen hatte.

Er war gerade dabei gewesen, sich Fluchtmöglichkeiten zu überlegen, als Choken in den Waggon gestürzt war. Und nun, in der immer dunkler werdenden Baracke, machte er sich auf die Suche nach Galewski.

Die Häftlinge rührten sich nicht, als seien sie gelähmt. Kein Schrei, kein Stöhnen, kein Klagen war zu hören. Alles hatte sich viel zu rasch abgespielt. Max Bielas' wankende Gestalt, dann die Schüsse, die Panik und das irrsinnige Rennen . . . Plötzlich hatte alles aufgehört, warum, wussten sie nicht. Als die Schläge heruntergeprasselt waren und sie von Neuem rennen mussten, hatten sie sich wie Automaten bewegt und ohne Unterschied Tote und Bewusstlose mitgeschleift, denn soviel hatten sie begriffen: Die einzige Chance war, schneller, immer schneller zu rennen und etwas am Fuss mitzuschleifen. Manche der Bewusstlosen kamen dabei wieder zu sich; wenn es ihnen gelang, sich aus der wütenden Umklammerung zu befreien und aufzustehen, rannten auch sie mit. Andere waren lebend in die Grube des «Spitals» geworfen worden. Seit sich die Barackentüren geschlossen hatten, herrschte nach dem Getöse und der Raserei drückende Stille.

Sowie die ersten MG-Salven über den Platz peitschten, hatte sich Adolf mit dem Instinkt des Soldaten zu Boden geworfen und war zur Ecke der Häftlingsbaracke gerobbt. Obwohl es streng verboten war, am Tage die Baracke zu betreten, waren die Türen tagsüber nicht abgeschlossen. Von der Barackenecke aus hatte er in kurzen Sprüngen, wie in der ersten Phase eines Sturmangriffs, die Tür erreicht. Dann behielt er die MG-Schützen auf dem Dach der anderen Baracke im Auge und drückte sich in dem Augenblick, in dem sie nicht in seine Richtung sahen, durch die Tür und schloss sie sofort wieder. Aus Vorsicht versuchte er nicht, durch die schmalen Luken, die ein wenig Luft

und Licht in die Baracke liessen, zu verfolgen, was geschah. Statt dessen duckte er sich hinter den Türflügel, bereit, sich auf den ersten Feind zu stürzen, der hereinkäme, ihm die Waffe abzunehmen und kämpfend zu sterben. Als Choken so überraschend in dem Waggon aufgetaucht war, hatte Adolf seine Reaktionsfähigkeit zurückgewonnen, und nun wartete er im Hinterhalt; selbstbewusst, Herr seines Körpers und so gelassen, dass er sicher war, er werde dem ersten Deutschen oder Ukrainer, der die Schwelle übertreten würde, töten und ihm die Waffe wegnehmen können, ehe irgendjemand Zeit zum Eingreifen hätte. Er überlegte jede Bewegung genau. Sobald sich die Tür öffnete, würde er mit einem Satz auf die andere Seite springen und den Feind dort niederschlagen. Dann fiel ihm ein, er könne, falls es ein einzelner Mann wäre, auch auf dieser Seite der Tür mit ihm fertig werden, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Es genügte ja, die aufschlagende Tür zuzustossen, während er sich auf den Gegner stürzte.

Und noch mehr Schaden würde er anrichten können, wenn er die Uniform seines Opfers anzog. Auf alles vorbereitet, entspannte er sich. Kurz darauf hörte er laute Schreie, der Tumult scholl wieder an. Adolf duckte sich, als er hörte, dass die Tür aufgestossen wurde. Doch statt des erwarteten Wachmanns drängten sich die Häftlinge herein. Etwas enttäuscht trat Adolf zurück. Es war gar nicht so leicht, zu sterben.

Galewski war kurz danach in die Baracke gekommen und an der Tür stehengeblieben. Adolf erkannte ihn und trat auf ihn zu.

«Ich heisse Adolf», sagte er und pflanzte sich vor ihm auf.

Erstaunt sah Galewski ihn an. Es schien, als erwache er aus tiefem Schlaf; nur langsam kam Leben in Gesicht und Blick.

«Adolf? Der Name sagt mir nichts.»

Plötzlich blitzte in seinen Augen Verstehen auf.

«Aber ich kenne Ihr Gesicht.»

Flüsternd erinnerte ihn Adolf an den Waggon, an Choken, an die Flucht.

«Ach ja, jetzt weiss ich», sagte Galewski erleichtert und unendlich müde wie jemand, der mit dem Tode ringt, sich etwas ins Gedächtnis rufen möchte, sich entsinnt und im gleichen Augenblick weiss, wie bedeutungslos es ist: «Das ist lange her.»

«Ein paar Stunden höchstens!»

«Ein paar Stunden, ja – aber unser ganzes Leben liegt dazwischen. Wir sind zum Tode Verurteilte, die auf die Begnadigung gewartet haben, und gerade haben wir erfahren, dass sie abgelehnt worden ist.»

Am Nachmittag war Adolf der Hoffnungslose gewesen; als er

entdeckte, dass unter den Häftlingen eine Organisation bestand, hatte er wieder Mut gefasst. Am Abend hatten sich die Rollen vertauscht. Galewski schien den tiefsten Abgrund der Hoffnungslosigkeit erreicht zu haben, doch nun hatte Adolf die Fackel übernommen.

«Sind wir zum Tode verurteilt? Das waren wir auch so schon», sagte er betont gleichmütig.

Er begriff: jetzt war es an ihm, in Galewski den Lebenswillen wiederzuerwecken, den jener in ihm erweckt hatte; vielleicht würden sie schon morgen, falls sie überlebten, die Rollen von Neuem vertauschen; übermorgen vielleicht würden sie alle beide in einem Dritten Lebensmut wecken; der Dritte würde vielleicht ihnen wieder Mut machen, damit sie alle drei einem Vierten Mut zusprechen konnten, und immer so weiter, in absurder Hartnäckigkeit bis zum Tod, der einzigen Gewissheit. Denn Leben war Pflicht und Verzweiflung die schwerste Sünde.

«Der einzige Unterschied ist», fuhr Adolf fort, «dass wir unser Todesdatum jetzt genau wissen.»

«Also können wir uns nicht mehr an die geringste Hoffnung klammern.»

«Gerade weil wir keine Illusionen mehr haben, sind wir frei, zu handeln», sagte Adolf.

Was Adolf ihm auseinandersetzte, war Galewski wohlvertraut. Dieselben Überlegungen hatten ihm die Kraft gegeben weiterzuleben, um seine Mithäftlinge dafür zu gewinnen, den Tag ihres Todes zum Tag des Ruhms zu machen.

«Das gilt für uns beide», sagte er, «aber nicht für die anderen. Da – sehen Sie nur! Glauben Sie, dass sie sich auf einen Aufstand vorbereiten? Auf den Tod bereiten sie sich vor.»

Langsam waren die Häftlinge aus ihrer Starre erwacht; sie beteten oder sprachen leise miteinander und tauschten die letzten Erinnerungen aus. Die unausweichliche Nähe des Todes gab manchen einen Anschein von Leben, so wie sich manchmal der Himmel, ehe die Nacht anbricht, seltsam erhellt.

Adolf liess den Blick durch die Baracke schweifen, in der es jetzt nahezu dunkel war.

«Sie glauben, sie machen eine Revolte nicht mit, auch nicht in dem Moment, in dem man uns holt?»

«Das weiss ich genau», antwortete Galewski. Seine Stimme hatte sich wieder gefestigt. «Etwas ist in ihnen zerbrochen, und um das zu heilen, wäre lange Zeit nötig. Dass sie überhaupt noch am Leben sind, verdanken sie einem alten, uralten Reflex; aber unbewusst schämen sie

sich, dass sie nicht zusammen mit den Ihren gestorben sind. Darin liegt die ungewöhnliche Macht des Nazisystems. Sie betäuben ihre Opfer, wie manche Spinnen das tun. Sie betäuben die Menschen, und töten die Betäubten. Das sieht ziemlich umständlich aus, aber in Wirklichkeit ginge es gar nicht anders. Stellen Sie sich vor, die SS hätte sofort bei ihrem Eintreffen verkündet, sie würden uns alle töten, sie hätten sich das geschworen, und jetzt würden sie es beweisen. Es besteht gar kein Zweifel, dass die dreieinhalb Millionen polnischen Juden sofort einen Aufstand entfesselt hätten – mit dem Rücken zur Wand, mit dem Mut der Verzweiflung. Dann wären nicht ein paar tausend Schinder nötig gewesen, sondern die ganze Wehrmacht, und dass die Wehrmacht gehorcht hätte, ist keineswegs sicher. In der Wehrmacht gibt es noch ein paar Soldaten. Stattdessen aber – Sie sehen es ja – lassen sich die Juden töten, ohne eine Geste der Empörung, und sie helfen ihren Schindern sogar noch bei ihrem Werk der Ausrottung. Wir, Helfershelfer und Angestellte des Todes, vegetieren in einer neuen Welt, einer Welt zwischen Leben und Tod; derart kompromittiert, dass wir uns des Lebens nur noch schämen können.»

«Kurz gesagt, Monstren?»

«Ja, ein neues Menschengeschlecht, das dieser neuen Welt entspricht.»

«Aber Monstren, die sich manchmal empören, wie dieser da vorhin?»
«Berliner war ein Freund von mir. Er sollte mit Choken wegfahren, mit dem Mann, der Sie im Waggon angerempelt hat. Aber in Wirklichkeit hat er sich nicht empört, er hat den Verstand verloren. In unseren Augen ist er verrückt, das heisst, für die anderen ist er normal. Er hat seine Eltern ankommen sehen, und sofort ist er wieder ein Mensch der anderen Welt geworden. Ein Mensch der anderen Welt kann nicht ertragen, was wir hier erleben; deshalb ist er verrückt oder wieder ‚normal‘ geworden, wie Sie wollen. Warum hat er Max Bielas erstochen? Das war unüberlegt. Wenn sich Berliner seine Tat überlegt hätte, hätte er Kurt Franz erstochen, denn der ist sehr viel gefährlicher. Entweder hat Berliner aufs Geratewohl einen SS-Mann getötet, oder er hat eine bestimmte Absicht gehabt, die wir nicht kennen und nie erfahren werden. Wir brauchen nicht Leute wie Berliner, sondern Kämpfer von anderem Format: Soldaten, die für den Tod kämpfen, so wie es Soldaten gibt, die für den Glauben kämpfen.»

«Wie Sie und ich?»

«Vielleicht, aber wir können nicht zu zweit das Lager im Sturmangriff nehmen; jedenfalls nicht, solange uns etwas fehlt ... ein Beweggrund.»

«Ein Beweggrund? Wieso?»

«Sehen Sie, damals als ich nächtelang Erhängte abgenommen habe, sagte ich ihnen, sie müssten überleben, damit sie Zeugnis ablegen könnten. Aber an dieses Argument glaube ich nicht ganz, denn die Massengräber werden eines Tages geöffnet werden. Wer sie entdeckt, wird sich unseren Leidensweg vorstellen können.»

Der Gedanke, dass es eines Tages auf Zeugenaussagen ankommen würde, war Adolf ganz neu, und er überlegte sich, ob seine Knochen die Geschichte seines Lebens erzählen könnten.

«Ich weiss nicht recht», sagte er nachdenklich. «Meine Knochen können sagen, dass ich tot bin, aber sie können nicht erzählen, wie ich gestorben bin. Sie sagen nicht, dass sie mich erst betäubt haben, dass ich als Geschundener selber Schinder geworden bin, Geschundener und Schinder in einer Person. Die Massengräber werden sagen, dass so und so viele Millionen Juden umgebracht worden sind, aber das sind ja nur statistische Zahlen ...»

Zögernd sagte er:

«... Die Massengräber können nicht erzählen, warum und wie wir gestorben sind ... wie das möglich gewesen ist... Übrigens muss man das von zwei Seiten sehen . . . Von Seiten der Opfer und von Seiten der Schinder ... Wie wir uns haben töten lassen und wie sie es fertiggebracht haben, uns zu töten.»

Galewski sah Adolf dankbar an. Er hatte den absurden Mut wiedergefunden, den Kampf fortzusetzen.

Die Nacht ging zu Ende. Die «Techniker» hatten noch immer nicht auf Max Bielas' Ermordung reagiert. Da der Tod nicht kommen wollte und die Hoffnung seit Langem nur noch eine Glaubensfrage war, kehrten die Häftlinge nach und nach ins Leben zurück. Der Wandel in ihnen war nahezu unmerklich – bis zu dem Augenblick, da tief in der Baracke eine Stimme sprach:

«Immerhin brauchen sie uns, warum sollten sie uns also töten? Sie müssten uns nur durch andere ersetzen, und das wäre doch dasselbe.»

Mit diesen hoffnungsvollen Worten endete eine Diskussion, die fast die ganze Nacht hindurch gedauert hatte. Wie eine frohe Botschaft hallten sie in der Baracke wider.

Ja, diese Menschen hofften noch. Nach einer Nacht der Agonie begannen die Juden in der Morgendämmerung, die den neuen Tag und den neuen Sieg des Lichts über die Finsternis ankündigte, wieder an das Wunder zu glauben. Ein Rätsel, dessen Erklärung nur in einem anderen, umfassenderen Rätsel gefunden werden kann: im rätsel-

haften Überleben des jüdischen Volkes. Es lassen sich viele verständliche Gründe für dieses Phänomen aufzählen: das Festhalten an einem Glauben, das Solidaritätsgefühl, der fanatische Familiensinn und anderes mehr. Aber andere Völker, die über dieselben Voraussetzungen verfügten, sind auch verschwunden und haben bestenfalls Trümmer hinterlassen. Als Erben eines jahrtausendealten Rätsels verliehen die Juden von Treblinka ihm noch einmal neues Leben. Und das, obwohl dieses Mal alle Bedingungen gegeben schienen, damit es sich nicht wiederholte. Vielleicht liegt gerade darin, dass der Einzelne sich zu sterben weigert, in der angeborenen Unfähigkeit, den Tod zu begreifen, der tiefste Grund des rätselhaften Überlebens. Mehr als andere verwirklicht sich der Jude in der Gemeinschaft seines Volkes; als Jude kann er nur mit ihr verbunden existieren. Sobald er sie verlässt, verliert er sich im allgemeineren Menschengeschlecht. Wenn auch der jüdische Einzelmensch, sich selber zum Trotz, sterblich ist, so macht doch sein Lebenswille die Gemeinschaft unsterblich. Die Unsterblichkeit der Gemeinschaft wirkt wieder auf den Einzelnen zurück, der durch die Gemeinschaft an der Unsterblichkeit teilhat. Daher hat der Tod für den Juden nicht das Endgültige, das er für andere Menschen hat. Für den Juden liegt die Unsterblichkeit ebensowohl auf Erden wie im Himmel, und wenn ein Einzelner stirbt, so ist das nur wie ein Scheinabgang auf der Bühne. Im Sterben weiss der Jude, dass er wiederauf stehen wird, nicht «persönlich», aber in der Haut seines Sohnes, seines Vetters oder irgendeines anderen Juden, und so ist er der Verzweiflung unzugänglich.

Hatten die «Techniker» diesen komplizierten Vorgang verstanden? Wahrscheinlich nicht; das Ende dieser Geschichte scheint es zu beweisen. Etwas anderes hatten sie allerdings begriffen: «um die Juden aus der Welt zu schaffen», genügte es nicht, sie einzuschüchtern, sie zu versklaven und zu vernichten. Man musste sie nicht nur alle bis auf den letzten Juden töten, sondern sie ausmerzen mitsamt aller Erinnerung an sie. Auch das versuchten die «Techniker», und daher fühlten die Juden, wie der Hauch des Nichts sie anwehte, und daher beschloßen sie, etwas zu tun.

Die blauen Dachluken auf der Ostseite wurden blasser, die Stimmen lauter. Gewiss blieben viele pessimistisch, aber viele Pessimisten hätten sich optimistisch gezeigt, wenn die Optimisten pessimistisch gewesen wären. Die Juden, heisst es, reagieren nicht wie andere: das ist richtig; an diesem Morgen des Roch Hachana jedenfalls war es so. Dieselben Juden, die am Abend zuvor, ehe Max Bielas ermordet wurde, nur Automaten gewesen waren, dieselben Juden, die in einem Nie-

mandsland zwischen Leben und Tod vegetiert hatten, dieselben Juden, die sich noch vor wenigen Stunden tot geglaubt hatten, belebten sich von einem Augenblick zum anderen in einer absurden Hoffnung, weil sie meinten, gerade dem Tod entgangen zu sein. Sie hatten erfahren, dass man immer noch unglücklicher sein kann – sogar in Treblinka.

Da der Besitz einer Uhr mit der Todesstrafe bedroht war, trug nur Galewski eine Armbanduhr. So war er der erste, der wusste, dass irgendetwas nicht stimmte.

Es war ein Viertel nach fünf. Vor einer Viertelstunde hätten die ukrainischen Wachmannschaften die Barackentüren aufschliessen müssen. Um die anderen nicht zu beunruhigen, beugte sich Galewski zu Adolf und flüsterte:

«Ich glaube, wir sind trotzdem an der Endstation angelangt. Seit einer Viertelstunde hätten wir rausgehen müssen.»

«Es war zu schön, um wahr zu sein», antwortete Adolf flüsternd.

«Ich muss unbedingt wissen, was auf dem Hof vor sich geht», sagte Galewski.

«Wenn du aufstehst und durch die Luke siehst, alarmierst du nur die anderen.»

Zum erstenmal duzte Adolf ihn.

«Schliesslich wissen wir nichts Genaues; vielleicht geht deine Uhr vor, oder vielleicht wollen sie uns heute ausschlafen lassen.»

«Na, ich weiss nicht recht, aber bei denen ist alles möglich. Hör zu, jetzt ist nicht der richtige Augenblick, darüber zu reden – aber wenn wir diesmal nicht alle dran glauben müssen, sollten wir uns organisieren, damit man das nächste Mal etwas versuchen kann.»

Adolf sah auf.

«Verlass dich auf mich», sagte er und legte Galewski die Hand auf den Arm.

Sie sahen einander an. In diesem Augenblick schrillte ein Lokomotivenpfeif.

10

Die Männer in der Baracke erstarrten.

Der erste Transport kam an, und sie waren noch in der Baracke. Alle hatten begriffen. Der Traum war vorbei, wieder begann der Todeskampf. Sekundenlang rührte sich niemand. Der Zug fuhr langsam am Lager entlang. Es war so still, dass man die Pufferstöße und das Rumpeln der Drehgestelle bei jeder Schienenlücke hören konnte. Wie die Pompejaner, die man in der Lava fand – in der Haltung erstarrt, in der sie vom Tod überrascht worden waren –, erstarrten die Häftlinge in der Haltung, in der sie den Lokomotivenpfeiff gehört hatten. Plötzlich stürzte einer auf eine Luke zu. Kaum hatte er nach draussen geblickt, da liess er sich wieder zurückfallen:

«Die Baracke ist umstellt», sagte er tonlos.

Galewski wollte aufstehen, um die Häftlinge zu beruhigen, da brach schon der Tumult los. Die Bestürzung hatte sich in Panik verwandelt. Viele weinten, andere fluchten, wieder andere beteten. Die Gebete waren wie leidenschaftliche Beschwörungen, Rufe der Verwünschung, die lauter und lauter gellten. In die uralten Gesten des Gottesdienstes verfallend, beugten sich die Betenden vor und zurück, doch ergriff sie eine solche Raserei, dass die Köpfe in alle Richtungen schwankten, als wollten sie sich von den Rümpfen lösen. Gott, der Unbekannte, wurde zornig verflucht und gleichzeitig in Ekstase verherrlicht. Um ihn zu lästern, suchten manche in grösster Wut nach den unflätigsten Schimpfworten, mit denen nicht einmal die schlimmste Hure bedacht wurde. Andere riefen ihn mit den zartesten und ruhmvollsten Namen an, dankten ihm für die Prüfung und baten ihn, die Prüfungen bis ins Unendliche zu vermehren. Vom Lärm halb betäubt, betrachtete Adolf das Schauspiel.

«Das ist der wahre Glaube», sagte Galewski zu ihm und hob die Stimme, um sich verständlich zu machen, «ein immerwährendes leiden-

schaftliches Gespräch mit Gott, ein ständiger Wechsel von radikalen Zweifeln und blinder Dankbarkeit.»

Adolfs Antwort ging in dem Tohuwabohu unter.

Allmählich verloren die Schreie an Intensität.

«Was machen sie mit uns?» rief hier und dort eine Stimme.

«Sicher werfen sie Handgranaten!»

«Sie stecken die Baracke in Brand!»

«Sie schleppen uns in die Gaskammern!»

Von allen Seiten kamen Antworten, die die Panik noch verstärkten.

Bald stand die Sonne hoch am Himmel, und die Hitze wurde immer drückender. Der Gestank der Kübel, die nicht hatten geleert werden können, legte sich auf die Kehle, und trotz der Gewöhnung an Schmutz und Gestank mussten sich viele erbrechen.

Rund um die Baracke standen Ukrainer und SS, die Waffen auf Tür und Luken gerichtet.

Die Qual dauerte den ganzen Vormittag.

Mittags rief einer der Häftlinge, der auf den Schultern eines zweiten nach draussen gespäht hatte:

«Sie kommen!»

Das war das Signal für das Chaos. Die Häftlinge stürzten auf die andere Seite der Baracke; dort ballten sie sich zu einem unentwirrbaren Menschenknäuel zusammen. Jeder wollte in der Masse untertauchen; die am Rande versuchten, sich in die zweite Reihe zu drängen, und wie von Sinnen kletterten die Nachkommenden über das Gewirr der Leiber, um ganz hinten Schutz zu suchen. Aber die, die dicht am Boden waren und fast erstickten, schlugen um sich und brachten bei dem Versuch, sich zu befreien, die menschliche Pyramide ins Wanken.

Kaum war die Tür auf, wichen die Ukrainer zurück, entsetzt über den Anblick und den erstickenden Gestank. Mit Peitschenschlägen trieb die SS sie wieder vor.

Adolf war bei Galewski geblieben, der mit anderen Kapos nahe der Tür stand.

Durch die Peitschenhiebe in Wut versetzt, schlugen die Ukrainer wie rasend auf das Gewirr der Leiber. Die Peitschen piffen und die Knüppel klatschten dumpf, wenn sie menschliche Glieder trafen. Doch statt sich aufzulösen, schien sich die Menschenmasse noch zu verdichten. Galewski sah es mit Grauen.

«Tu doch was!» sagte Adolf tonlos zu ihm, «sie bringen sie alle um.»

«Das tun sie sowieso», sagte ein Kapo.

«Aber doch nicht so!» schrie Adolf dem Kapo ins Gesicht.

«Du hast recht», sagte Galewski. «Man macht einen Aufstand und lässt sich anständig töten. So eine Schlächterei ist sinnlos.»

Kurt Franz stand vor der Tür. Galewski ging auf ihn zu und bat um die Erlaubnis, zu den Häftlingen sprechen zu dürfen. Franz willigte ein und rief die Ukrainer zurück.

«Du hast zwei Minuten Zeit, sie aus dem Loch da rauszukriegen», sagte er.

Zwei Minuten – zuwenig Zeit, um eine Rede zu halten, um den Häftlingen klarzumachen, dass sie gegen den Tod nichts tun konnten, falls er beschlossene Sache war – die Deutschen brauchten die Baracke nur mit Beschuss zu belegen –, dass es besser wäre, sich zu ergeben, um wenigstens einen leichten Tod zu sterben. Galewski zweifelte sogar daran, dass die Männer noch der Vernunft zugänglich waren. Der Schreck hatte sie versteinert, hypnotisiert. Als er in die Mitte der Baracke trat, hatte er seinen Beschluss gefasst.

«Meine Brüder», sagte er, «ich verstehe eure Angst. Aber der Kommandant hat mir gerade zugesichert, dass ihr am Leben bleibt, dass euch nichts geschieht. Ich glaube ihm, denn er war nicht verpflichtet, mir etwas zuzusichern. Allerdings sagte er, wenn ihr nicht in einer Minute draussen seid, gibt er Befehl, die Baracke in Brand zu stecken.»

Die Pyramide stürzte ein, verwandelte sich in eine Menschenwelle, die auf die Tür zuschäumte.

Draussen mussten die Häftlinge in drei Gliedern antreten und wurden auf die Rampe geführt, an der die Züge ankamen. Die Kolonne links liess sich ohne Murren, ohne Schrei, ohne den geringsten Widerstand zum «Spital» führen. Als die anderen Häftlinge die Gewehrsalven hörten, wussten sie, dass sie für dieses Mal gerettet waren. Erstaunt darüber, sahen sie einander an. Als sie auf der Rampe angetreten waren, befahl Kurt Franz Galewski zu sich heran.

«Unter euch gibt es Banditen, und das hast du mir nicht gesagt.»

Mit ganzer Kraft schlug er ihm zweimal ins Gesicht.

«Das ist wirklich das letzte Mal, dass ich dich ohrfeige. Wenn ich mich noch einmal über dich beschweren muss, wirst du erschossen.»

Dann kam ein kleiner, rundlicher SS-Offizier, bat Galewski höflich, seine Worte ins Jiddische zu übersetzen, und hielt eine törichte Ansprache. Zunächst sagte er, das Gold und die Kleidungsstücke, die eingesammelt wurden, sollten mithelfen, eine jüdische «Reserve» zu schaffen. Sechs solcher Einheiten würden aufgebaut und Treblinka werde eine davon sein. Dann kündigte er an, sie würden in neue Baracken verlegt, wo sie auf Holzpritschen schlafen und zwei Decken

pro Kopf erhalten würden. Er versprach sogar Waschwasser und endete mit einer Drohung. So merkwürdig es klingt – es war die Drohung, die die Juden am meisten beruhigte. Seine Versprechungen waren allzu schön, um glaubhaft zu sein, als aber der SS-Offizier mit den Worten schloss: «Wer nicht arbeitet, wird ausgemerzt», war ihnen klar, dass man ihnen nicht aus Menschlichkeit entgegenkam, sondern unter Druck handelte. Erst die Todesdrohung als Ausgleich für die Versprechungen machte die Versprechungen glaubwürdig.

Die Häftlinge hatten sich kaum von ihrer Verblüffung erholt, da ergriff Kurt Franz das Wort. Das war der Augenblick, in dem er seinen Spitznamen bekam, den er auf seiner ganzen «Laufbahn» nicht mehr verlieren sollte: «Laika», die Puppe. Gross, hellblond, geschmeidig und muskulös stand er vor ihnen, und das runde Gesicht eines gefallenen Engels gab ihm etwas Anziehendes und gleichzeitig Beunruhigendes. Als er sich vor ihnen aufpflanzte, den Oberkörper vorgebeugt, die Arme vor der Brust gekreuzt, die Beine leicht gespreizt, sahen die Häftlinge in ihm einen schönen Mann.

«Ein richtiges Puppengesicht», murmelte jemand.

Der Ausdruck blieb haften.

Seine Ansprache, würdig eines Tagesbefehls an die Armee, war klassisch. Der einzige Missklang war die schrille Stimme.

«Ich verspreche», sprach er langsam, fast feierlich, «ich verspreche jedem Einzelnen von euch, dass keinem Arbeiter ein Haar gekrümmt wird...»

Das Wort «Arbeiter» hatte er betont, und die Häftlinge wunderten sich. Diese plötzliche Metamorphose der Juden in Arbeiter ging über ihr Begriffsvermögen. Erst später wurde ihnen klar, dass die Welt des Todes auch eine Welt der Lüge werden sollte, in der die Gaskammern «Fabrik», die Leichen «Figuren» und die Häftlinge «Arbeiter» hiessen.

«Ich verspreche euch», fuhr Kurt Franz mit noch grösserer Überzeugungskraft fort, «dass jeder das Lager in dem Zustand verlassen wird, in dem er es betreten hat. Ich schwöre es bei meiner Ehre als SS-Mann.»

«Laika» redete gern. An jenem Tage erläuterte er mit sichtlichem Vergnügen in hochtrabenden Worten, was es für einen SS-Mann bedeutete, sein Ehrenwort zu geben und welchen Wert ein solches Wort habe. Man hätte glauben können, Treblinka solle fast so etwas wie ein irdisches Paradies werden. Er versprach den Juden Selbstverwaltung und Sportveranstaltungen, versprach reichliches Essen und sogar ein Krankenrevier. Und was verlangte er für all das? Nur Disziplin und Leistung.

Während «Laika» sprach, versuchte Galewski dahinterzukommen, was sich im Lauf der vergangenen Nacht bei den «Technikern» abgespielt haben mochte. Er hatte das Gefühl, dass Franz ein entscheidendes Wort mitzureden gehabt hatte. Diese Ansprache an die Häftlinge musste das Ergebnis eines abgekarteten Spiels sein. Er beobachtete ihn misstrauisch, und jetzt entdeckte er, dass die makellose schwarze Uniform statt der Unteroffiziersabzeichen, die «Laika» noch am Abend zuvor getragen hatte, nun mit den Zeichen eines SS-Untersturmführers geschmückt war. Die Einzelheiten erfuhr Galewski erst nach und nach und sehr viel später.

Der Lagerkommandant hatte die Vorfälle vertuschen wollen, denn ihm war klar, dass eine solche Disziplinlosigkeit ihm zur Last gelegt werden würde. Er rief seinen Stab zu sich und schlug vor, alle Häftlinge hinzurichten und am nächsten Tag durch Neuankömmlinge zu ersetzen. Sofort stiess er mit Kurt Franz zusammen. Franz war zwar nur Unterführer, gehörte aber der Geheimen Staatspolizei an, und der Kommandant konnte trotz seiner Abneigung gegen ihn – die übrigens auf Gegenseitigkeit beruhte – nichts ohne seine Zustimmung tun. Kurt Franz, seinerseits ein junger, ehrgeiziger Unterführer, wollte sich diesmal die Zustimmung teuer bezahlen lassen. Seiner Ansicht nach war Berliners Tat nur eine Folge der unsinnigen Taktik, die man den Juden gegenüber angewandt hatte. Es kam also nicht sosehr darauf an, die disziplinenlosen Juden zu töten, als das System zu reformieren. Er bot sich an, diese Aufgabe zu übernehmen, verlangte aber einen Blankoscheck.

«Damit Sie praktisch Lagerkommandant sind, wie?» fragte ihn der Pastor.

Franz antwortete ihm indirekt:

«Ich wäre bereit, Ihnen eine Konzession zu machen, obwohl es mir schwerfällt, denn schliesslich ist die ganze positive Arbeit mein Werk. Aber – wenn Sie wollen, lasse ich Ihnen die Juden.»

Der Kommandant wollte schon nachgeben, da klingelte das Telefon. Am Apparat war der Unterführer, der Max Bielas ins Lubliner Krankenhaus gebracht hatte. Max Bielas war bei der Einlieferung gestorben, die vorgesetzte Dienststelle in Lublin war schon unterrichtet, eine Untersuchung stand offenbar bevor. Jetzt war der Kommandant bereit, alles zu akzeptieren, aber Franz, der das Telefongespräch mitangehört hatte, sah in der unerwarteten Wendung der Dinge einen Weg, seinen Vorgesetzten und gleichzeitig die Verantwortung für den Vorfall endgültig loszuwerden.

Kurz darauf wurden sie alle in einem zweiten Anruf nach Lublin beordert, wo man sie auf Franz' Bitte hin einzeln vernahm.

Der Kommandant wurde als erster gehört. Da er nicht wusste, was sein Untergebener im Schilde führte, und befürchten musste, von ihm verraten zu werden, beschloss er, sich an die Wahrheit zu halten. Aber er war nur ein armer verkommener Pastor, sadistisch, aber nicht sehr durchtrieben ... Für ihn war das Böse nur eine Versuchung und nicht etwa ein erstrebenswertes Ziel. Er tat nichts Böses, er unterlag nur dem Bösen mit Lust. Er war ein unmoralischer, kein amoralischer Mensch. Den «Technikern» wurde klar, dass seine Ernennung ein Fehler gewesen war.

Kurt Franz dagegen war einer der Ihren, ein echter «Techniker». Er wusste mit ihnen zu reden. Das Bild, das er vom Lager entwarf, war für den Lagerkommandanten und dessen Adjutanten Max Bielas nicht gerade vorteilhaft.

«Ein Sadist und ein Päderast», sagte er.

Das zweite Detail interessierte die «Chef-Techniker» lebhaft. Kurt Franz befriedigte ihre Neugier und liess keine Einzelheit aus. Es war sehr erbaulich.

Der Schönling Max Bielas hatte sich mit einem Hofstaat aus jüdischen Kindern umgeben. Sie mussten jung sein, nicht älter als siebzehn. Er schuf für sie eine Art Arkadien und liess sie in makabrer Karikatur auf das Land der Hirten und Schäfer die Gänseherde des Lagers hüten. Sie waren wie Prinzen gekleidet und besaßen mehrere Kostüme, mussten aber zur selben Zeit immer die gleichen tragen, damit sie ein einheitliches Bild abgaben. Max Bielas hatte für sie eine Miniaturbaracke bauen lassen, klein und hübsch wie ein Puppenhaus. Sie lag in einem Tannenwäldchen an der Westgrenze des Lagers. Ein Miniaturpark umgab das Haus, und um den Park lief ein Stacheldrahtverhau. Das Haus war aus grob behauenen Rundhölzern errichtet und wirkte wie eine verzauberte Waldhütte. Der Eingang lag unter einem Schutzdach, und an den Fenstern hingen bunte Gardinen. Das Innere bestand aus einer kleinen Diele und einem grossen Schlafraum. Vom Mittelgang getrennt, reihten sich links und rechts gleichgrosse Betten, zwischen denen Nachttische mit hölzernen Leuchtern standen. Jeden Abend, wenn Max Bielas kam, um den Kindern gute Nacht zu sagen, mussten sie am Fuss der Betten strammstehen. Tagsüber durften sie im Park spielen. Manchmal nahm Max Bielas sie zu einem Spaziergang im benachbarten Wald mit, aber meistens blieb er mit ihnen innerhalb der Lagergrenzen. Jeden Tag leistete er ihnen stundenlang Gesellschaft, sah ihnen beim Essen zu, wenn sie bei gu-

tem Wetter an einem derben Tisch vor dem Haus sassen, unterhielt sie mit Gesellschaftsspielen, erzählte ihnen Märchen von dunklen Wäldern, schönen Prinzen und blutdürstigen Drachen. Die Kinder waren sehr glücklich. Sie nannten ihn Max und hingen offensichtlich sehr an ihm. Jedesmal, wenn er zu ihnen kam, stürzten sie ihm mit Freudengeschrei entgegen.

Max hatte ihnen erklärt, dass ihre Eltern in die Ukraine gefahren seien, um dort zu arbeiten. Manchmal blieb er zwei Tage weg, und wenn er wiederkam, erzählte er ihnen, er sei in der Ukraine gewesen und habe ihre Eltern besucht. «Sie haben mich gefragt, ob ihr brav seid, ob ihr fleissig seid, ob ihr an sie denkt. Ihr müsst an sie denken, Kinderchen, an eure Eltern, die für das Reich arbeiten.»

Von seinem eigenen Bericht regelrecht begeistert, setzte Kurt Franz bewundernd hinzu: «Und nie haben die Kinder etwas geahnt!»

Dann sprach er vom Lagerkommandanten. Er schilderte ihn als sadistischen Intellektuellen, völlig unfähig, ein solches Unternehmen zu führen. «Für ihn», erklärte er, «ist die Ausrottung der Juden das Böse, und deshalb reizt ihn die Sache. Von dem tieferen Sinn unseres Gesundungswerkes hat er nichts begriffen. Wenn er nur ein schlechter Nationalsozialist wäre – aber er ist das genaue Gegenteil eines Nationalsozialisten. So, wie Max Bielas in Treblinka nur seine päderastischen Instinkte befriedigen wollte, will der Kommandant nur seinen Sadismus befriedigen. Deshalb ist es zu dem Chaos gekommen.»

Kurt Franz kritisierte dann leidenschaftlich das System, und natürlich schrieb er sich selber die einzigen Erfolge zu, womit er übrigens nicht ganz unrecht hatte. An den «Tauglichkeitsprüfungen» bei der Auswahl der Häftlinge fand er nichts auszusetzen, man habe sich dabei ja nur an die Vorschriften gehalten. Seiner Ansicht nach sei es ein entscheidender Fehler gewesen, im Augenblick der ersten grossen Reorganisation nicht genügend Luft gegeben zu haben.

«Wir verfügen über ein ausserordentliches Menschenmaterial, über vollkommene Untermenschen. So interessant dieser Erfolg vom theoretischen Standpunkt aus ist, so hat er doch in der Praxis einige Schwierigkeiten mit sich gebracht, denn die Häftlingsmasse war nahezu unbrauchbar geworden. Deshalb haben wir beschlossen, sie neu zu organisieren und zu spezialisieren, und dann habe ich Kapos ausgesucht. Das war eine heikle Sache. Denn wir mussten tatsächlich für vollkommen Hoffnungslose normalere Lebensbedingungen schaffen. Ich habe vorgeschlagen, unsere alte Taktik wiederaufzunehmen, die ja darin besteht, ihnen immer einen Rest Hoffnung zu lassen, an den sie sich klammern können. Ich habe dargelegt, dass die Hoffnung für

die Juden das ist, was Benzin für den Motor ist, dass man sie nur dann am Leben erhalten, verprügeln, dezimieren kann, kurz, mit ihnen machen kann, was man will, wenn man ihnen ein Minimum an Hoffnung lässt. Aber niemand hat auf mich hören wollen.

Und deswegen haben dann die Selbstmorde angefangen. Ich habe die Sache nochmals zur Sprache gebracht. In den Selbstmorden habe ich die Bestätigung meiner Theorien und einen schwerwiegenden Ausdruck des Ungehorsams gesehen. Aber vergebens habe ich dargelegt, dass man den Juden nicht die Freiheit geben darf, den Tod zu wählen, weil man ihnen dann gleichzeitig die Möglichkeit gibt, sich unserer Macht zu entziehen, sich in gewissem Grad von uns zu distanzieren. Mir wurde erklärt, da die Juden auf jeden Fall sterben würden, hätte man auf diese Weise eben weniger Arbeit.

Schliesslich haben die Selbstmorde aufgehört – warum, ist mir nicht ganz klar. Aber dann fingen die Fluchtversuche an. Es war nicht möglich, etwas Wirksames dagegen zu unternehmen, weil nicht jeder Häftling identifiziert werden kann. Ich habe deshalb vorgeschlagen, Kennnummern einzuführen.

„Nummern?“ hat man mir geantwortet. „Warum denn nur Nummern und nicht auch gleich Namen, Einzelzimmer und Streikrecht? Nennen wir sie doch gleich Herr X und Herr Y und geben wir ihnen das Wahlrecht. Man kann also ein guter Antisemit und zugleich ein miserabler Techniker sein“, sagte Kurt Franz abschliessend.

Die Chefs fragten ihn, was seiner Ansicht nach zu tun wäre. Er erklärte es kurz, und dafür erhielt er die Rangabzeichen eines Leutnants und einen Blankoscheck für Treblinka.

Max Bielas wurde mit militärischen Ehren bestattet und der Lagerkommandant zur Waffen-SS irgendwo an die Ostfront versetzt.

Ins Lager zurückgekehrt, liess Kurt Franz, ehe er sich für einige Stunden hinlegte, die neuen Rangabzeichen annähen und Max Bielas' kleine Kinder hinrichten. Der SS-Mann, der damit beauftragt worden war, kam elend zurück. Er hiess Menda. Bis zu diesem Tag war er ein musterhafter Schinder gewesen.

Ehe Hitler an die Macht kam, war Kurt Franz Kellner in einer bayrischen Kleinstadt gewesen. Die Erleuchtung war in den allerersten Tagen des Nazi-Regimes über ihn gekommen – es war eine jener ungewöhnlichen Begegnungen des Einzelnen mit seinem Schicksal. «Laika» sollte vom mittelmässigen Kellner zum hervorragenden «Techniker» des Todes auf steigen.

Vorher war er durch und durch mittelmässig gewesen. Geldmangel

und eine gewisse natürliche Trägheit hatten ihn von der Schulzeit an zum Zweitletzten auf Lebenszeit gemacht; der Platz des Allerletzten blieb brillanten Nullen reserviert und denen, die im Schuleschwänzen konsequenter waren. Als farbloser Null fehlte es dem kleinen Kurt an Courage, er hatte zuviel Angst vor der Obrigkeit, als dass er es gewagt hätte, die Schulstunden am Ufer des reissenden Stroms seiner Heimatstadt zu verbringen. Seine Liebschaften waren von derselben Unentschlossenheit gekennzeichnet und erwiesen sich als Fehlschläge, obwohl sein angenehmes Äusseres Talent zu verraten schien. Nach wenig glücklichen Berufserfahrungen wurde er schliesslich Kaffeehauskellner.

Und nun packte ihn allmählich der Ehrgeiz. Er warf sich auf den Boxsport, verlor aber mehr Kämpfe, als er gewann, und bekam mehr Schläge ab, als er austeilte. Durch seine Niederlagen gekränkt, zeigte er einen gewissen Stolz, behauptete, bei den Kämpfen sei geschwindelt worden, und gab den edlen Sport auf. Inzwischen war er durch sein Äusseres dem Besitzer des grössten Cafés der Stadt aufgefallen, und er stellte ihn ein – eine Beförderung für den jungen Franz, auf die er sehr stolz war. Jeden Nachmittag spielte im Café ein Orchester, und bald träumte Franz davon, Musiker zu werden. Er hatte ein gutes Gehör und widmete nun seine ganzen Ersparnisse dem neuen Ehrgeiz. Er liess sich vom Kapellmeister unterrichten, und Nacht für Nacht versuchte er, einer alten unschuldigen Geige ein paar Töne zu entlocken. Eher vom Willen seines Schülers beeindruckt als aus Geschäftssinn, mochte der Kapellmeister ihn nicht entmutigen, obwohl ihm sofort klar war, dass Franz nie imstande sein würde, im lokalen Musikverein auch nur die vierte Geige zu spielen. Es war das Pech für Hunderttausende seiner Glaubensgenossen, dass der Kapellmeister Jude war.

Der Reichstagsbrand überraschte Franz am Rande der Verzweiflung, denn ihm war plötzlich, wenn auch verspätet, die Einsicht gekommen, dass er auch als Musiker ein Versager war. Er fand sich auf dem Punkt, in sich eine Null sehen zu müssen, da schlug man ihm vor, ein Herr zu werden. Als er von der ersten Naziversammlung in seine Mansarde zurückkehrte, hatte er seine Berufung entdeckt.

Während der SS-Untersturmführer Kurt Franz an jenem Morgen von Lublin zurückkehrte, summte ihm der Kopf von Ideen. Endlich hatte man seinen wahren Wert anerkannt. Er würde seinen Vorgesetzten beweisen, wie recht sie gehabt hatten, ihm zu vertrauen. Als erstes musste er die Juden wieder in die Hand bekommen, und das hiess, die Dressur wieder ganz von vorn zu beginnen. Dann musste die Arbeit anders eingeteilt werden, damit man Höchstleistungen erzielte. Dann,

aber erst dann, konnte er sein Werk wahrhaft krönen. Treblinka würde kein einfaches Vernichtungslager mehr sein, sondern eine ganze Welt mit dem ihr eigentümlichen Leben, mit Theateraufführungen und Sportveranstaltungen, mit Hochzeitsfeiern und Festen.

11

Der Umzug der Häftlinge in neue Baracken war schon seit einiger Zeit vorgesehen gewesen. Max Bielas war in dem Augenblick erstochen worden, als er den bevorstehenden Wechsel der Unterkunft hatte bekanntgeben wollen.

Die neuen Baracken schlossen sich an die Hofjuden-Baracken an und bildeten mit ihnen einen U-förmigen Komplex. Der Beschluss, die Juden umzugruppieren, war eine der ersten Massnahmen, die das Flüchten verhindern sollten. Um den neuen Bezirk lief ein Stacheldrahtverhau, an dem ein Pfad zur Überwachung entlangführte. Ein grosses Gelände rechts der Baracken sollte ein neuer Appellplatz werden. Die Küche, bisher eine einfache Feldküche, wurde am Ende der Hofjuden-Baracken eingerichtet; auf einer Seite war in der Bretterwand ein Klappfenster eingelassen, aus dem die Häftlinge, wenn sie dreimal am Tag in langer Kolonne vorbeizogen, ihr Essen erhielten. Jenseits des Appellplatzes lag die Latrine. In der Nähe der Küche war ein zweiter Brunnen ausgeschachtet worden. Dieser Komplex aus Baracken und Hof, den die Juden nur verliessen, wenn sie zur Arbeit gingen und in den sie sofort zurückkehrten, wenn die Arbeit beendet war, hiess das «Getto».

Alles war für den Einzug der Häftlinge fertig, und sofort nach «Lai-kas» Rede wurden sie ins Getto geführt.

Als die Häftlinge die neuen Baracken betraten, wurde ihnen klar, dass sie ihren ersten Sieg davongetragen hatten. Ein neues Gefühl erfüllte sie – nicht Freude, nicht einmal Erleichterung, nur eine vage Empfindung, die der Hoffnung entsprang, eines Tages könnte vielleicht doch etwas unternommen werden. Seit ein paar Stunden waren sie nicht mehr ausschliesslich Objekte in den Händen der Deutschen. Ein Jude hatte einen Deutschen umgebracht, und statt alle Juden umzubringen, hatten die Deutschen Reden gehalten und sogar versucht, ihnen wieder etwas Hoffnung zu geben. Vielleicht war das alles Lüge, aber allein, dass man sich die Mühe machte, sie anzulügen, schien ihnen ein Zeichen. Zwischen Geschundenen und Schindern hatte sich etwas geändert.

Plötzlich war das Spiel komplizierter geworden. Die Schinder besaßen zwar die Macht zu töten, aber sie hielten es für notwendig, Erklärungen abzugeben. Der Tod der Juden war nicht mehr ein unberechenbares, von einer blinden Macht verhängtes Ereignis, sondern Bestandteil eines logischen Systems: «Arbeitet, und ihr seid eures Lebens sicher.» Die Häftlinge wussten zwar, dass diese Zusicherung nur ein Köder war und sie, wenn die «Techniker» sie nicht mehr brauchten, schliesslich doch umgebracht werden würden. Sie wussten jedoch auch, dass es mittlerweile zwischen ihnen und den «Technikern» zu einer Art Kontrakt gekommen war – gültig für die Dauer der Vernichtung des jüdischen Volkes und nicht zu verlängern.

So weit ging die neue Lebenshoffnung der Juden in Treblinka, und sie waren, zunächst unbewusst, entschlossen, davon zu profitieren.

Als «Laika» praktisch das Kommando im Lager übernahm (ein ranghöherer Offizier wurde später nominell zum Lagerkommandanten ernannt, der sich jedoch nur mit Verwaltungsfragen zu befassen hatte), war ihm bewusst, dass seine Aufgaben schwierig sein würden. Der Häftlingsbestand stellte das Ergebnis einer Art natürlicher Auslese dar. Die physisch oder moralisch Schwachen hatten die vielen Bewährungsproben nicht überlebt; übriggeblieben waren die «Harten» – eine logische Folge des Systems. Kurt Franz hätte natürlich alle ausmerzen und wieder bei Null anfangen können, doch dann wäre man rasch am selben Punkt angelangt, und inzwischen hätte sich der Nutzeffekt vermindert. Er fand, das lohne sich nicht, und es sei besser, Bedingungen zu schaffen, die die Häftlinge in den Zustand absoluter Sklaverei versetzten. Aus solchen Überlegungen entstand das «System Laika». Es umfasste Unterdrückungsmassnahmen, von denen jede ausgereicht hätte, einen Menschen mit normaler Widerstandskraft zu zerbrechen.

Die Technik «Damoklesschwert» oder «Taubenschiessen» beispielsweise! Sie war im Grunde nur eine neue Variante der Technik des «blauen Auges», bot aber mancherlei Vorteile. Während der Arbeitsstunden stieg «Laika», der ein ausgezeichneter Schütze war, auf einen der oft haushohen Berge aus Kleiderballen. Den unten arbeitenden Häftlingen war es strengstens verboten, nach oben zu blicken. Ukrainer wachten darüber, dass keiner gegen das Verbot versties. «Laikas» Pistole bedrohte die Arbeitenden wie ein Damoklesschwert: Wer beim Nichtstun ertappt wurde, war erledigt. Natürlich war das System nicht absolut sicher, denn schliesslich konnte «Laika» die sechshundert Arbeiter der Sortierungskommandos nicht ganz allein überwachen; sein Verfahren hatte eher einen psychologischen Zweck, denn es nährte

unter Schonung des Arbeitspotentials den Mythos der Autorität. Ein Arbeiter konnte es durchaus riskieren, «Laika» und die Ukrainer verstoßen im Auge zu behalten, um hin und wieder zu verschnaufen, doch die Anstrengung, die das kostete, war am Ende erschöpfender als die Arbeit selbst. Daher entschieden sich die Häftlinge, lieber zu arbeiten. Aber auch dann, wenn sie mit gesenktem Blick ihrer Arbeit nachgingen, lastete eine ständige Drohung auf ihnen, die, weil sie unsichtbar war, masslose Dimensionen annahm. Mit sparsamsten Mitteln, einer Pistole und ein paar Ukrainern, vermochte «Laika» eine Angstpsychose zu verursachen, die umso grösser wurde, je weniger sie objektiv gerechtfertigt war. Eine solche irrationale Furcht konnte nur einer Mystifizierung der Macht «Laikas» entspringen.

Später legte sich «Laika» einen Hund namens Barry zu, den er zu demselben Zweck einsetzte. Wenn «Laika» sich nicht hoch oben auf dem Kleiderberg aufpflanzte, ging er wortlos zwischen den Arbeitern hin und her, und sobald er einen Häftling sah, der seiner Ansicht nach zuwenig Eifer zeigte, hetzte er Barry auf ihn: «Sieh mal, Mensch, dieser Hund arbeitet nicht!» Und der Hund, darauf dressiert, Männer an den Geschlechtsteilen zu packen, stürzte sich auf den Juden, und «Laika» gab ihm in seiner Güte den Gnadenschuss. Es war ein alberner Einfall, einen Hund «Mensch» und die Juden «Hunde» zu nennen, aber da die Häftlinge es täglich hörten, fühlten sie sich fast überzeugt – wenn nicht absolut, so doch zumindest in der seltsamen Welt von Treblinka. Jede Gesellschaft hat ihre soziale Rangordnung. In Treblinka standen die Hunde über den Juden.

Um die Juden im Zustand der Versklavung zu halten, ging «Laika» von dem Prinzip aus, ihnen immer wieder vor Augen zu führen, dass sie minderwertig seien, und auch sie es ständig wiederholen zu lassen, bis sie es selber glaubten. Die Vorstellung, «Laika» sei dauernd auf dem Lumpenhaufen gegenwärtig, diene diesem Zweck; auch Barry trug dazu bei. Aber an beiden Massnahmen brauchten sich die Häftlinge nicht aktiv zu beteiligen, und um diese Lücke zu schliessen, dachte sich «Laika» eine dritte aus. Er liess einen Text verfassen, der, zur Melodie irgendeines Soldatenliedes gesungen, die «Hymne von Treblinka» werden sollte. Dutzendmal am Tag mussten die Juden sie singen: wenn sie zur Arbeit gingen und wenn sie zurückkamen, während des Appells, während aller Märsche. Sie sangen bald so mechanisch, dass sie aufhörten, sich der Durchschlagskraft des primitiven Textes zu widersetzen:

Unsre Arbeitsgruppe rückt jetzt aus
Unsre Blicke richten sich voraus

Alle Tage zieh'n wir los aufs Neu'
Immer fleissig, tüchtig, stramm und treu.
Kehrreim: In Treblinka gibt es für uns Brot,
Und Treblinka schützt uns vor dem Tod.
Darum sind wir hier zu jeder Zeit
Pflichtbewusst und stets bereit.

Als die Häftlinge den Text zum erstenmal hörten, mussten sie trotz allem lächeln, so albern kam er ihnen vor. Unter Peitschenschlägen lernten sie ihn auswendig und lächelten nicht mehr.

Nach einem langen Arbeitstag hatten sie ihn unermüdlich zu wiederholen, stehend, in strammer Haltung, auf dem neuen Appellplatz; Wort für Wort, Vers für Vers, Strophe für Strophe leierten sie ihn herunter, bis sie nicht mehr merkten, was die Worte bedeuteten. Jeder Versuch, sich dagegen zu sträuben, war ebenso unmöglich wie sinnlos. Wie Hirtenhunde strichen die Ukrainer durch die Reihen, auf der Suche nach denen, die nur so taten, als sängen sie mit. Als die Juden Text und Melodie auswendig konnten, lernten sie das Lied beim Marschieren zu singen: Finger gestreckt, Knie durchgedrückt, Köpfe hoch, Stunde um Stunde, bis zum Überdruß, bis zum absoluten Stumpfsinn. Sie mussten marschieren und marschieren, bis sie sich schliesslich ganz dem Rhythmus ihrer Schritte überliessen, bis sie anfangen zu glauben, was sie da brüllten.

Aufrichtigkeit lässt sich nicht vortäuschen, Glaube lässt sich nicht heucheln. «Laika» hatte sie gewarnt: «Ihr hört erst auf zu marschieren, wenn ich merke, dass ihr aus ganzem, tiefstem Herzen singt.» Und dann, um fünf Uhr nachmittags, nach der Arbeit, begann das Marschieren. Es war kein Frontalangriff gewesen. Die Wachmannschaften hatten sich zuvor eine Stunde lang abgemüht, ihnen beizubringen, die Arme geradezuhalten, den Hals zu recken und den Kopf zu erheben. Der Gesang war nur ein Missgetön, aber das schien niemand zu bemerken. Die Häftlinge richteten alle Anstrengungen auf Haltung und Gleichschritt und dachten nicht an das Lied. Der Marsch im Gleichschritt, der eine mühsame Verschmelzung fordert, löscht den Willen des Einzelnen aus. Er lässt die Männer in peinliche Euphorie versinken, vermindert ihr Bewusstsein, so dass ihre Individualität schwindet und ihre Widerstandskraft zerbricht. «Laika» achtete nicht auf den Gesang, bis er spürte, dass sie diesen Zustand erreicht hatten. Um elf Uhr abends, als sie benommen in die Baracken taumelten, summten sie, ohne es zu merken, das Lied vor sich hin. Am nächsten Tag ging es weiter – diese «Behandlung» dauerte vierzehn Tage.

Wenn es in den verschiedenen Stadien der «Endlösung» einen gemeinsamen Zug im Vorgehen der «Techniker» gab, dann war es die Pedanterie. Mit einer in jedem anderen Fall lächerlichen Beharrlichkeit korrigierten sie ihr Werk zweihundertmal und feilten immer wieder daran, gewissenhaft wie tibetanische Mönche. Nichts liess sie je den Mut verlieren, nichts schien sie je zufriedenzustellen. Von unerschöpflicher Energie getrieben, ständig auf der Suche nach neuen Verbesserungen, gingen sie ihren Weg, ohne sich Fragen zu stellen, jedem Zweifel unzugänglich, für Ermüdung oder Überdruß unempfindlich.

Mit diesen aufeinander abgestimmten Massnahmen, die zusammen ein beachtliches Ganzes darstellten, hätte sich «Laika» zufriedengeben können, doch das hiesse seine berufliche Gewissenhaftigkeit unterschätzen. In den ersten Tagen von Treblinka hatte er von dem Aufbau eines Systems geträumt, das von selbst funktionierte, «bei dem es nicht einmal notwendig ist, morgens beim Aufstehen auf einen Knopf zu drücken», wie er es formuliert hatte. Den ersten Versuch hatte er mit einer Schlappe bezahlen müssen. Als Prometheus der Vernichtung machte er sich nun von Neuem daran, sein idyllisches Ziel zu verwirklichen: ein Lager, in dem alles, oder doch fast alles, von selbst funktionierte.

Die ersten Massnahmen betrafen das psychologische Präparieren der Häftlinge. Dadurch sollten sich die Juden in Sklaven verwandeln, die keinerlei innere Vorbehalte mehr hatten, in Sklaven, die ihre ganze Energie allein auf die Arbeit richteten. In dieser Hinsicht stellte die neue Methode gegenüber den nichtkoordinierten Methoden der bisherigen Lagerleitung einen erheblichen Fortschritt dar. Andererseits war die Eliminierung der körperlich und moralisch Untauglichen jetzt nicht mehr sichergestellt, da die neue Methode mit dem «Menschennmaterial» sparsamer umging. In den Anfängen von Treblinka hatte sich etwa jede Woche der Häftlingsbestand erneuert, das heisst, täglich war etwa ein Siebentel des Sollbestandes auf die eine oder andere Weise ums Leben gekommen. Der schnelle Wechsel hatte dem Lager ständig neue Kräfte zugeführt. Das war bei dem neuen System nicht mehr der Fall, und so trug es das Risiko in sich, das Lager mit unproduktiven Elementen zu überlasten.

Um die Gefahr einer Überfüllung auszuschalten, führte «Laika» ein neues Verfahren ein, das auf die Häftlinge insgesamt oder nur auf bestimmte Gruppen angewendet werden konnte und den Zweck hatte, die Zahl der betroffenen Häftlinge jeweils um ein Viertel zu vermindern. Das Prinzip war einfach: Man nimmt eine Gruppe Häftlinge oder sämtliche Häftlinge und zwingt sie so lange zu einer Art Strafexer-

zieren, bis ein Viertel der «Behandelten» eliminiert ist. Trotz der offensichtlichen Ähnlichkeit mit der zweiten «Tauglichkeitsprüfung» besteht zwischen beiden Verfahren ein grundlegender Unterschied: Es geht nicht mehr darum, eine bestimmte Zeit standzuhalten, sondern länger standzuhalten als ein Viertel der Kameraden. Der doppelte Vorteil springt ins Auge: Einerseits kann der Prozentsatz der Überlebenden im Voraus genau festgelegt werden, und andererseits werden die Betroffenen gegeneinander aufgehetzt, da das Überleben der einen vom Tod der anderen abhängt.

Dieses Eliminierungsverfahren wurde selten auf die Gesamtheit der Häftlinge angewendet, denn das Strafexerzieren war derart anstrengend, dass es die Überlebenden sehr erschöpfte und den Nutzeffekt der Arbeit minderte. Man liess jedoch fast jeden Abend kleinere Gruppen exerzieren: sie bestanden entweder aus ganzen Kommandos oder aus einzelnen Häftlingen, die während des Appells oder im Lauf des Tages ausgewählt worden waren. Nach dem Appell wurden alle Häftlinge im Kreis um den Platz aufgestellt, auf dem das Strafexerzieren stattfinden sollte. Die Methode ist wohlbekannt. Obwohl sie verboten ist, wird sie ständig in allen Armeen der Welt angewendet. Den Männern wird nacheinander befohlen, zu rennen, sich hinzuwerfen, auf allen vieren zu laufen, zu kriechen, sich auf den Rücken zu werfen, auf den Bauch zu legen, wieder aufzustehen, sich hinzusetzen, weiterzurennen und so fort. Das sehr anstrengende Exerzieren soll dazu dienen, Hitzköpfe zu beruhigen. Doch mit dem, was in Treblinka daraus gemacht wurde, war es nicht zu vergleichen, denn hier gingen die Erschöpften nicht anschliessend schlafen, sondern wurden ins «Spital» gebracht.

Die Juden in Treblinka, die mittlerweile so abgebrüht waren, dass für sie der Tod viel von seiner erschütternden Wirkung verloren hatte, nannten diese Übung «Totenwettlauf» (Ritsa Mavess). Das Rennen glich dem Ritt des Vaters, der sein vom Erbkönig bedrohtes Kind an sich drückt und durch die nächtliche Flucht auf seinem galoppierenden Pferd zu retten versucht.

Zu Beginn des Wettlaufs blieben die Männer in einem kurzen Aufflackern der Solidarität dicht beieinander, aber bald traten die Peitschen in Aktion und trafen die letzten des Menschenknäuels. Die letzten rannten schneller, um in der Menge unterzutauchen, doch auch die vorletzten beeilten sich jetzt, um nicht die letzten zu sein, und allmählich griff die panische Angst auf das ganze Knäuel über, das sich nun auseinanderzog. Damit begann die Katastrophe, deren Dauer vom Lebenswillen der Schwächsten abhängig war.

Einer der tragischsten «Totenwettläufe» war der, bei dem Professor

Mehring starb. Als er in Treblinka angekommen war, hatte einer seiner Schüler, Wildenstein, ihn retten können; dann hatten er und andere Kameraden für ihn gesorgt, denn Professor Mehring war ein alter Mann, und in Treblinka war für alte Leute kein Platz.

Professor Mehring war eine der bedeutenden Persönlichkeiten des Lodzer Gettos gewesen. Christliche Freunde hatten ihm angeboten, sich zu ihnen zu flüchten, das hatte er aber abgelehnt. Gerade hatte er erfahren, dass die Transporte, die Lodz verliessen, die Juden nicht zur Urbarmachung von Ödland in den Osten brachten, sondern nach Treblinka, und er wusste, was Treblinka bedeutete. Jeden Tag sah er Juden abfahren, ohne dass sie den geringsten Widerstand leisteten. Man musste ihnen die Wahrheit sagen, musste sich zusammenschliessen, musste sich widersetzen! Professor Mehring war deportiert worden, ehe er einen einzigen Juden hatte überzeugen können. Im alten Rom schlug man dem Überbringer schlechter Nachrichten den Kopf ab; in Lodz und Wilna, in Bialystok und Warschau begnügte man sich damit, nicht auf sie zu hören.

Professor Mehring hatte begriffen, dass das jüdische Volk eine seiner grössten Krisen durchmachte, und abends in der Baracke sammelte er einige Häftlinge um sich, erklärte ihnen seine Vorstellung von der Welt und bat sie eindringlich, zu überleben zu suchen. «Dass das Volk, mit dem wir in fruchtbarsten Beziehungen standen, uns tatsächlich ausmerzen will, hat etwas zu bedeuten», sagte er. «Wir müssen versuchen, dahinterzukommen. Es gibt da ein Geheimnis, das die Geschichte später, nach unserem Martyrium, aufklären wird. Ein solcher Vernichtungswille wäre mir bei den Polen, den Russen begreiflich gewesen, aber bei den Deutschen ...» Er beendete den Satz nicht. Diese Frage liess ihn nicht los. In der Totenwelt von Treblinka empfand er keine Verbitterung, keinen Zorn, keine Rachsucht, nur dieses Verlangen, zu greifen.

Trotz aller Vorsichtsmassnahmen seiner Freunde war er eines Tages beim Appell ausgesondert worden. Als sich das Menschenknäuel beim «Totenwettlauf» auseinanderzog, ergriff ihn ein unbändiger Lebenswille, und er rannte wie ein Rasender. «Laika» hatte ihn bemerkt, und als das letzte Viertel eliminiert war, liess er den Wettlauf fortsetzen, um zu sehen, wie lange es dieser alte Mann wohl aushalten würde. «Wenn du sie einholst, bleibst du am Leben», brüllte er ihm zu. Und er befahl, die Überlebenden mit der Peitsche anzutreiben. Sie zögerten und verlangsamten den Schritt, um dem Professor zu helfen, doch da verdoppelten sich die Schläge. Sie machten sie stolpern, zerfetzten ihre Kleidung und liessen ihnen das Blut über die Gesichter

strömen. Vom Blut geblendet, vor Schmerzen taumelnd, rannten sie schneller. Der Professor, der kurze Zeit aufgeholt hatte, sah den Abstand wieder grösser werden und streckte die Arme aus, als wolle er sie zurückhalten, sie um Hilfe anflehen. Er strauchelte, dann noch einmal; und wieder versuchte er, das Gleichgewicht zurückzugewinnen; plötzlich krümmte er sich und fiel in den Staub. Als die Deutschen näher kamen, sahen sie eine dünne Blutspur aus seinem Mund sickern. Professor Mehring war tot.

Der arme «Laika» aber war noch nicht am Ende seiner Mühen. Wenn er darüber nachdachte, so fragte er sich, ob er jemals sein Ziel erreichen würde, ob er sich eines Tages seiner Juden wegen wirklich keine Sorgen mehr zu machen brauchte.

Zweimal machte er beunruhigende Entdeckungen; das eine Mal war es reiner Zufall. Die Juden waren schon länger als zwei Monate im «Getto» untergebracht, als er eines Morgens ohne bestimmte Absicht an der Baracke vorbeiging, die vor dem Umzug ihr Quartier gewesen war. Da er glaubte, alle Juden hätten Bakterien von ansteckenden Krankheiten an sich, hatte er die Baracke nie betreten. Seit einiger Zeit aber herrschte in Treblinka der strenge kontinentale Winter, und «Laika» meinte, die Kälte werde wohl alle Bakterien getötet haben. Nach kurzem Zögern beschloss er, sich den Raum anzusehen, in dem seine Juden gehaust hatten. Als er nähertrat, hörte er Flüstern und leise, kratzende Geräusche. Sofort dachte er an das Schreckgespenst aller Kerkermeister: einen Tunnel. Lautlos schlich er an die Tür. Er konnte sich nicht vorstellen, wie die Häftlinge ungesehen in die Baracke eindringen können, und sah schon ein ganzes Netz ukrainischer Helfershelfer vor sich. Die Pistole in der Hand, stiess er die Tür auf. Vom Schreck gelähmt, standen zwei ukrainische Wachtposten vor ihm. «Laika» war genauso verblüfft wie sie, und einen Augenblick stand sich das Trio sprachlos gegenüber. Die Ukrainer hielten Werkzeuge in der Hand, die wie Feldhacken aussahen. Rund um sie war die Erde gelockert, als sei sie umgegraben worden. «Laika» begriff nicht, was hier vor sich ging, doch den angsterfüllten Gesichtern der Ukrainer war anzusehen, dass er sie bei einer Untat ertappt hatte.

«Laika» fand als erster die Sprache wieder:

«Was macht ihr da?»

Ausserstande, ein Wort zu sagen, öffnete einer die Hand und hielt sie ihm hin. Im Halbdunkel der Baracke schimmerte auf der Handfläche gelbes Gold, dazwischen glitzerten Brillanten.

«Um Himmelswillen!» flüsterte «Laika», und langsam wurde es ihm

klar: «Diese Schweine – klauen Gold! Das gehört doch dem Reich!»
Er war ehrlich bestürzt, dass die Juden sogar mitten in Treblinka gewagt hatten, deutsches Gold zu stehlen. Der Gedanke, dass dieses Gold den Juden gehörte, berührte ihn nicht, denn sie waren ja tot, und ausserdem konnte das Gold, das die Juden besaßen, nur gestohlenen Gold sein – jedenfalls war er zutiefst davon überzeugt.

Einen Augenblick war er nahe daran, die Ukrainer niederzuknallen. Aber andererseits wollte er wissen, seit wann sie das Gold ausgruben, das die Juden hier versteckt hatten.

«Seit zwei Monaten», sagten sie mit bebender Stimme.

«Also zwölf Stunden nachdem die Juden hier ausgezogen sind, habt ihr angefangen?»

«Nein, noch am selben Tag», murmelte der eine.

Eine solche Offenheit war entwaffnend, und «Laika» schob die Pistole in den Halfter. Erleichtert zeigten ihm die Ukrainer, dass der ganze Boden voll Gold, Devisen und Schmuckstücken steckte.

«Laika» liess sofort den Boden systematisch durchwühlen – mit eindrucksvollem Ergebnis: Vierzig Kilo Gold und Edelsteine und mehrere hunderttausend Dollar und Zloty wurden gefunden.

Damit hätte die Sache ihr Bewenden haben können, wenn ihm nicht plötzlich der Gedanke gekommen wäre, die Häftlinge die Taschen ausleeren zu lassen. Die Arbeit nach der Mittagspause hatte schon wieder begonnen. Vormittags war ein Transport angekommen. Nur ein Berg Leichen war von ihm übrig, den die Häftlinge von Lager II zu den grossen Gruben schleppten. Lager I bot wieder das harmlose Bild eines Altwarenmarktes. Die Männer des roten und des blauen Kommandos, die ihre Spezialaufgaben – die Transporte zu empfangen und die Neuankömmlinge auszuziehen – hinter sich hatten, waren den Sortierkommandos zugeteilt worden. Der riesige Sortierplatz mit den Bergen aus Kleidern und den Stapeln anderer Gegenstände sah wie ein belebter Markt aus; die auf gehäuften Habseligkeiten der Juden, die am Vormittag angekommen waren, wirkten wie die Beute eines Ameisenheeres, das jetzt daran ging, sie zu verteilen. Jedes Kommando suchte nach den Artikeln, für die es zuständig war, und schleppte sie an eine andere Stelle, wo sie «aufbereitet» wurden, ehe sie zu den grossen Stapeln am Rande des Platzes gebracht wurden. SS, Ukrainer und gestiefelte Kapos herrschten über diesem Basar, und jeder von ihnen versuchte, ohne dass es der andere merkte, Gold, Kleidungsstücke oder Essbares an sich zu bringen. Es war ein Tag, wie es sieben in der Woche und dreissig oder einunddreissig im Monat gab. Leichter Nebel, den die bleiche Wintersonne nicht auflösen konnte,

verwischte die Konturen der weiter entfernt liegenden Baracken und der Gaskammern. Aus dem Land ringsum war kein Laut zu hören, als sei die Welt von Treblinka von der übrigen Welt durch ein Niemandsland von Licht und Geräuschen getrennt. Und hier auf dem Platz, inmitten des eisigen Dunstes, bewegten sich müde, menschenähnliche Wesen; sie existierten nur zur Bedienung der beiden Backsteingebäude, die in der Lagersprache «Fabrik» hießen.

Plötzlich zerrissen Pfliffe der Wachtposten die raschelnde Stille. Die Häftlinge erstarrten. Angst stieg in ihnen auf und verscheuchte allmählich die wohltuende Abstumpfung. Was die Monotonie der Arbeit unterbrach, konnte für die Häftlinge nur Schlimmes bedeuten. Ihr «Glück» hiess: keine besonderen Ereignisse. Sie hassten selbst die Schreie der Gefolterten. Warum schreien? Warum Widerstand leisten? Das führt doch nur zu doppelter Qual.

«Antreten!» Der Befehl kam näher, wie ein Echo erklang er von allen Wachtposten und Kapos.

Langsam setzten sich die Häftlinge in Bewegung, die Peitschen klatschten, das Tempo beschleunigte sich, die Schreie wurden lauter, und die ungeordnete Menge wogte rascher voran.

Als die tausend Häftlinge endlich in Reih und Glied standen, erschien «Laika». Er lächelte nicht, aber das war nicht unbedingt ein gutes Zeichen. Wortlos näherte er sich dem Flügelmann und befahl ihm, die Taschen zu leeren. Der Zufall wollte, dass er kein Gold bei sich trug. «Laika» schritt weiter die Front ab und musterte jeden Häftling scharf. Schon war die Nachricht des «Filzens» von Mann zu Mann gegangen, ohne dass ein Wort gesprochen worden wäre. Auch beim zweiten fand sich kein Gold, ebensowenig beim dritten und vierten. Beim zehnten kamen «Laika» Zweifel; zuerst misstraute er seinem Verdacht, dann der Durchsuchungsmethode. Beim zwanzigsten gab er auf. Schon wollte er wegtreten lassen, da kam ihm ein Gedanke.

«Fünf Schritt zurück, marsch, marsch!» befahl er, und ruckartig traten die Männer zurück. Der Boden, auf dem sie eben noch gestanden hatten, sah aus wie ein Sportfeld nach einem Schulausflug, nur dass die Butterbrotpapiere Banknoten waren und der gelbe Schimmer nicht von abgerissenen Messingknöpfen stammte und das vielfarbige Glitzern nicht von Tautropfen.

An diesem Abend wurde zum erstenmal der «Totenwettlauf» auf sämtliche Häftlinge ausgedehnt; in «Laikas» Vorstellung war die Strafe nur ein Denkkzettel. Sie löste das Fluchtproblem nicht, das durch diesen Zwischenfall zwar nicht entdeckt worden war, aber sich doch in neuer Schärfe zeigte.

Was Kurt Franz am Fliehen störte, war nicht so sehr die Tatsache, dass die Juden ihrem Schicksal entgingen, denn er wusste, dass sie auf jeden Fall wieder gefasst werden würden. Das erklärte er den Häftlingen nach dem Strafgericht in väterlichem, überredendem Ton:

«Warum flieht ihr eigentlich? Warum nehmt ihr das Risiko auf euch? Warum macht ihr so viele Schwierigkeiten? Ihr werdet doch wieder gefasst. Ihr könnt fliehen, wohin ihr wollt, so weit wie ihr wollt – ihr kommt doch nach Treblinka zurück, denn die ganze Erde wird von Juden gesäubert. Treblinka ist für euch wie der Boden eines riesigen Trichters, der Trichterrand sind die Grenzen der Welt. Ihr seid dem Boden am nächsten, aber die anderen steigen schon herunter, und bald sind sie bei euch.»

Er sprach leise, wie ein wohlwollender Schulmeister, der seine übermütigen Schüler auszankt.

«Ich sage euch das in eurem eigenen Interesse – mir ist es völlig gleichgültig. Jeden Tag kommen Juden zu Tausenden an, und ich kann alle Lücken mühelos füllen. Aber ihr, ihr seid bevorzugt, ihr überlebt alle anderen – als letzte Zeugen einer verschwundenen Rasse! Und ihr wollt fliehen, obwohl euch der Tod nicht hier, sondern draussen droht! Natürlich, in Treblinka wird gearbeitet, und ich glaube gern, dass ihr das nicht gewohnt seid. Aber wer in Treblinka arbeitet, hat Anspruch auf Brot und Bekleidung. Nur die Unfähigen werden ausgemerzt, aber das ist ein Gesetz, das nicht wir erlassen haben – das ist ein Naturgesetz. Meint ihr, die Natur liesse blinde Wölfe und kranke Löwen am Leben? Glaubt mir! Arbeitet, arbeitet tüchtig und drückt euch nicht vor euren Pflichten – dann wird Treblinka eines Tages für euch eine Welt der Freude. Darauf gebe ich euch noch einmal mein Ehrenwort als SS-Mann.»

Es war etwas Wahres an dem, was «Laika» gesagt hatte. Zu jener Zeit war die Lebenserwartung eines Juden ausserhalb des Lagers kaum grösser als innerhalb seiner Grenzen. Doch die Flüchtlinge verursachten andere Probleme. Die «Techniker» befürchteten, die Flüchtlinge könnten die noch in den Gettos lebenden Juden davon überzeugen, dass Treblinka tatsächlich ein Vernichtungslager war. Sie hatten zwar Vorsichtsmassnahmen getroffen, und sie wussten, dass sich die Gettobewohner in ihrer zwiespältigen Lage lieber mit Lügen betäubten, als den Berichten ihrer Brüder zu glauben – aber das konnte sich ändern, sobald zu viele Zeugen dasselbe sagen würden. Man lief Gefahr, dass die Welt die Wahrheit erfuhr und das Dritte Reich verurteilt werden würde.

Ein Umstand wirkte sich zugunsten der «Techniker» aus: die Unge-

heuerlichkeit der Wahrheit. Die Ausrottung eines ganzen Volkes war derart unvorstellbar, dass der menschliche Geist sich die Wahrheit nicht einzugestehen vermochte. Wohlbekannt ist das Prinzip der Nazis, das besagt, je unglaublicher eine Lüge sei, desto eher werde sie geglaubt. Und umgekehrt: «Je unbegreiflicher eine Wahrheit ist, desto weniger wird sie geglaubt.» So ist der menschliche Geist: Er scheint eher die Lüge zu glauben als die Wahrheit. Gerade die Ungeheuerlichkeit des Unternehmens garantierte, dass es geheim blieb.

Die «Techniker» wussten, dass es einerseits unmöglich war, jegliches Durchsickern zu verhindern, dass aber andererseits nur eine Fülle gleichlautender Augenzeugenberichte die Juden in den Gettos, die übrige Welt und die Geschichte von der Wahrheit zu überzeugen vermochte. Daher durfte den Häftlingen das Fliehen nicht zur Selbstverständlichkeit, die Flucht nicht zur allgemeinen Praxis werden. Sobald «Laika» das Problem in seiner ganzen Tragweite begriffen hatte, beschloss er, sich ernsthaft damit zu befassen.

Der Wille zur Flucht war in den Juden in dem Augenblick erwacht, als nach der ersten Lagerreform der Schmerz wieder fühlbar wurde. Damals hatten sich manche für den Tod entschieden, andere – anfangs nur wenige – hatten sofort an Flucht gedacht. Allen schien es unmöglich, das Leben in Treblinka länger zu ertragen. Es gab nur zwei Wege, ihm zu entinnen: Sterben oder Flucht. Den Selbstmord verabscheut der Jude – nicht, weil die Religion ihn untersagt, sondern weil dem Juden das Leben, sei es wie es wolle, heilig ist. Daher war es für Galewski nicht allzu schwer gewesen, die Selbstmorde erfolgreich zu bekämpfen, die einer Schreckreaktion entsprachen, einem Schwindelgefühl vor dem Abgrund des Grauens. Als Selbstmord kein Ausweg mehr war, hatten alle an Flucht gedacht und sich, während sie Fluchtwege zu finden suchten, einen Zehrpfennig zugelegt. So hatte sich der Barackenboden in Ali Babas Höhle verwandelt.

Nach der entsetzlichen Nacht der Ängste hatten die Häftlinge wieder angefangen, Pläne zu machen, doch diesmal in viel grösserem Massstab. Die Stunden der Todesangst hatten sie aus dem vegetativen Zustand herausgerissen, in den die Ankunft in Treblinka sie versetzt hatte. Sie waren zu einem anderen Leben erwacht, einem neuen Leben, das sich vom normalen Leben unterschied wie Treblinkas Welt von der gewohnten Welt. Der höchste Daseinszweck dieses neuen Lebens hiess: Flucht. Sie wollten fliehen, wie andere unter anderen Umständen reich werden, den ersten Rang einnehmen, sich vergnügen wollen. Es war kein bewusster Wille, eher ein Instinkt, wie der, der die Zugvögel zum Aufbruch treibt. Von nun an zählte für sie nichts anderes

mehr. Die Juden hatten sich wieder in das «Volk der Hartnäckigen» verwandelt.

Eine Reihe von Fluchtmöglichkeiten waren ausprobiert worden: der Zug, das «Spital» und die Kleiderstapel. Mit dem Zug zu fliehen – die allererste Fluchtmethode – war der komplizierteste Weg, denn mehrere Kameraden mussten dabei helfen. Deshalb wurde er fast ganz aufgegeben, als «Kiwe», ein SS-Mann, von dem noch die Rede sein wird, sein Spitzelsystem auf die Beine stellte.

Der Fluchtweg über das «Spital» hatte den Vorteil, dass man ohne fremde Hilfe auskam. Aber man musste viel Glück haben, sehr geschickt sein und über ungewöhnlichen Mut verfügen. Was die SS «Spital» nannte, war ebensowenig ein Krankenhaus wie die Gaskammern eine Fabrik waren. Es bestand aus einer kleinen Baracke mit einem aufgemalten roten Kreuz und einer grossen Grube, in der sowohl die Leichen der erschossenen oder erschlagenen Häftlinge als auch alle Papiere und Fotos der neuangekommenen Juden verbrannt wurden. Die Verbrennung in der Grube ging unter Schwefelzufuhr vonstatten. Seit «Laika» jedoch beschlossen hatte, die Dezimierung der Häftlinge zu verlangsamen, und durchschnittlich nur etwa zehn Arbeiter pro Tag erschossen wurden, fügte man nicht mehr jeden Tag Schwefel hinzu, und das Feuer brannte nicht ununterbrochen. Häftlinge, die fliehen wollten, konnten, wenn sie Papiere und Fotos in die Grube warfen, die Unaufmerksamkeit der ukrainischen Wachmannschaften ausnutzen und sich hineinfallen lassen, um sich unter den Leichen zu verbergen. Dort mussten sie die Nacht abwarten und dann versuchen, über den Stacheldraht zu klettern.

Es war leicht, bis zur Grube vorzudringen. Sehr viel schwieriger war es, die ukrainischen Wachtposten abzulenken. Tatsächlich gelangen Fluchtversuche auf diesem Wege nur in seltenen Fällen, ehe Kapo Kurland davon Wind bekam und den Häftlingen half. Zu jeder Zeit erschien er als Verantwortlicher des «Spitals» verdächtig, und deshalb hatte Galewski, der diesen Fluchtweg ausgekundschaftet hatte, ihn nicht um Hilfe bitten wollen. Eines Tages, als Kurland gesehen hatte, wie sich ein Häftling in die Grube fallen liess, hatte er instinktiv die Ukrainer gerufen, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken, und seither hielt er sich regelmässig gegen Abend in der Nähe der Grube auf, um Flüchtlingen zu helfen. So wurde die Schwierigkeit, die in der Wachsamkeit der Ukrainer lag, praktisch ausgeschaltet.

War man in der Grube, so hatte man noch nicht gewonnen. Der Fäulnisgestank und der Geruch verbrannten Fleisches liess viele ohnmächtig werden. Die zweite, noch entsetzlichere Gefahr: an einem Tag

hineingesprungen zu sein, an dem die Ukrainer wieder einmal Schwefel streuten. Niemand konnte vorhersehen, wann ein solcher Tag war, denn das hing von der Zahl der beim Appell Getöteten ab. Wer das Pech hatte, den Fluchtweg an einem Schwefeltag zu benutzen, verbrannte oder erstickte.

Schliesslich musste man, wenn es dunkel war, noch aus der Grube herausklettern. Das war nicht das schwierigste, denn die Ukrainer waren oft betrunken, und der Stacheldraht stand nicht unter Strom. Wer Treblinka entkommen war, hatte noch eine letzte Prüfung, vielleicht die mörderischste vor sich: die Bewährung in der «Freiheit», Die einzige Waffe war das Gold, das man hatte mitnehmen können.

Der dritte Fluchtweg war weniger gefährlich, erforderte aber die Mitwirkung der Kameraden und eine minutiöse Vorbereitung. Man musste gegen Ende des Tages in einen der grossen Kleiderstapel kriechen. Sich darin zu verbergen, war allerdings schwierig, denn die Kleiderpyramiden bestanden aus grossen würfelförmigen Kleiderballen. Die Ballen waren so sorgfältig aufeinandergetürmt, dass es kaum möglich war, dazwischen zu kriechen, ohne den ganzen Aufbau zum Einsturz zu bringen. Daher musste man im Laufe des Tages, während die Pyramide gebaut wurde, im Innern einen Hohlraum aussparen, gross genug, dass sich ein Mensch darin verstecken konnte, und den Zugang mit einem Ballen verschliessen, so dass von aussen nichts zu sehen war. Das verlangte eine gewisse Geschicklichkeit und konnte keinesfalls von einem Mann allein gemacht werden. Falls es einem Häftling gelang, sich die Mithilfe einiger Kameraden und das Schweigen aller zu sichern, bestanden, sobald er in seinem Loch sass, gute Aussichten auf ein Gelingen der Flucht. Auch dieser Fluchtweg wurde praktisch versperrt, als die Spitzel allmählich Überhandnahmen.

Das Fliehen stellte Galewski vor grosse Probleme und nahm seine ganze Energie in Anspruch. Er beschwor die Häftlinge, die Flucht zu wagen, und wiederholte unermüdlich ihren Auftrag: «Redet! Redet! Erzählt immer wieder, was ihr miterlebt habt!» Hinzu kam, dass er die Flucht vor den Deutschen geheimhalten musste. Aus diesem Grunde ergänzte er den Häftlingsbestand aus den Neuankömmlingen des folgenden Tages. Die Deutschen wählten als Ersatz für die, die am Abend zuvor beim «Totenwettlauf» umgekommen waren, unter den für die Gaskammern Bestimmten eine Reihe Männer aus. Mit Adolfs Hilfe, den er zu seinem Vorarbeiter hatte ernennen lassen, nahm Galewski seine eigene Selektion vor. Sie geheimzuhalten, war bis zu dem Tage, an dem jeder Häftling eine Nummer bekam, nicht sehr schwierig. Die Flüchtlinge verschwanden jedoch abends vor dem

Appell, und Galewski konnte das Soll erst am nächsten Tag nach dem Morgenappell auffüllen. Es blieben also zwei Appelle, bei denen er mit den Zahlen jonglieren musste, um die Deutschen zu täuschen. Solange sich die Deutschen darauf beschränkten, das Nachzählen nur anzudeuten, war es für Galewski nur eine Frage der Geschicklichkeit. Er kannte die Zahl der Flüchtlinge, und es genügte, dass er sich beim lauten Zählen versprach. Aber wenn die Deutschen nachzuzählen begannen, wurde jeder Appell für Galewski ein aufreibender Zaubertrick.

Vier Wochen lang hielt Galewski «Laika» in Schach, ohne sich auch nur einmal eine Blösse zu geben. In diesen vier Wochen befreiten sich die Juden aus ihrem Zustand der absoluten Versklavung und lernten zu rebellieren. Während dieser vier Wochen zog jede Massnahme, die «Laika» anordnete, eine Gegenmassnahme der Juden nach sich. «Laika» liess jedem Häftling eine Nummer auf die Jacke nähen: Die Juden, die flüchteten, liessen ihre Jacken für die nächsten zurück. «Laika» liess die Häftlinge in Dreiergruppen einteilen, in denen jeder für die beiden anderen haftete: Die Häftlinge flüchteten zu dritt. Nichts verding, weder Versprechungen noch Drohungen, noch Schau-Hinrichtungen. Der Fluchtwille der Häftlinge war stärker als ihre Furcht vor dem Tod, stärker als die Furcht, unter entsetzlichen Qualen zu sterben.

Dann traf ein Mann namens Küttner ein. Die Häftlinge fanden, dass er jüdisch aussah, und nannten ihn «Kiwe». Er organisierte ein Spitzelnetz, das der Schrecken der Häftlinge wurde; dennoch ging das Fliehen weiter. Wenn auch die Zahl der geglückten Fluchtversuche von Tag zu Tag sank, so gab es noch immer einige Männer, die bereit waren, für die Freiheit das Leben zu wagen. Sie wussten, dass die Freiheit kaum besser war als das Leben in Treblinka, aber das Fluchtverlangen war keine Sache der Vernunft. Sie flohen, wie von einem übermächtigen Instinkt getrieben – vielleicht war es derselbe Instinkt, der die Juden seit so langer Zeit treibt, Juden zu bleiben.

Und dennoch hörte eines Tages das Fliehen auf. «Laika» und «Kiwe» glaubten, endlich ihren Häftlingen das Rückgrat gebrochen zu haben. Es war eine grosse Genugtuung für sie; doch unbewusst empfanden sie eine vage Furcht vor diesen Wesen, in denen in tiefster Hoffnungslosigkeit plötzlich die Kraft zum Widerstand erwacht war, nachdem sie sich so lange willenlos hatten treiben lassen.

Ihre Genugtuung war ihr zweiter Fehler. Die Juden hatten ihre ganze Energie und ihre ganze Hoffnung auf ein so unsinniges wie grandioses Ziel gerichtet, das in der Geschichte der Nazilager in Europa fast einzigartig dastehen sollte: den bewaffneten Aufstand.

12

Die Erfolgchancen einer Flucht waren praktisch auf Null gesunken, als Langner sich zu fliehen entschloss. Langner, Sohn eines Schuhwarenhändlers aus Tschenstochau, war wie Zehntausende anderer Juden nach Treblinka gekommen. Wie sie hatte er den Gerüchten und Schreckensberichten, die flüsternd weitergegeben wurden, nicht glauben wollen – jedenfalls nicht so weit, dass er sich für einen hoffnungslosen Kampf entschieden hätte. Die Deportation dagegen fürchtete er, und so hatte er sich bei jeder Razzia versteckt.

Und eines Tages war er wie Millionen andere Juden aus seinem Versteck herausgeholt worden. Im Zug nach Treblinka hatte er sich immer noch an die Zusicherungen der Deutschen geklammert, statt sich endlich die Wahrheit einzugestehen. Die hundert Menschen im Waggon beteten, weinten, diskutierten endlos über das wirkliche Ziel ihrer Fahrt. Schliesslich stand einer auf und sagte: «Rebellieren wir doch!» Die anderen hielten ihm das ewig gleiche Argument entgegen: «Wenn wir rebellieren, bringen sie uns sofort um; wenn wir abwarten, bringen sie uns vielleicht um, vielleicht auch nicht, wenigstens nicht so schnell.» Und die Diskussion ging weiter. Als es im Waggon kein Wasser mehr gab, leckten die Kinder ihren Müttern den Schweiß vom Gesicht, und die Erwachsenen zogen sich in sich selbst zurück. Der, der rebellieren wollte, kündigte an: «Ich fliehe. Wer kommt mit?» und sein Blick streifte Langner. Ohne nachzudenken, sagte der: «Ich!» Einige Männer wollten sie hindern, das Gitter abzureissen, mit dem die Luke verschlossen war, aber sie waren zu kraftlos, und ein paar Faustschläge liessen sie zwischen die am Boden Liegenden taumeln. Langner und der andere losten darum, wer als erster springen sollte, und das Schicksal bestimmte den anderen. Langner sah, wie er abstiess und verschwand. Er sah, wie er hinfiel, aufstand und im Zickzack auf eine Baumgruppe zurannte. Im selben Augenblick krachten

Schüsse, und Langner verlor den Mut. Unter der Luke brach er schluchzend zusammen. Zwei-, dreimal versuchte er aufzustehen, um doch noch aus dem Waggon zu springen, aber seine zitternden Beine versagten ihm den Dienst. Und die Angst war über ihn gekommen, übermächtige, lähmende Angst.

Bei der Ankunft in Treblinka hatte ihn ein Freund aus Tschenschow, der ihn erkannte, vor dem Tode bewahrt. Die Angst liess ihn nie mehr los, und noch ein anderes Gefühl wuchs in ihm: das Gefühl, feige gewesen zu sein, weil er nicht aus dem Zug gesprungen war. Er dachte an das Gesicht des anderen, er sah ihn vor sich, wie er plötzlich inmitten der von Angst Besessenen aufgestanden war und gesagt hatte: «Rebellieren wir doch!», ganz einfach, als sei das etwas ganz Natürliches. Er hatte gesagt: «Rebellieren wir doch!», wie andere gesagt hatten: «Lasst uns beten, Brüder!» Der Gedanke, zu rebellieren, war Langner damals absurd erschienen. Wie konnte man mit blossen Händen gegen Panzerwagen rebellieren, was konnten Frauen und alte Männer gegen junge, starke, gutausgebildete und gutbewaffnete Soldaten ausrichten? Welch ein Irrsinn! Jetzt lebte Langner jedoch in einer Welt des Irrsinns, und die Stimme des anderen fand in ihm ein Echo. Noch immer wusste er nicht, auf welche Weise er rebellieren sollte, doch von Tag zu Tag erfüllte ihn der Gedanke mehr, und langsam, sehr langsam, vergass er seine Furcht und seine Feigheit.

Dummerweise liess er sich ertappen, als er beim Kleidersortieren einen Paken Papiere in die Tasche steckte. «Laika» nahm an, dass er sich zur Flucht vorbereitete und beschloss, ein Exempel zu statuieren. Zum erstenmal hatte er einen Schuldigen lebend in die Hand bekommen, und das wollte er ausnutzen. Mitten auf dem Hof wurde ein Galgen errichtet und Langner, schon von Peitschenschlägen schwer verwundet, an den Füßen daran aufgehängt. Das geschah morgens; ein eben angekommener Transport zog langsam den Gaskammern zu, die Arbeiter der Sortierkommandos, die zu arbeiten aufgehört hatten, bekamen Befehl, weiterzumachen. Nur ein ukrainischer Wachtposten blieb neben dem Galgen stehen, um Langner mit Peitschenschlägen schaukeln zu lassen.

Am frühen Nachmittag, als der letzte Jude des letzten Transportes, wie üblich entkleidet und durchsucht, den «Himmelsweg» eingeschlagen hatte, traten die Häftlinge auf dem Appellplatz in Reih und Glied an. Drüben, inmitten des freien Platzes, schaukelte Langner; er stöhnte und flehte den Wachtposten an, ihn zu erlösen. Nach einer Viertelstunde Mützendrill, als die Reihen makellos ausgerichtet waren, erschien, wie immer auf Wirkung bedacht, «Laika».

«Juden!» sagte er und deutete auf Langner. «Der Jude da stirbt. Ein Jude, der stirbt, ist in Treblinka nichts Seltenes. Ich würde sogar sagen, dass die Juden im Allgemeinen deshalb hierherkommen. Aber der, der da drüben hängt, stirbt nicht wie die anderen. Sicher ist euch aufgefallen, dass wir uns viel Mühe geben, unsere Juden so ordentlich wie möglich sterben zu lassen. Aber diesmal geben wir uns ebensoviel Mühe, dass der da so langsam wie möglich stirbt.»

«Laika» sprach gemächlich und hielt nach jedem Satz inne. Und während er schwieg, drang Langners Stöhnen bis zu den Häftlingen, die in Habtacht-Stellung erstarrt zuhören mussten.

«Juden!» fuhr «Laika» fort. «Ihr habt Angst vor dem Tod, das ist eine wohlbekannte Tatsache, die mich persönlich immer gewundert hat. Ich gebe ehrlich zu, dass ich es nie so recht verstanden habe, warum man so fanatisch am Leben hängen kann.» Wieder Schweigen, wieder Stöhnen, das anschwillt und verebbt, dann ein flehentliches Bitten – Wort für Wort dringt es zu den Häftlingen, die nichts anderes tun können, als im Herzen das Kaddish für ihren sterbenden Bruder zu beten. «Ich habe das nie verstanden, vor allem, weil es oft viel schwieriger, viel mühsamer ist, viel schmerzhafter, zu leben, als zu sterben.»

«Wie bei ihm», sagte er und wies mit dem Arm auf Langner. «Hört, was er sagt! Was will er? Sterben. Worum bittet er den Wachtposten? Dass er ihn tötet. Endlich ist er gescheit geworden. Für ihn ist es leider zu spät. Aber lasst euch sein Beispiel eine Lehre sein. Denkt darüber nach, zu welchen Unannehmlichkeiten es führt, wenn man uns im Stich lassen will. Ihr habt den ganzen Nachmittag Zeit, denn ich glaube nicht, dass er vor heute Abend stirbt.»

Als «Laika» seine Ansprache beendet hatte, liess er die Häftlinge an Langner vorbeimarschieren, im Gleichschritt und unter Absingen der Treblinka-Hymne. Dann schickte er sie wieder an die Arbeit.

Der Nachmittag nahm kein Ende. Niemand sprach ein Wort. Es war so still, dass Langners Stöhnen überall auf dem weiten Hof zu hören war. Als er nach seiner Mutter rief, dachte jeder an die eigene Mutter. Als er um den Tod bat, wünschte sich jeder den Tod. Langners Todeskampf war ihrer aller Todeskampf, seine Schmerzensschreie waren ihre Schmerzensschreie, seine Qualen ihre Qualen. Sie wünschten, sich die Ohren zu verstopfen, taub zu werden, davonlaufen zu können, nur um nichts mehr zu hören, um diesen zeretzten Leib ihres Bruders nicht mehr zu sehen, der noch immer unter jedem Peitschenschlag zuckte. Dennoch sahen sie verstohlen zu ihm hin; blutüberströmt, verstümmelt, formlos hing er am Galgen. Sie sahen das Blut aus seinen Haaren tropfen; wie bei einem Tier, das abgehäutet wird, lösten

sich Hautfetzen vom Fleisch, das rötlich glänzte. Plötzlich stiess er einen durchdringenden Schrei aus, der Häftlinge und Wachmannschaften erstarren liess. Alle dachten, jetzt endlich werde er sterben. Aber da hörten die Häftlinge, dass er sie in Jiddisch anrief:

«Jidden! Jidden! Juden, Juden, meine Brüder!» Stille – und dann wieder diese Stimme, die aus dem Nichts zu kommen schien. «Rebelliert! Rebelliert! Glaubt ihren Versprechungen nicht. Ihr werdet alle umgebracht! Sie können euch hier nicht herauslassen nach allem, was ihr gesehen habt. Auch wenn sie euch laufenlassen wollen, sie müssen euch umbringen, denn was sie hier tun, vergibt die Welt ihnen nie. Das wissen sie. Rebelliert! Rächt eure Väter und Brüder, nehmt Rache, rettet Israels Ehre! Ihr seid auf jeden Fall verloren, also sterbt im Kampf! Hitler verrecke! Es lebe das jüdische Volk!»

Betroffen und verständnislos hatten die Wachmannschaften und die Deutschen zugehört, als aber Langner rief: «Hitler verrecke!» begriffen sie: Das war ein Aufruf zur Revolte! «Laika» stürzte heran und entriss im Vorbeilaufen einem Ukrainer das Gewehr. Als er den Galgen erreichte, sah er, dass Langners Körper von Zuckungen geschüttelt wurde. Ausser sich vor Wut über den Aufruf, dessen Worte er nicht verstand, dessen Sinn er aber erriet, packte er das Gewehr am Lauf und zerschmetterte ihm den Schädel.

An diesem Abend summte es in der Baracke lange von erregtem Geflüster. Alle spürten, dass Langner recht hatte, dass es nur einen Ausweg gab: Revolte. Wie eine Erleuchtung kam es über sie. Sie waren tatsächlich alle verloren, sie hatten tatsächlich nichts zu verlieren. Sie mussten auf jeden Fall sterben, so oder so. Aber wie revoltieren? Wie auch nur an einen Knüppel kommen? Wer sollte den Aufstand organisieren, damit sie sich alle gleichzeitig auf ihre Schinder stürzten? Bespitzelung fürchtend, diskutierten die Häftlinge in kleinen Gruppen die Möglichkeit eines Aufstandes. Niemand glaubte, dass ein Aufstand mit einem Siegen enden könnte, aber viele waren bereit zu sterben, auch wenn die Revolte hoffnungslos war.

Seit der Invasion der Deutschen waren sie von Kompromiss zu Kompromiss weiter hinabgestiegen – bis sie einen Zustand physischer und moralischer Versklavung erreicht hatten, den es in der Geschichte der menschlichen Beziehungen vielleicht noch nie gegeben hatte. Während dieses schwindelnden Abstiegs hatte offenbar nichts sie aufhalten können. Es war, als hätte ihr Schicksal sie daran gehindert, sich wieder in die Gewalt zu bekommen. Eine Art Fatalismus liess sie blindlings in die Fallen gehen, die die «Techniker» ihnen gestellt hatten. Die «Techni-

ker» hatten sie als Herren ihres Geschicks wie eine überirdische Macht in der Hand.

Körperlich geschwächt, seelisch gebrochen liessen sich die Juden in den Tod führen wie eine Viehherde zum Schlachthof, liessen sie sich bei der Ausrottung ihres Volkes zu Helfershelfern machen. Und die Helfershelfer waren nicht ein paar Schufte, sondern oft aufrechte, manchmal bedeutende Juden . . . Und plötzlich geschah das Wunder. Im Augenblick der totalen Kapitulation, als es nichts mehr von Wert gab, als sie aufhörten, Menschen zu sein, im tiefsten Abgrund, da fassten sich die Juden und begannen einen Wiederaufstieg, den nur der Tod aufhalten konnte ...

Wenige Monate zuvor hatten diese Männer das Recht auf Tod durch Selbstmord wiedergewonnen; jetzt diskutierten sie über das Recht, kämpfend zu sterben. An diesem Abend, in der summenden Baracke, inmitten der Welt des Irrsinns, vollzog sich endlich das Wunder: «Das Wunder in der Kapitulation.»

Galewski war nicht erst durch Langners Tod auf den Gedanken an eine Revolte gekommen. Alt und krank, durch den Tod seiner Familie in der Gaskammer und durch alles, was er als Lagerältester miterlebt hatte, seelisch gebrochen, lebte Galewski nur noch für diese Idee. Anfangs war sie nur ein Glaubenssatz gewesen, eine aberwitzige Hoffnung. Doch dann – an jenem Morgen, an dem die SS nicht alle Juden umgebracht hatte – war sie für ihn zu einem realisierbaren Projekt geworden. Als «Laika» ihn ohrfeigte, hatte er den Blick gesenkt und gedacht: «Du bist stark und mächtig, aber jetzt hast du einen Fehler gemacht, der dich teuer zu stehen kommen wird.»

Im «Getto» war er nicht mehr im Gemeinschaftsquartier der «Platzjuden» untergebracht, sondern in der «Hofjuden»-Baracke, wo die Lebensbedingungen relativ erträglich waren. Die Baracke war kleiner und sehr sauber und im Vergleich zum früheren Quartier beinahe angenehm. Galewski hatte eine Holzpritsche für sich allein und sogar eine Kiste, die als Nachttisch diente. Da die «Hofjuden» über einen Brunnen verfügten, konnten sie sich allmorgendlich wenigstens flüchtig waschen, und da sie ausserdem unter fast normalen Bedingungen arbeiteten, brachten sie es fertig, sich ziemlich sauberzuhalten und wenig zu riechen.

Die «Hofjuden» empfingen Galewski recht unfreundlich, und es dauerte einige Zeit, bis er zu einem von ihnen Kontakt fand. Es war der Arzt der Deutschen, ein grosser, grauhaariger Mann namens Chorongicki, der in Warschau ein berühmter Arzt gewesen war. Von seinem einstigen Glanz war ihm ausser seinen guten Manieren nur der elegante, wenn auch abgetragene Anzug geblieben, den er unter dem weissen Kittel trug. Galewski hatte ihn als ersten ins Auge gefasst, weil er mit niemandem sprach. In seinem Gesicht regte sich nichts, als sei er tot, und nie antwortete er auf Fragen, nie sprach er jemanden an.

In der Baracke lag er stundenlang mit offenen Augen da, als sähe und höre er nichts von dem, was um ihn hervorging. Seine Erstarrung hatte etwas Ergreifendes, das Neugier erregte. Selbst als Galewski sich mit Dr. Chorongicki angefreundet hatte, sprach er weder von sich noch von seiner Familie oder den Umständen seiner Ankunft in Treblinka. Es war, als habe er mit jenem Tag ein neues Leben begonnen, das ihn das frühere Leben völlig vergessen liess.

Galewski hatte ihn lange beobachtet, ehe er sich entschloss, ihn anzusprechen. Schliesslich veranlasste ihn die Vorzugsstellung, die Dr. Chorongicki bei den Deutschen einnahm, es doch zu versuchen, denn der Arzt konnte den Aufstand wirksam unterstützen.

Als Galewski noch nach einer Gelegenheit suchte, mit Chorongicki Kontakt aufzunehmen, kam ihm der Gedanke, der Arzt wolle durch sein Schweigen vielleicht seiner Missbilligung Ausdruck geben, dass die «Hofjuden» ein ziemlich egoistisches Leben führten. Galewski nahm das Risiko auf sich, eventuell einem Spitzel seine Pläne zu verraten, und ging den Arzt unvermittelt an.

«Glauben Sie nicht», sagte er eines Tages ohne Umschweife, «dass wir irgendetwas organisieren sollten, statt uns wie bisher abschlagen zu lassen?»

Chorongicki hob den Kopf, und zum erstenmal sah Galewski, dass sich seine Augen belebten.

«Was organisieren?» fragte er gleichmütig, als wolle er sich keine Gefühlsregung anmerken lassen.

Galewski spürte in Chorongickis Verhalten eine Spur von Misstrauen. Er glaubte zu verstehen, dass der Arzt keinem Menschen mehr traute, dass ihm alles verdächtig geworden war. Auch Galewski misstraute dem Arzt, wie er von vornherein jedem und vor allem den «Hofjuden» misstraute; gleichzeitig spürte er aber, dass der Arzt seine Gedanken nicht preisgeben würde, ehe er nicht selber mit der Sprache herausrückte.

Noch im Zweifel, sah er Chorongicki lange an. Der Arzt hielt seinem Blick unbewegt stand. Galewski war von der Kälte dieser Augen wie gelähmt und wollte schon aufgeben, da glaubte er, im Blick des Arztes eine kaum merkbare Ermutigung wahrzunehmen. Oder täuschte er sich? Als er von Neuem ansetzte, hatte er das Gefühl, einen Fehler zu machen, und brachte keinen Ton heraus.

«Sie haben Angst zu sprechen», sagte der Arzt. «Sie trauen mir nicht. Hier traut keiner dem anderen.»

«Nicht bei uns!» sagte Galewski brüsk. Auf einmal fühlte er sich mit den anderen Häftlingen solidarisch.

«Warten Sie ab, bis sie wieder Hoffnung bekommen, warten Sie ab, bis einer wieder anfängt, den Versprechungen der Deutschen zu glauben. Dann werden Sie sehen, ob nicht doch jeder jedem misstraut.»

Alle beide wussten, wohin dieses Gespräch führen musste. Still-schweigend kamen sie überein, sich voneinander ein Bild zu machen, in dem sie zunächst über anderes sprachen.

«Glauben Sie, von den Menschen sei nicht mehr zu erwarten?» fragte Galewski, als wollte er ihn vom Thema ablenken.

«Ich glaube, dass jeder seine Haut retten will und zu allem bereit ist, um das zu erreichen.»

«Aber wenn ganz klar ist, dass es keine Chance mehr gibt?»

«Die Kunst der Deutschen liegt darin, gerade das niemals völlig klarwerden zu lassen. Ein Deutscher hat mir erzählt, Hitler habe eine Rede über die Ausrottung der Juden mit den Worten beendet, von allen Juden Europas sollten nur so viele übrigbleiben, dass man sie in einem Wagen durch Berlin fahren kann. Nun ja – jeder Jude glaubt eben, er werde mit in dem Wagen sitzen. Wagenkomplex – so könnte man das nennen.»

«Sie meinen also, die Juden seien feige.»

«Im Gegenteil. An das Unmögliche zu glauben, ist nicht Feigheit. Kommt ein Jude in Amerika zur Welt, glauben seine Eltern, er wird Millionär; kommt er in Frankreich zur Welt, glauben sie, er wird Mitglied des Instituts, kommt er in Rom zur Welt, glauben sie, er wird Papst. Den Juden scheint nichts unmöglich, vor allem, wenn es an Wunder grenzt. Das war ihre ausserordentliche Stärke, und jetzt ist es ihre entsetzliche Schwäche. Warum wir so sind, weiss ich nicht... Vielleicht, weil wir nie einen Staat gehabt haben und es nie notwendig schien, jüdische Bahnwärter zu haben. Aber das ist ohnehin vorbei, und ich bin nicht einmal sicher, ob genügend Juden übrigbleiben, um den Wagen ganz zu besetzen.»

Galewski hörte nur mit halbem Ohr zu. Dieses Stadium der Mutlosigkeit lag schon weit hinter ihm. Er ging zum Angriff über:

«Wenn den Juden nichts unmöglich ist», sagte er langsam, als bewege er sich tastend voran, «warum sollte es ihnen dann unmöglich sein, zu rebellieren?»

Chorongicki schwieg, und Galewski fragte in verändertem Ton:

«Sie trauen mir nicht?»

«Sie sind der Oberkomplize der Deutschen», antwortete der Arzt.

«Und Sie ihr Privatarzt», gab Galewski zurück.

Chorongicki sah ihn scharf an, und plötzlich entspannte sich sein Gesicht. In seinen Augen trat ein schwacher Glanz.

«Haben Sie einen Plan?» fragte er. Seine Stimme klang verändert.

«Nein, aber der wird sich finden.»

Nachdenklich, als fasse er zusammen, was er seit Langem im Stillen überlegt habe, setzte Chorongicki hinzu:

«Vielleicht haben Sie recht, vielleicht könnte es sogar gelingen. Bei den Juden muss man auf alles gefasst sein.»

Herzlich sah er Galewski an und hielt ihm die Hand hin. Galewski drückte sie lange. «Eine gute Neuerwerbung», dachte er.

Tags darauf sprachen sie über die «Hofjuden», um zu entscheiden, wer von ihnen in das Komitee aufgenommen werden könnte.

«Die ‚Hofjuden‘ haben viel mehr Freiheit als die anderen, und ihre Hilfe ist ausschlaggebend», sagte Chorongicki. «Aber ich weiss nicht recht, ob sie mitmachen. Dass sie ein schönes Leben haben, wissen Sie ja. Manche wollen offenbar nicht einmal zur Kenntnis nehmen, was ‚da drüben‘ geschieht.»

Erstaunt sah Galewski ihn an.

«Doch, doch, so ist es. Jedenfalls reden sie nie davon. Sie kopieren das Verhalten der Deutschen.»

«Aber der Geruch? Jetzt, im Winter, ist es ja noch auszuhalten, aber im vorigen Sommer, als der Verwesungsgestank sogar die Deutschen gestört hat?»

«Nicht ein Wort ist gefallen. Der Gestank war längst zum Tabu geworden, niemand hat etwas gesagt. Ich glaube sogar, sie haben sich nicht einmal mehr getraut, sich die Nase zu kratzen. Ich erinnere mich an einen Abend, da kam der Wind genau von ‚da drüben‘, man konnte wirklich kaum atmen. ‚Das stinkt‘, habe ich gesagt – ich war gerade erst angekommen. Alle haben mich vorwurfsvoll angesehen, und keiner hat einen Ton gesagt. Seit jenem Tag übrigens reden wir nicht mehr miteinander. Im Grunde weiss niemand, was im Lager II vor sich geht, sie nicht und ich auch nicht. Die anderen müssten eigentlich wissen oder zumindest vermuten, dass ‚da drüben‘ die Juden umgebracht werden, aber das interessiert sie nicht, jedenfalls wollen sie nichts davon hören. Instinktiv fühlen sie, dass die Deutschen keinen Zeugen hinauslassen werden, also spielen sie die Unwissenden: Gaskammern? Welche Gaskammern? Gestank? Welcher Gestank? Schreie? Sie haben wirklich eine blühende Phantasie! – Eine armselige Komödie, die nur die Mitspieler überzeugt.»

«Sind Sie nicht doch ein wenig ungerecht?» fragte Galewski.

«Natürlich bin ich das», antwortete der Arzt ruhig. «Ja, das Schweißen, das ist eine komplizierte Sache. Bei den Deutschen ist es einfach

zu erklären. Dumm und diszipliniert, wie sie sind, halten sie sich an die Parole: Dienst ist Dienst, und geheim ist geheim. Aber bei den Juden ist das viel komplizierter. Womit ich übrigens nicht sagen will, dass die zweite Erklärung, die ich Ihnen geben kann, die erste ausschliesst.»

Seit so langer Zeit hatte sich Dr. Chorongicki hinter seiner Maske verborgen, dass er nun, da er sie abgelegt hatte, immer weiter sprechen musste. Es drängte ihn, zu erzählen, was er miterlebt hatte, zu erklären, was er verstanden hatte. Es war nicht Redseligkeit, es war der Drang, Zeugnis abzulegen, den so viele Juden empfanden. Dr. Ginsberg in Wilna hatte ihn empfunden. Dr. Ringelblum in Warschau hatte sich, solange das Getto bestand, gänzlich dem Aufzeichnen auch der geringsten Details gewidmet, die ihm bekannt geworden waren. Dann, als die Liquidierung unmittelbar bevorstand, hatte er mit Hilfe seiner Mitarbeiter die Aufzeichnungen in Blechdosen verlötet und vergraben, damit künftige Generationen sie eines Tages auf finden konnten. Mordechai Tenenbaum, der von Wilna nach Warschau gelangt und von dort nach Bialystok geschickt worden war, um den Widerstand zu organisieren, hatte ebenfalls ein Tagebuch geführt, in dem er alles wahllos durcheinander notierte: Eindrücke, Organisationspläne des Widerstandskomitees, Anekdoten, Deportationsdaten, Reaktionen verschiedener Persönlichkeiten, alles, was er sah, hörte, durchmachte, damit künftige Generationen erfahren, was geschehen war, und verstanden, wie es geschehen konnte. Wie Ringelblum vergrub er wenige Tage vor der Liquidierung die Notizen aufs Geratewohl in der Erde. Das Tagebuch, das nach dem Krieg gefunden wurde, beginnt mit den Worten; «Gruss Dir, unbekannter Finder, der diese Blätter entdeckt.» Ebenso feierlich könnte eine Flaschenpost beginnen, die im Augenblick eines Schiffbruchs dem Meer anvertraut wird. Offensichtlich erlitt das Judentum Schiffbruch. Und zu Tema, seiner Verlobten, hatte Mordechai wenige Tage vor dem Auf stand des Warschauer Gettos, bei dem sie sterben sollte, gesagt: «Alles ist verloren, also lebe, bleib um jeden Preis am Leben; du musst davon erzählen, du erzählst so gut.» In den ersten Tagen von Treblinka war der Drang, Zeugnis abzulegen, für viele ein Grund des Überlebens gewesen. Galewski hatte dieses Verlangen als wirksames Argument entdeckt, das Selbstmörder vom Freitod abhalten konnte, und es sollte auch der tiefste Beweggrund für den Aufstand werden.

Es war derselbe Drang, der Chorongicki zum Sprechen zwang.

«Und was ist die zweite Erklärung für die Komödie, die sich die Juden vorspielen?» fragte Galewski.

«Ist es, Ihrer Ansicht nach, möglich, als Toter zu leben?» fragte der Arzt zurück.

«Ich glaube, nicht. Deshalb suchen alle Häftlinge der Arbeitskommandos nach Fluchtmöglichkeiten. Anfangs haben sie Selbstmord begehren wollen, was auf dasselbe hinausläuft.»

«Die ‚Hofjuden‘ haben eine dritte Möglichkeit gefunden. Sie begehren weder Selbstmord noch flüchten sie. Sie tun, als wüssten sie nichts, sie tun, als gäbe es keinen Tod. Freitag abends zünden sie Kerzen an, morgens gehen sie zur Arbeit, sie essen zu festgesetzten Stunden, sprechen vom Wetter, klatschen übereinander. Sie haben sich wieder ihre gewohnte Umwelt aufgebaut. Nur zweierlei fehlt ihnen: Zukunft und Raum. Aber davon sprechen sie nie, aus Furcht, die Illusion zu zerstören. Abgesehen von drei Tabus – Zukunft, Raum und dem, was hier vorgeht – ist alles ein genaues Abbild ihres früheren Lebens. Manche sind sogar mit ihren Familien hier. Sie wohnen in eigenen Zimmern und geben den Kindern Unterricht.»

«Das ist nicht besonders ermutigend», sagte Galewski.

«Aber ganz im Gegenteil! Diese verblüffende Anpassungsfähigkeit muss Ihnen doch eigentlich Mut machen.»

«Nicht, wenn es um die Vorbereitung eines Aufstandes geht.»

«Dafür, glaube ich, sind sie allerdings nicht gut zu brauchen. Das können sie nicht, jedenfalls jetzt noch nicht. Erst müssen sie den eigenen Tod vor Augen haben. Aber einen gibt es, der vielleicht mitmacht: mein Gegenstück im ‚Spital‘.»

Galewski verstand nicht gleich, wen der Arzt meinte. Zunächst glaubte er, Dr. Chorongicki habe sich versprochen und an das deutsche Krankenrevier gedacht – aber seines Wissens gab es dort keinen Arzt. Chorongicki sah ihn stutzen und setzte hinzu:

«Ich meine Kapo Kurland, den ‚Doktor‘.»

«Aber er ist doch gar kein . . .» Galewski stockte, denn plötzlich verstand er den Witz und fand ihn geschmacklos. Ehe er etwas sagen konnte, fuhr Chorongicki rasch fort:

«Sehen Sie, wir in unserer Sonderwelt, wir machen sogar Spässe. Hier nennt ihn jeder den ‚Doktor‘.» Er überlegte einen Augenblick und meinte dann: «Die anderen nehmen das vielleicht nicht mal als Witz – es gehört zu ihrer Lügenwelt.»

Galewski hatte sich wieder beruhigt.

«Kurland, glauben Sie?» fragte er zweifelnd.

Galewski hatte nie verstehen können, wie ein Mensch ertragen konnte, was Kurland ertrug. Er war für das «Spital» verantwortlich, und sein Amt zwang ihn oft, Neuankömmlinge, die hilflos oder ver-

letzt waren und nicht zu den Gaskammern gehen konnten, eine tödliche Spritze zu geben. Er empfing sie im weissen Kittel in der kleinen Baracke, deren rückwärtiger Ausgang direkt in die Grube führte, und während er behauptete, ihnen ein Herzmittel einzuspritzen, injizierte er ein Gift, das fast sofort tödlich wirkte.

Galewski machte ihm keine Vorwürfe, doch er traute ihm nicht. Kurland etwas vorzuwerfen, hätte er als anmassend empfunden, denn schliesslich führte die Tätigkeit eines jeden, ihn selbst nicht ausgenommen, zum selben Ziel: dem Tod der Ihren. Aber wider Willen empfand er etwas wie Abscheu diesem Mann gegenüber, der es fertigbrachte, seinen Opfern ins Gesicht zu sehen, mit der Injektionsnadel zuzustechen und gleichzeitig lächelnd zu sagen: «Schon vorbei, das war doch nicht so schlimm! Es geht schon besser, nicht wahr?» In seiner kleinen Baracke mit den samtüberzogenen Bänken wiederholte er den ganzen Tag dieselben Worte mit demselben Lächeln: «Schon vorbei, das war doch nicht so schlimm, es geht schon besser, nicht wahr?» Wenige Augenblicke später gab er seinen Helfern ein Zeichen, und sie trugen den Leichnam hinter den Vorhang, der die Tür verbarg. Während die Leiche in die Grube fiel, beugte sich Kurland schon über den nächsten Patienten, klopfte ihm auf die Hand, stach mit der Injektionsnadel zu und sagte lächelnd: «Schon vorbei . . .»

«Sie irren!» sagte Chorongicki, als er Galewskis Gesichtsausdruck sah. «Kurland ist in Ordnung.»

«Ich verurteile ihn nicht. Ich glaube nur trotz allem, was ich hier miterlebt habe – das bräuchte ich nie fertig.»

«Hätten Sie sich vorstellen können, dass Sie imstande seien, Lagerkapo zu werden, als Sie in Warschau in Ihrer Wohnung behaglich in Ihrem Lieblingssessel sassen, die Zeitung lasen und die Kinder vor Ihnen auf dem Teppich spielten?»

Galewski schwieg betroffen. Jedes Wort beschwor so glückliche Erinnerungen herauf, dass es ihn schmerzte.

Chorongicki hatte ihn nicht verletzen wollen.

«Entschuldigen Sie, ich wollte nicht...»

Galewski fasste sich rasch.

«Sie haben recht. Keinem steht es zu, über diese Dinge zu urteilen. Vor allem uns nicht. Kein Mensch kann sagen: das mache ich nie.»

«Davon abgesehen», sagte Chorongicki abschliessend, «hätte Kurland auch ein Schuft sein können.»

Am Tag darauf hatten sie ihre erste Besprechung zu dritt.

Kurland war ein Zeuge – mehr als jeder andere in Treblinka. Er war

so ausschliesslich Zeuge, dass er sich manchmal von dem, was er erlitt, miterlebte und selber tat, nicht mehr unmittelbar betroffen fühlte. Er litt nicht unter dem, was er selber ertrug oder tat, sondern unter dem, was er als Jude erlitt und tat, unter dem, was alle Juden erlitten und taten. Sein Gefühl für die Bedeutung des Kollektivschicksals der Juden war ungewöhnlich ausgeprägt. Dieses Schicksal erlebte er bewusst, nicht als Individuum, sondern als Teil eines unteilbaren Ganzen, als Teil, dessen besondere Aufgabe darin bestand, Zeuge zu sein.

Sein persönliches Schicksal war ihm absolut gleichgültig. «Mein Schicksal», sagte er, «ist nur ein gewöhnliches Menschenschicksal. Alles, was ich ihm gegenüber empfinde, sind nur menschliche Empfindungen. Was ich selber zu leiden habe, sind menschliche Leiden, meine Tränen unterscheiden sich nicht von den Tränen anderer Menschen. Auch mein Tod wird der Tod eines Menschen sein, und selbst wenn die Umstände besonders dramatisch sein sollten, wird hinterher meine Leiche aussehen wie die eines Menschen, der von einem Zug überfahren worden ist. Das alles ist nichts Besonderes, es ist fast banal und nicht mit der Ausrottung unseres dreitausend Jahre alten, von Gott erwählten Volkes zu vergleichen.» Ebenso sagte er: «Mein Tod und der Tod dieses oder jenes Juden ist Gott gleichgültig, der kollektive Untergang aber ist ihm nicht gleichgültig.» Kurland sah in diesem Vorgang die Erfüllung des göttlichen Willens. Wenn es Gott gibt, gab es ihn ganz gewiss für Kurland, und nichts konnte geschehen, was Er nicht gewollt hätte. Da aber Gott keine Willkür kennt, musste alles einen Sinn haben. Das Sühneopfer, das Gott seinem Volk auferlegte, konnte nicht unbegründet sein. Es konnte nur eine furchtbare Warnung sein. An diesem Punkt wichen Kurlands Gedanken von denen der meisten frommen Juden ab. Während die Frommen in der Ausrottung der Juden eine Warnung allein an das jüdische Volk sahen, sah Kurland darin eine Warnung an die Welt: Gott bediente sich Seines Volkes, um der Welt etwas zu sagen.

Leider ist nichts von Kurlands Aufzeichnungen erhalten, und es ist nicht leicht, seine Gedankengänge aus Erinnerungen an erinnerte Gespräche nachzuzeichnen; es steht jedoch fest, dass dieser messianische Begriff von der Mission des jüdischen Volkes im Mittelpunkt seiner Gedanken stand. Er war der Geschichtsschreiber des Lagers geworden, und Tag für Tag schrieb er die Chronik von der Erfüllung des göttlichen Willens nieder, damit künftige Generationen den darin verborgenen Sinn auffinden konnten.

Die Begegnung mit Galewski war für ihn ein Ereignis. Kurland war ein Träumer, der mystischen Gedanken nachhing, Galewski ein Mann

der Tat, der rationalistisch dachte, aber beiden war eines gemeinsam: sie waren Juden. Statt sich gegeneinander zu wenden, ergänzten sie sich. Die Möglichkeit eines Aufstandes gab Kurland die Hoffnung, seine Chronik aus Treblinka hinausbringen zu können. Kurlands mystische Auffassung verlieh der Revolte eine neue Dimension: die Erlösung.

Im Laufe der Besprechung wurde in groben Zügen ein Plan entworfen. Aus verlässlichen Häftlingen, die mit Waffen umzugehen verstanden, sollten Kampfgruppen gebildet werden. Sie hätten die Deutschen und die Ukrainer anzugreifen, die Einrichtungen des Lagers zu zerstören und die gemeinsame Flucht aller Häftlinge zu ermöglichen. Adolf, der an der Zusammenkunft nicht teilnahm, da er nachts in der grossen Baracke mit den anderen Häftlingen eingeschlossen war, sollte mit der Führung der Kampfgruppen und teilweise mit der Auswahl der Männer beauftragt werden. Ausserdem sah der Plan eine Kontaktaufnahme mit den «Hofjuden» vor, die, weil sie für die Deutschen arbeiteten, grössere Bewegungsfreiheit besaßen. Auch das Problem der Bewaffnung wurde angeschnitten, doch niemand wusste eine Lösung. Schliesslich sprachen sie von den Fliehenden. Das Problem betraf nicht sie selber, denn sie hatten eine Aufgabe zu erfüllen, und Flucht wäre wie Verrat gewesen.

«Falls wir eines Tages hier rauskommen», sagte Galewski ohne rechte Überzeugung, «dann als letzte».

Chorongicki widersetzte sich der Fluchthilfe Galewskis. Er hielt sie für gefährlich und nutzlos.

«Wenn wir uns auf einen Auf stand festlegen, brauchen wir unsere ganze Kraft für die Vorbereitung. Das Risiko, das Sie eingehen», sagte er, sich an Galewski wendend, «ist im Verhältnis zu den Resultaten zu gross. Ständig sind Sie in Gefahr, dass jemand – freiwillig oder gezwungen – Sie denunziert. Fasst man Sie, dann fehlt dem Komitee Ihre Hilfe, und Sie gefährden das Leben aller Häftlinge.»

«Darüber habe ich mir schon den Kopf zerbrochen, und ich weiss, wie schwerwiegend das Problem ist. Aber wir können doch denen, die flüchten wollen, nicht die Hilfe verweigern.»

Kurland unterstützte Galewski.

«Wir müssen jede Chance wahrnehmen, um möglichst viele hier herauszubringen. «

«Nicht, wenn das unseren Plan gefährdet. Und die Fluchtversuche werden uns bald stören. Es wird immer schwieriger, zu fliehen, und die Deutschen sind ständig auf dem Quivive. Wir müssen die Deutschen in Sicherheit wiegen, damit ihre Wachsamkeit nachlässt. Die

Deutschen müssen zu der Vorstellung kommen, sie hätten uns tatsächlich gebändigt, wir wären perfekte Sklaven.»

«Aber dürfen wir denn einer möglichen Revolte wegen die Männer hindern, sich in Sicherheit zu bringen?» fragte Galewski. «Das ist schwer zu verantworten. Die Flucht ist ihre einzige Hoffnung – dürfen wir sie ihnen nehmen?»

«Ja – wenn wir ihnen stattdessen einen Auf stand vorschlagen.»

«Aber dann sind wir gezwungen, viele einzuweißen.»

Sie einigten sich auf einen Kompromiss: Sobald das Datum des Aufstands feststand, sollte das Komitee Fluchtversuche nicht mehr fördern oder unterstützen. Eine folgenschwere Entscheidung.

In Treblinka durfte man nicht die geringste Schwäche zeigen, wie begründet sie auch sein mochte. Galewskis Skrupel waren eine Schwäche.

Trotz aller Bemühungen der Komiteemitglieder gelang es nicht, zu den «Hofjuden» Kontakt herzustellen. Sie lebten ganz für sich in ihrer Lügenwelt, von Angst bedroht zwar, aber in einer Seelenruhe, aus der sie offenbar nichts herauszureissen vermochte. Sie hatten den Leidensweg der anderen Häftlinge nicht miterlebt und hatten mit ihnen nichts gemein, ausser, dass sie Juden waren. In mancher Hinsicht erinnerte ihre Haltung an die der Juden in den Gettos, die es nicht über sich bringen konnten, sich das unentrinnbare Ende einzugestehen. Noch hatten sie nicht den tiefsten Abgrund erreicht, noch hatten sie nicht den Wiederaufstieg angetreten. In welcher Weise sie bald darauf die Tiefe des Abgrunds erreichten, ist sehr bezeichnend für die Ungeschicklichkeit, mit der die «Techniker» plötzlich die Juden behandelten; ebenso aufschlussreich ist, wie sich die Juden schliesslich aus ihrem Bann befreiten.

«Kiwe» war ein guter Nazi und ein fanatischer Antisemit. Von Beruf Gefängnisaufseher, rühmte er sich nicht ohne Stolz, dass kein Strafgefangener je aus seiner Obhut entwichen sei. Dank dieser Vergangenheit schien er für die Aufgabe prädestiniert, die man ihm übertrug: die Flucht unmöglich zu machen. Mit Feuereifer ging er an die Arbeit und erzielte ausgezeichnete Erfolge. Unaufhörlich war er in Bewegung, nichts schien den kleinen, eng beieinanderstehenden Augen zu entgehen. Er behauptete, nicht frühstücken zu können, ehe er nicht mindestens zwei Juden umgebracht habe. Kaum war er aufgestanden, da streifte er schon auf der Suche nach neuen Opfern umher. Unter den Häftlingen löste sein Erscheinen panische Angst aus, denn sie hatten gelernt, ihn noch mehr zu fürchten als «Laika». Da sein Auf-

tauchen immer irgendjemand den Tod brachte, nannten sie ihn den «Todesengel». Klein, den Kopf zwischen die Schultern geduckt, etwas krummbeinig, stand er unversehens da, und wie ein Raubvogel stürzte er sich auf sein Opfer. In der Regel bewegte er sich eher schwerfällig, doch in diesen Augenblicken wurde er erstaunlich schnell. Hatte er sein Opfer erreicht, dann sagte er lächelnd und scheinbar besorgt: «Fühlst du dich nicht wohl? Komm ins Spital.» Das war seine Formel, und die Häftlinge verstanden. Sie versuchten nicht einmal, zu behaupten, dass sie in bester körperlicher Verfassung seien. «Laika» hegte keine grosse Vorliebe für «Kiwe» und billigte seine Methoden nicht immer. Da er aber seine Tüchtigkeit schätzte, liess er ihn gewähren.

Einmal jedoch hatte «Kiwe» sich vergriffen – nur mit einer Äusserung, die in diesem Lager, in dem alle sterben mussten, unwesentlich schien. Der Ausspruch, den «Kiwe» für bedeutungslos hielt, eröffnete dennoch in den Vorbereitungen für den Aufstand eine neue Etappe.

Für «Kiwe», den guten, ein wenig beschränkten Antisemiten, waren alle Juden gleich, und die den «Hofjuden» eingeräumten Privilegien schienen ihn zu empören. «Laika» hatte ihm wohl zu diesem Thema einiges auseinandergesetzt, doch «Kiwe» fand solche Feinheiten in Treblinka nicht nur überflüssig, sondern auch unpassend. Eines Tages also hatte «Kiwe» aus völlig harmlosem Anlass in Gegenwart einiger «Hofjuden» erklärt, für ihn gäbe es keine Unterschiede, Juden seien eben Juden, das heisst eine Gattung, die bald gänzlich ausgemerzt sei. Diese Äusserung löste bei den «Hofjuden» einen Schock aus. Plötzlich zerriss der Schleier, und die Realität lag handgreiflich vor ihnen: Selbst wenn ihr Los im Augenblick besser war – sie würden genauso enden wie die «Platzjuden», wie alle Juden Europas.

Am selben Abend suchten zwei «Hofjuden» Galewski auf, der mit Kurland und Chorongicki diskutierte. Salzberg, ein Mann in mittleren Jahren, lebte mit seinen beiden Kindern in Treblinka und verfügte über ein gewisses Ansehen. Moniek, ein Zweiundzwanzigjähriger, war Kapo der «Hofjuden». Einen Augenblick lang herrschte tiefstes Schweigen in der Baracke, als sollte das, was Salzberg sagen wollte, mehr Gewicht bekommen.

«Wir wollten Sie bitten, unsere bisherige Haltung zu entschuldigen. Der Tod schreckt uns nicht mehr. Wir sind alle bereit, unsere Pflicht zu tun, um die Ehre Israels zu retten. Wir wissen, dass Sie ein Komitee gebildet haben und einen Aufstand vorbereiten. Wir bitten Sie, uns Ihnen anschliessen zu dürfen.»

Das klang seltsam förmlich, doch Galewski spürte, dass er auf sie zählen konnte.

«Danke», sagte er. «Wir haben gewusst, dass Sie uns helfen würden. Ich muss Ihnen allerdings sagen, dass die Erfolgsaussichten sehr gering sind. Zuerst müssen wir die recht zahlreichen Wachmannschaften des Lagers überwältigen, vierzig Deutsche und zweihundert Ukrainer. Dann müssen wir uns gegen Verstärkungen verteidigen, die bestimmt nicht ausbleiben werden. Wir sind so lästige Zeugen, dass die Deutschen alles in Bewegung setzen werden, um uns wieder einzufangen. Schliesslich müssen die, die noch am Leben sind, sich in den Wäldern gegen Kälte, Hunger, Bauern, faschistische Banden und Deserteure zur Wehr setzen...»

Auch Adolf war unermüdlich tätig. Da er sich als Siebzehnjähriger aus hilflosem Zorn in ein abenteuerliches Leben gestürzt hatte, war ihm Aktivität zur zweiten Natur geworden. Bis jetzt hatte er in der Fremde gekämpft – dieser Aufstand aber war sein Aufstand, die Aufgabe seines Lebens. Zum ersten und sicher auch zum letzten Male sollte er unter jüdischer Flagge, als Jude für die Juden kämpfen. Er war gern Soldat, ebenso gern wie er Jude war. Ausserdem hatte er einen klar umrissenen Auftrag. Er befand sich nicht mehr im Stadium der Hypothesen mit den vielen hemmenden Problemen, die dem Handelnden fremd sind. Die Anweisung, die er bekommen hatte, hiess: «Such dir ein paar Männer und stell fünf Kampfgruppen auf.» Das war nicht einfach. Er musste, erstens, sehr umsichtig vorgehen, damit die Sache geheim blieb; er musste, zweitens, zum Kampf entschlossene Häftlinge ausfindig machen, die bereit waren, nicht für die eigene Flucht, sondern für die Flucht der anderen zu kämpfen und dann das Lager zu zerstören. Fast alle Häftlinge aber hatten nur einen Gedanken – fliehen, selber fliehen. Und die dritte Schwierigkeit: nur wenige Juden konnten mit Waffen umgehen. Da die Juden in Polen als Bürger zweiter Klasse behandelt, von Zeit zu Zeit anlässlich irgendeines Pogroms erschlagen und von allen «guten Polen» verachtet wurden, hatten sie sich häufig – und oft mit Erfolg – bemüht, nicht eingezogen zu werden. Die meisten hatten keinerlei militärische Ausbildung, keinerlei soldatische Erfahrung.

Adolf brauchte Männer, auf die er zählen konnte. Zunächst spürte er die auf, die in der polnischen Armee gedient und vor allem an dem kurzen Feldzug vom September 1939 teilgenommen hatten. «Sogar die verstehen nicht viel», sagte er eines Tages zu Galewski. «Aber der beste Soldat ist der, der in dem Bewusstsein kämpft, dass er dabei draufgeht. Ausserdem», setzte er lächelnd hinzu, «haben wir sowieso keine Wahl.» Wenn man ihm von einem Mann erzählte, der gedient hatte, suchte er ihn auf und begann ein vorsichtiges Gespräch, um

ihm auf den Zahn zu fühlen. Sobald er merkte, dass der andere nicht einhakte, wechselte er das Thema; reagierte er auf die Andeutungen, fragte Adolf rundheraus: «Glaubst du, dass man irgendwas tun kann?» Die Antwort gab den Ausschlag.

Als Gruppenchefs nahm Adolf die ersten fünf, die ihm mit Ja geantwortet hatten; auf Galewskis Rat hin beauftragte er jeden, die Männer für seine Kampfgruppe selber zu gewinnen. Aus Gründen der Geheimhaltung bestand er auf völliger Trennung: Er untersagte den Gruppenchefs, den Männern auch nur einen einzigen Namen zu nennen; die Gruppenmitglieder sollten weder die anderen Gruppenchefs noch die Mitglieder der eigenen Gruppe kennen. Jeder sollte nur den Namen seines direkten Vorgesetzten kennen. Die fünf Gruppenchefs erhielten Giftampullen für sich, die Kurland beschafft hatte. Nur Adolf kannte alle Gruppenmitglieder. Manche Vorschläge der Gruppenchefs genehmigte er nicht. «Ihr müsst sie danach beurteilen, wie sie sich beim Prügeln verhalten», erklärte er ihnen. «Manche verlieren die Nerven, andere bleiben kaltblütig; manche senken den Kopf und machen sich klein, andere versuchen, sich zu schützen und gleichzeitig zu sehen, woher die Schläge kommen. Das sind die guten Soldaten – die, die Ausschau halten.»

Soweit waren die Vorbereitungen für den Aufstand gediehen, als sich der Vorfall Langner ereignete. Hatte er vom Aufstand reden hören? Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Es war eher ein sonderbarer Zufall, dass sein leidenschaftlicher Aufruf gerade in diesem Augenblick kam. Auf seinem einsamen Weg war Langner zum gleichen Schluss gelangt wie das Komitee: Der Zeit des Todes und der Entwürdigung musste die Zeit der Revolte folgen. Sein Aufruf wirkte wie ein Zünder.

Noch am selben Abend, während die Häftlingsbaracke von erregtem Geflüster vibrierte, trat das Komitee zusammen.

Galewski schilderte den «Hofjuden» Langners Tod.

«Sein Aufruf ist ein Zeichen», schloss er, «ein Zeichen dafür, dass die Zeit reif ist. Langner ist der erste, der sich für die Revolte geopfert hat.»

Dann wandte sich das Komitee den praktischen Fragen zu.

Zunächst der Termin. Jeden Tag konnte Schneefall einsetzen, vorher war der Aufstand nicht mehr in Gang zu bringen. Also musste man einen Tag mit Neuschnee wählen, damit die Spuren rasch ausgelöscht wurden.

Dr. Chorongicki machte einen letzten Versuch, das Komitee dazu zu bringen, alle Fluchtversuche zu unterbinden.

«Da das Komitee zwei neue Mitglieder aufgenommen hat, schlage ich vor, ihnen das Fluchtproblem darzulegen. Können wir es verantworten, um das Misstrauen der Deutschen zu zerstreuen, Fluchtversuche zu verhindern? Oder sollen wir sie weiterhin dulden, ohne jedoch die Häftlinge, die fliehen wollen, zu bestärken und zu unterstützen? Das heisst: müssen wir uns nicht von jetzt an auf den Standpunkt stellen, dass es für die Juden in Treblinka nur noch einen Ausweg gibt: die Revolte?»

Kurland unterstützte diesmal Chorongickis Auffassung: «Einzel-schicksale interessieren uns nicht. Dieser Aufstand soll nicht nur möglichst vielen das Leben retten, er soll auch ein Ereignis von historischer Bedeutung werden. Er muss ein Symbol sein für das Schicksal des jüdischen Volkes, das keine irdische Macht hat ausrotten können. Die Revolte muss der Welt beweisen, dass wir im tiefsten Abgrund nicht verzweifelt sind. Die Revolte muss in unserem Martyrium einen neuen Tag ankündigen, sie muss zeigen, dass unsere Gefügigkeit nicht Feigheit war, dass uns, als wir einen Grund zum Kämpfen gefunden hatten, nichts mehr aufhalten konnte. Deshalb bin ich der Meinung, dass wir alles ausschalten sollten, was unser Vorhaben im Geringsten gefährden könnte. Die Fluchtversuche nicht zu verhindern, sie aus Gefühlsgründen nicht mit allen Mitteln zu unterbinden – das wäre ein Fehler, wäre Schwäche, wäre Verrat.»

Doch Salzberg und Moniek sahen das Problem nicht unter diesem Gesichtspunkt, und schliesslich wurde der frühere Kompromiss von Neuem bekräftigt.

Das nächste Problem war das der Bewaffnung. Galewski war nach langen Überlegungen zu dem Schluss gekommen, es gäbe nur eine Möglichkeit: Waffen von ukrainischen Wachtposten ausserhalb des Lagers kaufen zu lassen.

«Warum sollten sie unseretwegen soviel riskieren?» fragte Salzberg.

«Weil sie am Gold hängen.»

«Aber sie können doch soviel Gold haben, wie sie wollen. Sie brauchen ja nur zuzugreifen!»

Die anderen Mitglieder des Komitees hielten Galewskis Idee für Wahnsinn. Er berichtete, was er erfahren hatte: «Seit ‚Laika‘ die beiden Ukrainer in der alten Baracke überrascht hat, sorgt er dafür, dass die Wachtposten sich kein Gold mehr verschaffen können. Das weiss ich von den ‚Goldjuden‘. Die Ukrainer dürfen die Baracke der ‚Gold-

juden' nicht mehr betreten, und bei der Durchsuchung der Neuankömmlinge werden sie von einem Deutschen überwacht. Die ‚Goldjuden‘ lassen sich von den Ukrainern gegen Gold Lebensmittel besorgen. Ich glaube, wir sollten versuchen, uns auf dieselbe Weise Waffen zu verschaffen. Die Frage ist nur, wie findet man den am wenigsten üblen, den am wenigsten bestechlichen Ukrainer.»

Die anderen Komiteemitglieder meinten, das Risiko sei wohl zu gross; da es aber keine andere Lösung gab, stimmten sie alle zu. blieb das Problem, wer diese gefährvolle Aufgabe übernehmen sollte. Galewski als Lagerältester konnte es nicht. Würde er denunziert, so war das ganze Lager gefährdet. Salzberg und Moniek hatten keine Kontakte zu den Ukrainern, ausserdem konnten die Ukrainer sie nicht leiden, weil sie sie nicht schlagen durften. Blieben also nur Kurland und Chorongicki. Kurland war bereit, es zu versuchen, hatte aber wenig Möglichkeiten: Die drei Ukrainer vom «Spital», wahre Bestien, hatten offenbar ausser ihrem Amt als Kerkermeister keinerlei Interessen. Alle wandten sich Chorongicki zu, der auf der deutschen Krankenstation mit zwei ukrainischen Pflegern zusammenarbeitete. Chorongicki schwieg ein paar Sekunden und hob dann den Kopf.

«Gut», sagte er, «unter Umständen gelingt es. Jedenfalls habe ich von uns allen die besten Chancen.»

Zu Galewski gewandt, fügte er hinzu:

«Halten Sie Gold bereit, viel Gold. Ich sage Ihnen Bescheid, wenn es soweit ist.»

In dieser Nacht schliefen die fünf Männer des Komitees kaum. So viele Probleme waren noch zu lösen. Doch sie spürten den entscheidenden Augenblick näherkommen. Bald konnten sie sich rächen für alles, was sie erlitten hatten. Bald konnten sie das jüdische Volk rächen und der Welt beweisen, dass man Juden wohl töten, aber nicht bezwingen kann.

14

Unterdessen war Treblinka zu einem Brennpunkt der Ausrottung geworden. Aus allen Städten Polens, aus Griechenland, Bulgarien und sogar aus Deutschland trafen Transporte ein.

Um «Laikas» Ehrgeiz anzustacheln, hatten seine Vorgesetzten ihm Vor Kurzem versprochen, dass sich bald wahre Ströme aus ganz Europa nach Treblinka ergiessen würden. Als Kurt Franz die gute Nachricht erfuhr, beschloss er, das Lager in Schuss zu bringen, damit es sich seiner Aufgabe würdig erweise. «Kiwes» Tätigkeit begann schon, Früchte zu tragen; seit Langners Hinrichtung war nur noch wenigen Häftlingen die Flucht geglückt, und der Tag, an dem das Fliehen gänzlich aufhören sollte, rückte näher. Die disziplinarischen Fragen überliess «Laika» nun ganz dem getreuen «Kiwe»; den zweiten Teil seines Programms jedoch nahm er selber in die Hand: die Reorganisation der Arbeit, durch die Treblinkas Leistung erheblich gesteigert werden sollte.

Zehn neue Gaskammern waren bereits gebaut worden, um den ständig wachsenden Anforderungen zu genügen; dadurch hatte sich ihre Zahl auf dreizehn erhöht. Wurden sie dicht aufgefüllt, konnten sie pro Kammer etwa zweihundert Juden aufnehmen; das entsprach einer theoretischen Leistung von maximal zweitausendsechshundert Juden in dreissig Minuten. Diese Zahl war offensichtlich Theorie, sie bezeichnete nur das optimale Fassungsvermögen und die Höchstleistung. Die Praxis blieb weit dahinter zurück, denn noch war nicht alles völlig durchorganisiert. Ausserdem hatte sich die Vorbereitung der Juden, die an sich schon sehr lange dauerte, noch beträchtlich verlängert, da seit neuestem den Frauen die Haare abgeschnitten werden mussten. Nicht die Einrichtungen des Lagers waren an dem mässigen Tempo schuld, sondern die unzureichende Organisation der Arbeit. «Laika» packte das Problem an der Wurzel an.

Die Transporte mit sechzig Waggons hielten einige hundert Meter vor Treblinka, wo sie in drei Züge zu je zwanzig Waggons geteilt wurden. Alles wäre offensichtlich einfacher gewesen, wenn der ganze Transport gleich ins Lager hätte einfahren können. Aber die Rampe war nicht lang genug, und wenn man die sechstausend Deportierten (ungefähr hundert pro Waggon) gleichzeitig aussteigen liesse, konnte sich ein derartiges Durcheinander ergeben, dass man auf bedauerliche Folgen hätte gefasst sein müssen. Deshalb hatten die «Techniker» davon abgesehen, die Rampe zu verlängern – was ohne grosse Schwierigkeiten möglich gewesen wäre –, und stattdessen ein Schichtsystem eingeführt. Dieses System verhinderte zwar Hetze, verlangsamte aber die Abwicklung noch mehr; jede Ankunft verursachte, da sie so schlecht organisiert war, unangenehme Szenen, Verzögerungen, Drängelungen, denn manchmal wurden die Neuankömmlinge, die das Ziel ihrer Reise nicht kannten, von Panik gepackt.

Erstes Problem: Wie ein Minimum von Hoffnung erwecken? «Laika» hatte mancherlei Fehler; schöpferische Phantasie jedoch war ihm nicht abzusprechen. Nach einigen Tagen des Grübelns kam ihm der Gedanke, die Rampe, an der die Züge hielten, in einen falschen Bahnhof zu verwandeln. Er liess die Rampe bis zur Höhe der Waggontüren auffüllen, damit sie wie ein Bahnsteig aussah und ausserdem das Aussteigen erleichterte. Den Waggons gegenüber grenzte eine Barackenreihe den Bahnsteig ab; in den Baracken stapelten sich die zum Abtransport bestimmten Ballen. Da sie allein vom Sortierplatz aus zugänglich waren, sah man vom Bahnsteig aus nur ihre Rückseite, eine lange Bretterwand, die «Laika» nun bemalen liess. Mit ansprechenden, heiteren Farben wurden Türen und Fenster darauf gemalt; die Fenster schmückten nette Vorhänge und grüne Fensterläden, die genauso falsch waren wie alles andere. Jede Tür trug eine besondere Bezeichnung, die in Augenhöhe auf die Füllung gemalt war: «Bahnhofsvorstand», «WC», «Erste Hilfe» (über dieser Tür befand sich ein rotes Kreuz). Mit seiner Vorliebe für Details sorgte «Laika» dafür, dass in den Wartesaal zwei Scheintüren führten, mit der Aufschrift «1. Klasse» und «2. Klasse». Der Fahrkartenschalter mit seinem schief hängenden Schildchen «Geschlossen» war ein kleines Meisterwerk: der Sims war perspektivisch gemalt, das Gitter haargenau gepinselt. Neben dem Schalter führte eine grosse Tafel die Abfahrtszeiten nach Warschau, Bialystok, Wolkowice an. Links der Baracken gab es im Stacheldraht zwei Durchgänge. Der eine führte zum «Spital», über ihm befand sich ein Holzschild mit der Aufschrift «Wolkowice». Der zweite Durchgang führte auf den Platz, wo sich die Juden entkleideten. Über die-

sem Durchgang hiess es «Bialystok». Ausserdem liess «Laika» drei, vier Blumenbeete anlegen, was dem Ganzen ein freundliches, gepflegtes Aussehen verlieh.

Als alles fertig war, betrachtete «Laika» sein Werk. Die Fenster waren viel echter als echte Fenster; aus zehn Meter Entfernung war die Täuschung nicht zu erkennen. Die gut sichtbaren Pfeile wirkten beruhigend. Die Blumen, die nun wirklich echt waren, machten das Blendwerk zum Abbild eines hübschen kleinen Provinzstadtbahnhofs. Alles war vollkommen – und doch fehlte irgendetwas, ein Nichts, eine winzige Einzelheit, ein kleiner Zug, der dem Schein jene Echtheit verleiht, die man sich nicht ausdenken kann. «Laika» spürte, dass noch etwas fehlte, kam aber nicht darauf, was es war. Den ganzen Morgen blieb er auf dem Bahnsteig, und mittags, als er sich zum Essen ins Kasino begab, war er bedrückt, nachdenklich und zerstreut. Die Erleuchtung kam beim Kaffee.

«Die Uhr!» sagte er plötzlich und schlug sich vor die Stirn. «Natürlich, das ist es! Ein Bahnhof ohne Uhr ist kein Bahnhof.»

Er liess sofort die Tischler holen und erklärte ihnen vor den Augen seiner verblüfften Kollegen, was er wollte: ein Zifferblatt mit Zeigern, auf einen hölzernen Zylinder von siebenzig Zentimeter Durchmesser und zwanzig Zentimeter Dicke gemalt. Als er mit seinen Erläuterungen fertig war und sie schon wegschicken wollte, fragte ein Tischler:

«Und wie spät soll es in Treblinka sein?»

«Laika» begriff nicht sofort, und der Tischler erklärte:

«Welche Zeit sollen die Zeiger angeben?»

«Laika» zögerte und blickte unwillkürlich auf seine Armbanduhr. Es war drei Uhr nachmittags.

«Drei Uhr», sagte er.

Der Untersturmführer SS Kurt Franz hatte für Treblinka die Zeit angehalten.

Hoffnung ist gut, Disziplin ist besser. «Laika» ordnete eine Reihe anderer Massnahmen an, um die Abfertigung der Passagiere des Todes zu beschleunigen. Das «blaue» Kommando wurde in zwanzig Gruppen unterteilt, je eine für jeden Waggon, und beauftragt, die ankommenden Juden höflich, aber energisch zum Aussteigen zu nötigen und die Waggonen in genau fünf Minuten zu säubern.

Als sein Werk vollendet war, kam «Laika» wieder und sah, dass es gut war.

Treblinkas mündliche Überlieferung hat eine Szene bewahrt, gewiss eine der schrecklichsten, die wie wenige sichtbar macht, wie diese Welt

des Todes und der Lüge beschaffen war. Im Laufe des Winters 1943 kamen in Treblinka die letzten deutschen Juden an, alle schwerkriegsversehrt oder Träger des Eisernen Kreuzes erster Klasse. Mehr noch als die polnischen Juden hatten sie sich hartnäckig gestäubt, sich einzugestehen, dass die Ausrottung Wirklichkeit war. Hierzu eine Notiz aus Ringelblums Tagebuch: Die ersten Deportierten aus dem Warschauer Getto nannten Hitler «unseren Führer». Diese Verblendung hielt noch vor den Toren der Gaskammern an. Alles wirkte zusammen, so dass es aussah, als wollten die Nazis mit einer letzten Geste der Dankbarkeit diese deutschen Juden auf schonendere Weise als die anderen Juden zu Tode bringen. So reisten die deutschen Juden nicht in Viehwaggonen, sondern in einem D-Zug mit Schlaf- und Speisewagen nach Treblinka. Alle starben denselben Tod, aber manche wurden wie Vieh in den Tod getrieben und andere wie Gutbürgerliche – eine letzte Rücksicht, die den Wahnsinn des Systems nur umso deutlicher macht. Der Zug rollte lange durch Felder und Wälder, zuerst auf den Hauptstrecken, dann auf Nebenlinien, dann auf Gleisen, zwischen denen Gras wuchs. Aber niemand wurde unruhig, der «Führer» hatte ja gesagt, sie sollten die grossen Ebenen des Ostens kolonisieren. Dann jedoch rollte der Zug immer langsamer und schliesslich fuhr er kreisend in den seltsamen Bahnhof ein, wo sich die Gleise im Sand verliefen. Durch die Waggonfenster sahen die Reisenden einen hübschen kleinen Bahnhof. SS-Männer und ukrainische Wachtposten in Uniform standen herum. Nichts Beunruhigendes in alledem. Die Juden stiegen vertrauensvoll aus. Eines allerdings fiel ihnen auf. Die Männer des «blauen» Kommandos, die ihnen beim Aussteigen das Gepäck abnahmen, sahen recht zweifelhaft aus – Gepäckträger mit wahren Galgengesichtern. Zum Glück hatte jeder eine Nummer. Mit einem letzten Reflex zivilisierter Menschen zogen die Reisenden ein Stück Papier hervor und notierten sich rasch die Nummer ihres Gepäckträgers ...

«Laika» war der Meinung, auch bei der Entkleidung und der Sortierung des Gepäcks könne durch bessere Organisation viel Zeit gewonnen werden. Es genügte schon, in den Ablauf System zu bringen, das heisst, die Entkleidung sozusagen am laufenden Band vor sich gehen zu lassen. Das Tempo hing jedoch dann von den Kranken, den Alten und Versehrten ab; sie würden nicht Schritt halten können und die Operation verlangsamen, so dass es noch länger dauerte als zuvor. Dieses Problem wurde «Laika» im selben Augenblick klar, als er auf die Idee des rationalisierten Kreuzwegs gekommen war. Daher sah er sich genötigt, die Opfer aufzuteilen. Erwachsene beiderlei Geschlechts,

Jugendliche über zehn Jahre, die der Prozedur allein gewachsen waren, und bis zu zwei Kindern unter zehn Jahren in Begleitung eines Erwachsenen – sie alle bildeten eine Kategorie. Die zweite umfasste alle mit ernstlichen Verletzungen, körperlichen Mängeln und andere, die nicht der Norm entsprachen; sie wurden durch die Männer des «blauen» Kommandos direkt ins «Spital» geführt, den Ukrainern übergeben und damit der «Spezialbehandlung» unterworfen. Rings tun die Grube und dicht an ihrem Rand wurden Bänke aufgestellt, so dass die Opfer nach dem Genickschuss von selbst hineinstürzten. Diese Bänke sollten nur in Gebrauch genommen werden, wenn Kurland überlastet war. Der Bahnhofsausgang, den diese Opfer benutzten, war durch einen Pfeil mit der Inschrift «Wolkowisk» bezeichnet. Wolkowisk bedeutete in Treblinkas sibyllinischer Sprache Genickschuss oder Spritze. «Bialystok» hiess Gaskammer.

Neben dem Ausgang «Bialystok» war ein grosser Jude postiert, dessen Aufgabe darin bestand, unablässig zu rufen: «Hierher das grosse Gepäck!» Nicht lange, da hatte er den Spitznamen «Grossjäck». Sobald die Opfer an ihm vorbeigegangen waren, trugen «Grossjäck» und die Arbeiter des «roten» Kommandos die Gepäckstücke im Laufschrift zum Sortierplatz, wo sich die Sortierkommandos sofort darauf stürzten. Sobald die Neuankömmlinge den Ausgang hinter sich hatten, hiess es: Frauen links, Männer rechts. In der Regel kam es in diesem Augenblick zu peinlichen Szenen, und so verdoppelte «Laika» die Zahl der ukrainischen Wachtposten, um das Abschiednehmen zu verkürzen.

Während die Frauen in die Baracke zur Linken geführt wurden, um sich auszuziehen und schnell zum Friseur zu gehen, bildeten die Männer eine zweireihige Schlange, die Schritt für Schritt vorwärtsrückte. Die Schlange passierte fünf Stationen. An jeder stand eine Gruppe «Roter» und rief mit durchdringender Stimme die Kleidungsstücke aus, die sie entgegennehmen sollten. An der ersten Station gab das Opfer Mantel und Hut ab. An der zweiten die Jacke. (Als Gegengabe erhielt es ein Stück Bindfaden). An der dritten setzte es sich, zog die Schuhe aus und band sie mit dem Bindfaden zusammen, den es in Empfang genommen hatte. (Bisher waren die Schuhe nicht paarweise zusammengebunden worden, und da pro Tag etwa fünfzehntausend Paar Schuhe anfielen, waren sie alle wertlos gewesen, denn die einzelnen Schuhe konnten nie mehr zu Paaren ergänzt werden.) An der vierten Station hinterliess das Opfer die Hose, an der fünften Hemd und Unterwäsche.

Waren sie nackt, wurden die Opfer wahllos in die Baracke rechter Hand getrieben und dort eingeschlossen, bis die Frauen fertig waren:

Ladies first. Eine kleine Anzahl besonders Kräftiger wurde an der Barackentür ausgesondert; sie hatten die Kleidungsstücke zum Sortierplatz zu tragen, im Laufschrift, nackt, zwischen einer Doppelreihe ukrainischer Wachtposten. Auf dem Sortierplatz warfen sie ihren Packen auf einen Haufen und kehrten, ohne stehen zu bleiben, um und holten den nächsten Packen.

Unterdessen hatten die Frauen die Baracke linker Hand betreten, die zwei Räume umfasste, eine Kleiderablage und den Frisiersalon. «Legen Sie Ihre Kleider zusammen, damit Sie sie nach dem Duschen wiederfinden können», hiess es im ersten Raum. Der «Frisiersalon» verfügte über sechs Bänke, auf denen je zwanzig Frauen Platz nehmen konnten. Hinter jeder Bank standen zwanzig Häftlinge des «roten» Kommandos in weissem Kittel und warteten mit der Schere in der Hand, bis sich alle Frauen gesetzt hatten. In der Pause zwischen den Abfertigungen sassen sie selber auf den Bänken und sangen unter der Stabführung eines Kapo, der den Dirigenten abgab, alte jiddische Lieder.

«Laika» hatte sich persönlich um alle Einzelheiten gekümmert und eine Technik entwickelt, die er den «Treblinka-Schnitt» nannte. Fünfmal schnitt die Schere geschickt zu und dann war das Haar in dem Sack verschwunden, der zu diesem Zweck neben jedem «Friseur» stand. Das war einfach und rationell. Wie viele Tragödien haben sich im «Frisiersalon» abgespielt – von der sehr schönen jungen Frau angefangen, die weinte, als man ihr die Haare abschnitt, weil sie nun hässlich aussah, bis zu der alten Frau, die dem Friseur die Schere entriess und damit einem Ukrainer buchstäblich den Arm aufschlitzte, von der Schwester, die in einem der Friseure ihren Bruder wiedererkannte, bis zu dem jungen Mädchen, Ruth Dorfman, das plötzlich begriff, tapfer die Tränen unterdrückte und leise fragte, ob es schwer sei zu sterben, und gestand, ein wenig Angst zu haben, und nur wünschte, dass schon alles vorüber sei.

Der Haare beraubt, verliessen die Frauen den «Frisiersalon» in zweireihigem Zug. Vor der Tür mussten sie sich auf bestimmte Weise, die ebenfalls «Laika» festgelegt hatte, vorbeugen und eine Leibesvisitation über sich ergehen lassen. Bis zu diesem Augenblick war die Täuschung mit aller Sorgfalt aufrechterhalten worden. Gewiss, ein aufmerksames Auge konnte entdecken, dass die Uhr aus Holz war, dass es nach verwesenden Leichen stank. Tausend Einzelheiten deuteten darauf hin, dass Treblinka kein Durchgangslager war, und manche wurden es gewahr. Die Mehrzahl jedoch hatte zu lange an das Unmögliche geglaubt, um im letzten Augenblick noch zweifeln zu kön-

nen. Die Barackentür, die direkt auf den «Himmelsweg» führte, war der endgültige Wendepunkt. Bis hierher hatte man den Neuankömmlingen ein Minimum an Hoffnung gelassen, von nun an verzichtete man auf jede Täuschung.

Das war eine der grossen Neuerungen, die «Laika» sich hatte einfallen lassen. Von welchem Punkt an war es nicht mehr nötig, die Opfer hinters Licht zu führen? Diese Frage hatte bei den «Technikern» eine recht hitzige Debatte ausgelöst. Es sei an den Vorwurf erinnert, den Rudolf Höss, der Kommandant von Auschwitz, bei seiner Vernehmung in Nürnberg dem Lager Treblinka machte: dort, sagte er, wussten die Opfer, dass sie getötet werden sollten. Rudolf Höss dagegen hatte jedem am Eingang zur Gaskammer ein Handtuch aushändigen lassen. Er meinte, sein System habe nicht nur Unordnung vermieden, sondern sei auch humaner gewesen, und tat sich einiges darauf zugute. Die «Handtuchmethode» war allerdings nicht Rudolf Höss' Erfindung, sie stand in allen Dienstvorschriften und wurde auch in Treblinka angewendet, bis «Laika» seine grosse Reform durchführte.

Im Gegensatz zu dem, was Rudolf Höss offenbar glaubte, war es von Anfang an üblich gewesen, die Illusion bis zum Schluss aufrechtzuerhalten. «Laika» war durch seine Überlegungen auf eine Methode verfallen, die man das «Abkürzungsprinzip» nennen könnte. Sein Gedankengang war einfach: da die Opfer sowieso irgendwann begreifen mussten, dass sie getötet wurden, sei es nur falsche Menschlichkeit, diesen Augenblick hinauszuzögern. Hier habe der Grundsatz «je später, desto besser» keine Gültigkeit. Dass man sich mit der Frage des richtigen Zeitpunkts befassen musste, darauf war «Laika» gekommen, als er eines Tages zufällig herausgefunden hatte, dass die Opfer sehr viel rascher starben, wenn sie ausser Atem waren. Diese Entdeckung hatte ihn veranlasst, die überkommenen Grundsätze über Bord zu werfen. Seinem Gedankengang, bei dem er sein grosses Ziel – Zeitgewinn – nie aus dem Auge verlor, ist leicht zu folgen: das Opfer stirbt schneller, wenn es ausser Atem ist. Ein Zeitgewinn. Am leichtesten gerät ein Mensch ausser Atem, wenn er schnell laufen muss: neuer Zeitgewinn. So war «Laika» zu dem Schluss gekommen, die Opfer sollten zu schnellem Lauf angetrieben werden. Damit wurde eine neue Frage aufgeworfen: Von wann an sollten die Opfer zum Laufen gezwungen werden, so dass eine Panik entstand (ein weiterer Faktor, um ausser Atem zu geraten)? Die Antwort ergab sich von selbst: Sobald die Opfer nichts mehr zu tun hatten. Kurt Franz hatte den Punkt gefunden, von dem an es kein Zurück mehr gab: die Barackentür.

Der Rest war nur noch Kleinarbeit. Entlang des «Himmelswegs» und vor den Gaskammern liess er eine Reihe von Wachtposten aufstellen, die mit Peitschen ausgerüstet waren und die Opfer antreiben sollten, damit sie sich selber in die Gaskammern stürzten, um den Schlägen zu entgehen. Es lässt sich nicht leugnen, dass dieses System gewagter war als das klassische System, doch sprangen auch seine Gefahren ins Auge. Da die Opfer so brüsk der Verzweiflung ausgeliefert wurden, war es denkbar, dass sie sich, da sie nun nichts mehr zu verlieren hatten, auf die Wachtposten stürzten. «Laika» verkannte dieses Risiko nicht, doch versicherte er, allein das Tempo sei entscheidend. «Alles hängt natürlich gewissermassen am seidenen Faden», sagte er, «aber wenn ein schneller Rhythmus eingehalten und keinerlei Verzögerung zugelassen wird, besteht absolut kein Risiko.» Im Laufe der Zeit wurden die Details noch verfeinert, doch vom ersten Tag an konnte sich «Laika» zu seinen Neuerungen beglückwünschen: Es dauerte nur noch dreiviertel Stunde, mit der Stoppuhr gemessen, bis die Opfer ihren letzten Weg hinter sich hatten, von dem Augenblick, in dem die Waggontüren aufgeschoben wurden, bis zu dem Moment, da sich die grossen Falltüren der Gaskammern öffneten und die Leichen herausgeholt wurden. Dreiviertel Stunde von Tür zu Tür – gegenüber eineinviertel und manchmal sogar zwei Stunden bei der alten Methode: tatsächlich ein Rekord.

Eine Änderung ist für «Laikas» Streben nach Perfektion besonders bezeichnend. Manchmal kam es vor, dass nicht alle Neuankömmlinge eines Zuges gleichzeitig abgefertigt werden konnten. Obwohl ein Waggon in der Regel knapp hundert Personen fasste, stiegen hin und wieder bis zu hundertfünfzig aus. Zwanzig Waggons zu je hundertfünfzig Juden entsprach dreitausend Opfer für dreizehn Gaskammern zu je zweihundert Plätzen. Dreizehn Gaskammern zu je zweihundert Plätzen ergaben zweitausendsechshundert Plätze, also blieben vierhundert übrig. Da unter dem alten System eine Schicht länger gedauert hatte, war genug Zeit gewesen, um für diesen Rest von vierhundert die Öfen extra zu heizen. Der ausserordentlich präzise Ablauf, den «Laikas» Reformen gebracht hatten, liess jede Schicht derart schnell ablaufen, dass die Gaskammern sofort wieder gefüllt werden mussten, sobald sie geleert und frisch gekalkt worden waren. Der «Rest» wurde also zur folgenden Schicht geschlagen. Da die Opfer «in Wartestellung» jedoch wieder zu Atem gekommen waren und nicht so schnell wie die anderen starben, war man gezwungen, entweder alle länger in den Kammern zu lassen oder die wenigen beim Leeren der Kammern gesondert zu töten. In beiden Fällen hiess das: Zeitverlust. Dieser

Unannehmlichkeit wegen, die die Tagesleistung erheblich verminderte, ordnete «Laika» gymnastische Übungen im buchstäblichen Sinn des Wortes an: die Opfer, die auf den nächsten Ofen warteten, mussten tanzen, hüpfen, springen, Kniebeugen machen.

Doch zurück zu den Menschen. Durch die Synchronisierung hatte man erreicht, dass alle Kleidungsstücke auf den Sortierplatz gebracht worden waren, wenn die letzte der Frauen aus der Baracke linker Hand heraustrat. Sofort wurden die Männer aus der Baracke zur Rechten herausgejagt und hinter den Frauen zum «Himmelsweg» getrieben, den sie auf einem separaten Weg erreichten. Kamen sie vor den Gaskammern an, waren die Kräftigsten, die vorher die Kleiderpacken im Laufschrift weggebracht hatten, genauso ausser Atem wie die Schwächsten. Zur grössten Zufriedenheit des grossen «Technikers» Kurt Franz, des Stachanow der Vernichtung, starben alle gleichzeitig.

Da die Züge mit je zwanzig Waggonen im Abstand einer halben Stunde auf dem Bahnsteig einliefen, machte es «Laikas» System möglich, zwischen sieben Uhr morgens und ein Viertel nach ein Uhr mittags zwölf Züge zu zwanzig Waggonen, das heisst vier Transporte, das heisst vierundzwanzigtausend Personen abzufertigen.

Der Rest des Tages war im Lager I dem Sortieren der Habseligkeiten und im Lager II dem Wegräumen der Leichen gewidmet.

Die Leichen wurden vom Ausgang der Gaskammern von je zwei Häftlingen auf einer Tragbare zu riesigen Gruben transportiert und dort, abwechselnd mit Sandschichten, sorgfältig aufeinander gepackt, damit sie möglichst wenig Platz beanspruchten. Auch auf diesem Gebiet führte «Laika» eine Reihe Verbesserungen ein.

Vor der grossen Reform hatten die «Dentisten» den Leichen die Goldzähne und Brücken ausgerissen, während sie die grossen Leichenberge durchsuchten, die im Laufe des Vormittags vor den Falltüren der Gaskammern anfielen. Das war unrentabel, stellte «Laika» fest. Daher kam er auf den Einfall, die «Dentisten» zwischen die Gaskammern und die Gruben in langer Reihe als «Zahnsieb» zu postieren. Die Leichenträger hielten, ohne ihre Last abzusetzen, bei den «Dentisten» an und warteten so lange, bis er den Mund des Toten geprüft und das Gold herausgenommen hatte. Ein geübter «Dentist» erledigte diese Operation in knapp einer Minute. Er legte seinen Fund in eine Schale, die ein anderer «Dentist» von Zeit zu Zeit ausleerte. Der Ertrag wurde am Brunnen flüchtig gespült und in der Baracke abgeliefert, in der andere «Dentisten» ihn sichteten, reinigten und sortierten.

Inzwischen hatten die Leichenträger ihren Lauf fortgesetzt (alles

vollzog sich im Laufschrift) und die Grube erreicht. Auch hier war eine Neuerung eingeführt worden. Bisher waren die Leichenträger selber hinuntergestiegen, um die Leichen aufzuschichten. Mit seinem ausgeprägten Sinn für Arbeitsteilung setzte «Laika» jetzt ein Kommando von Leichenpackern ein, die immer auf dem Grunde der Gruben blieben. Die Träger kippten ihre Last mit einem Minimum an Kraftaufwand aus und gingen an der anderen Seite der Grube entlang zu den Gaskammern zurück, um den Antransport der Leichen nicht zu behindern. Waren alle Gaskammern ausgeräumt, kam – in der Regel zwischen zwölf und ein Uhr – das Räumkommando, dessen Aufgabe inzwischen erledigt war, dem Transportkommando zu Hilfe. Der ganze Nachmittag und manchmal ein Teil der Nacht vergingen, ehe alle Toten verscharrt waren. «Laika» hatte Anweisung gegeben, dass niemand schlafen gehen dürfe, ehe nicht die letzte Leiche ihren Platz gefunden hatte.

Im Lager I fand nachmittags die Sortierung statt. Auch hier eine Neuerung: Alle Kleidungsstücke und alle Habseligkeiten waren einzeln durchzusehen, und jedes Anzeichen dafür, dass sie Juden gehört hatten, musste entfernt werden. Auch hier liess sich «Laika» vom Beispiel der Industrie leiten und ordnete an, dass jeder Arbeiter auf die Ballen, die er packte, seine Nummer zu schreiben hatte. Dank dieser Massnahme war sofort festzustellen, wer einen Ballen nicht ordnungsgemäss gepackt hatte. Auf «Kiwes» Rat hin öffnete am folgenden Tag Kurt Franz aufs Geratewohl einen Ballen und entdeckte darin angeblich einen Davidstern. Er liess den Verantwortlichen holen, alle Häftlinge antreten und den Unglücklichen hängen. Das Ganze dauerte fünfzehn Minuten und war der Schlusspunkt der Reorganisation.

Danach widmete sich «Laika» wieder den Problemen der Disziplin. Vor allem ein Punkt machte ihm zu schaffen. Zwar hatten die Fluchtversuche beträchtlich nachgelassen, aber sie hatten noch nicht gänzlich aufgehört.

«Es gibt immer irgendwo ein Leck», hatte ihm sogar «Kiwe», der Meister der Disziplin, gesagt.

Das durfte nicht sein. Diesem Skandal musste sofort ein Ende gemacht werden. Doch Versprechungen und Drohungen führten zu nichts, und «Laika» sah sich einer grausamen Alternative gegenüber: entweder musste er alle Häftlinge töten und damit sein herrliches Werk zerstören, oder er musste die Überwachung verschärfen, systematische Durchsuchungen vornehmen lassen, ein Klima der Unsicherheit schaffen, damit die Häftlinge nicht einmal mehr an Flucht zu denken wagten. Eine theoretische Alternative – «Laika» hatte seine Entscheidung

bereits gefällt. Er beschloss, alle notwendigen Massnahmen zu ergreifen, um das Lager hermetisch abzuschliessen.

Am folgenden Tage teilte Dr. Chorongicki Galewski mit, es sei ihm endlich gelungen, zu einem Krankenpfleger Kontakt herzustellen; der Ukrainer sei einverstanden, den Aufständischen Waffen zu besorgen.

Das Komitee trat sofort zusammen.

15

Die Hofjuden ahnten, dass es sich um eine aussergewöhnliche Zusammenkunft handelte. In der Baracke fiel kein Wort; jeder blieb auf seiner Pritsche ausgestreckt liegen, wehrte sich gegen den Schlaf und fixierte einen Punkt jenseits der Holzwände, einen Punkt ausserhalb des Lagers, jenseits der Zeit; einen Ort der Glückseligkeit, wo es keine Erinnerungen mehr gab, einen Punkt jenseits von Leben und Tod, ausserhalb ihrer selbst. Der Punkt wechselte seine Gestalt; manchmal war es ein Haus, dann ein Fest, ein Gesicht, ein Wintertag, eine Wolke am Himmel. Die Juden sahen ihre Hoffnung vor sich. Hoffnung auf Leben, auf Sterben, auf Weggehen, Neuanfang und Vergessen. Diese Toten hatten noch Hoffnungen? Ja, denn für sie war seit dem Tage ihrer Ankunft in Treblinka alles absurd geworden. Dennoch hatte alles ganz normal angefangen. Eines Tages waren Lastwagen vorgefahren. Sie hatten ihr Haus verlassen müssen, das Haus ihrer Eltern, das auch das Haus der Eltern ihrer Eltern gewesen war. Sie kannten es gut, das Haus, alle Winkel waren ihnen vertraut, tausende Male waren sie über die Schwelle gegangen. Diesmal verliessen sie es zum letzten Mal, aber das wussten sie nicht, und so hatten sie nicht mehr darauf geachtet als sonst. In der Dorfstrasse standen Lastwagen bereit. Die Strasse war leer, und die Türen der Nachbarhäuser blieben geschlossen. Die Juden wurden weggebracht – wen kümmerte das schon? Da es dunkel war, konnten sie den Weg bald nicht mehr erkennen. Wahrscheinlich hatten sie in diesem Augenblick die Welt verlassen. Sie waren verschwunden. Ob tot oder lebendig – sie befanden sich in einer anderen Welt; einer Welt, die der wirklichen Welt glich, in der aber alles vertauscht war, in der an die Stelle des Lebens der Tod getreten war.

Nach dem Bilde der anderen Welt angelegt, aufgebaut, geordnet, unterteilt, war diese Welt ihr Negativ, ihr Schatten, ihr Trugbild. «Ich

befand mich am Rande eines Brunnens», sagte ein Überlebender, «und der Himmel war tief unten auf seinem Grund.»

In der dunkelsten Ecke der Baracke hörten vier Männer einem fünften zu.

«Merkwürdig ist», berichtete Chorongicki, «dass der Ukrainer anfangs ausgesprochen schüchtern war. Ja, er hatte fast Angst vor mir. Wahrscheinlich hat er geglaubt, ich sei ein Spitzel. Sobald ich eine Andeutung machte, zuckte es in seinem Gesicht, als hätte er vor irgend etwas Angst. Schliesslich sind wir ins Reden gekommen, und allmählich wurde mir klar, dass er sich zum Schinder durchaus nicht berufen fühlt. Selbstverständlich ist er Antisemit, aber er versteht nicht, warum die Deutschen die Juden umbringen. Für ihn sind wir ein Teil des manichäischen Gleichgewichts der Welt. Einmal hat er gesagt: ‚Das ist, als ob jemand die Täler zuschütten will – mit der Ausrede, er könne die Berge nicht leiden.‘ Ich begriff nicht, was er damit sagen wollte. ‚Na und?‘ fragte ich. ‚Dann gibt es eben keine Berge mehr.‘«

Ein anderes Mal, als wir uns schon etwas besser kannten, hat er mir erklärt, wie das alles seiner Meinung nach enden müsste. Was er sagte, glich der alten Pessah-Legende Had Gaddia. Sie wissen doch: der Ochse hat das Wasser gesoffen, das Wasser hat das Feuer gelöscht, das Feuer hat den Stock gebrannt, der Stock, der hat die Katze geschlagen, und so weiter ... Er also ist der Ansicht – und ich denke, er hat recht –, dass wir von den Ukrainern umgebracht werden, sobald wir nicht mehr helfen müssen, andere Juden umzubringen. Dann bringt die SS des Lagers die Ukrainer um und schliesslich wird sie selber von der Ober-SS umgebracht. Und so bleibt kein Zeuge übrig.»

«Und die Leichen?» fragte Galewski plötzlich.

«Das habe ich ihn auch gefragt. Er sagt, die sind so gut vergraben, dass niemand sie je finden wird.»

Kurland hob den Kopf, als wollte er etwas sagen. Alle sahen ihn an.

«Wisst ihr, wieviel Leichen es sind?» fragte er.

Niemand antwortete.

«Meinen Berechnungen nach schon über fünfhunderttausend. Fünfhunderttausend Leichen kann man nicht einfach verschwinden lassen.»

«Das ist unmöglich», murmelte Salzberg. «Fünfhunderttausend, ‚da drüben‘, auf diesem winzigen Stückchen Erde –.»

«Das Massengrab des jüdischen Volks», sagte Kurland.

Einen Augenblick herrschte Schweigen, als wollte man die Toten ehren. Galewski fasste sich als erster.

«Wir müssen Erfolg haben – um jeden Preis», sagte er leise und bat Chorongicki, fortzufahren.

«Als der Ukrainer seine Gedanken über Treblinkas Ende äusserte, beschloss ich, offen mit ihm zu reden. Ich sagte ihm, dass sich ein Aufstand vorbereitet. Hätte er erfahren, Hitler sei tot, wäre er weniger überrascht gewesen. In seinem verblüfften Gesicht war sogar eine Spur Bewunderung. Zuerst meinte er, wir hätten doch absolut keine Chance, es sei geradezu Irrsinn, und er wolle mit der ganzen Sache nichts zu tun haben. Dann wurde seine Verblüffung zu Angst, und eine Zeitlang war ich nicht sicher, ob er nicht doch zu den Deutschen stürzen und alles verraten würde. Offenbar haben die Ukrainer vor den Deutschen noch grössere Angst als wir. Es wäre sinnlos gewesen, in diesem Moment mit ihm über Geld zu reden. Er war so erschrocken, dass ihn alles Gold der Welt nicht hätte umstimmen können.

Um ihn vielleicht doch noch davon zu überzeugen, dass unsere Chancen gar nicht so schlecht sind, erzählte ich ihm von Adolf und den Kampfgruppen. Ich schilderte ihm, wie entschlossen alle Häftlinge sind und gaukelte ihm einen grossartigen Plan vor. Selbstverständlich sprach ich ganz überzeugt, als wäre ich völlig sicher, dass die Sache gut geht. Allmählich hörte er interessierter zu, und dann sagte ich ihm, wir hätten auch andere Möglichkeiten, uns Waffen zu beschaffen; wenn er ablehne, sei es nur sein Schaden. Nicht nur, dass er kein Geld bekäme, er riskiere auch, beim Aufstand umzukommen, da er dann natürlich nicht mit unserem Schutz rechnen könne. Der arme Kerl hätte mich für den Teufel in Person gehalten, wenn er im Geiste nicht etwas anderes gesehen hätte. Er sah, wie sich der Sklave vor seinen Augen in einen Herrn über Leben und Tod verwandelte. Ich, der arme Jude, entschied, wer leben und wer sterben sollte. Und ich, dessen Leben eben noch keinen Pfennig wert zu sein schien, ich leistete mir den Luxus, ihm anzudrohen, mein Schutz würde ihm entzogen. Das war so ungeheuerlich, dass er wankend wurde. Ihr wisst ja, dass uns die Antisemiten Zauberkräfte zuschreiben.»

«Hätten sie nur recht damit», warf Galewski ein.

«Wer weiss?» sagte Salzberg. «Wenn wir Erfolg haben, ist das bestimmt ein Wunder.»

Chorongicki beendete seinen Bericht:

«Da es ihm immer unbegreiflich gewesen war, wieso sich die Juden abschlachten liessen, hielt er es jetzt wider besseres Wissen für denkbar, dass wir bald die Rolle des Opfers mit dem des Schinders vertauschen. Jetzt blieb nur noch die Preisfrage – das einzige, was kein Problem ist. Aber ich habe mit ihm gehandelt, um nicht aus der Rolle

zu fallen. Wir einigten uns auf fünfhundert Dollar in Gold für Revolver und Handgranaten und zweitausend für Gewehre, aber er weiss nicht, ob er überhaupt Gewehre ins Lager schmuggeln kann.»

«Fünfhundert Dollar für einen Revolver», sagte Kurland nachdenklich. «Das ist wirklich eine verrückte Welt.»

«Das kam mir auch so vor, als ich mit ihm handelte. Wir sind reicher als die Bank von Polen. Und der Ukrainer und ich haben nach allen Regeln der Kunst gefeilscht, als ob er für ein Bündel Lauch zwei Zloty verlangt hätte, für das ich ihm nur anderthalb geben wollte. Er bekommt das Geld in drei Raten zu je fünftausend Dollar. Nach der ersten beginnt er mit der Lieferung. Ich habe darauf bestanden, dass er möglichst viele Handgranaten beschafft.»

Chorongicki verstumte. Er hatte in dem Tonfall geendet, in dem man sagt: «Auftrag ausgeführt.» Die vier sahen ihn dankbar und bewundernd an.

«Das ist ganz ausgezeichnet, danke», sagte Galewski langsam.

Die Kampfgruppen standen bereit, die Waffen sollten bald kommen, der Aufstand konnte stattfinden.

«Bald sind wir frei», sagte Moniek.

Obwohl sie mit aller Kraft dabei waren, den Aufstand in die Wege zu leiten, hatte jeder insgeheim Zweifel gehegt, hatte jeder ein vages Gefühl der Aussichtslosigkeit gehabt, die Empfindung, dass sie eine Schwelle überschritten hatten, hinter der eine Umkehr unmöglich und alle Versuche zum Scheitern verurteilt wären, als laste ein Fluch auf ihnen. Und plötzlich war der Aufstand greifbar nahe. In wenigen Tagen sollten die Waffenlieferungen beginnen, in vierzehn Tagen oder höchstens vier Wochen konnten sie das Lager im Sturm nehmen, ihre Schinder töten und in die Wälder fliehen. In vier Wochen begann das Leben von Neuem, die Uhrzeiger drehten sich wieder, die Zeit zerfiel wieder in Stunden, Wochen, Monate, Jahre. Sie konnten wieder hoffen, älter werden, Pläne schmieden, konnten, den Kopf voller Projekte, zur Eroberung der Zukunft ausziehen und einen Strudel von Erinnerungen hinter sich lassen.

«Gut», sagte Galewski plötzlich, als sei er aus einem Traum erwacht. «Morgen früh haben Sie das Geld. Ich treffe Adolf im Laufe des Tages und lege mit ihm die Einzelheiten des Aufstandes fest. Er hat mir zwar gesagt, das sei nicht seine Sache, aber ich glaube, er hat ein paar gute Ideen.»

Galewski hatte den «Goldjuden» schon im Voraus gesagt, dass er für ein wichtiges Vorhaben Geld brauche. Als Galewski den Bankier

Alexander bat, Dr. Chorongicki fünftausend Dollar auszuhändigen, war er daher nicht überrascht.

Alexander war vor dem Krieg einer der bedeutendsten Warschauer Bankiers gewesen, genau das, was man gemeinhin «Geldjude» nannte. Er hatte über alle dazugehörigen Marotten verfügt, einschliesslich die eines Mäzens. Luxus, Reisen, Feste – das Leben war ihm nichts schuldig geblieben. In wenigen Generationen war seine Familie aus der Misere des Gettos zu höchstem Reichtum aufgestiegen. Alexander entstammte einer chassidischen Familie, die ganz in der Gedankenwelt der Thora gelebt hatte. Jahrhundertlang hatte der Strom dieser mystischen Armut denselben Weg genommen. Irdische Güter erschienen ihnen gering angesichts der Freigebigkeit der Fürstin Sabbat. «Wenn der Sabbat kommt», sagte der hochverehrte Rabbi, «ist jeder Jude König in Israel», und durch die Jahrhunderte hatte die Familie Alexander dieses allwöchentliche Königtum irdischen Abenteuern vorgezogen. Was bedeuteten Schläge, Spott und schmutzige Strassen, was galten Winterkälte und Hunger, wenn am Freitagabend mit dem ersten Stern des Himmels der Ruf erklang und sich jede Hütte im Getto wie im Märchen in ein Schloss verwandelte. Um die Fürstin würdig zu empfangen, war der einzige Raum tagsüber bis in die dunkelsten Ecken gescheuert worden. Auf dem Tisch lag ein makelloses Tuch, so weiss, dass es die freudigen Flämmchen der Kerzen widerzuspiegeln schien, die die Mutter, der Tradition getreu, angezündet hatte. Die Silberleuchter, der einzige irdische Besitz der Familie, glänzten von all der Liebe, mit der die Mutter, die Hüterin des Hauses, sie zu Ehren des königlichen Gastes abgerieben, geputzt und poliert hatte. Wenn der Tag zur Neige ging, wuschen sich alle Familienmitglieder und zogen dann die Festgewänder an, Hemden ebenso weiss wie das Tischtuch, Kaftane aus schwarzer Seide. Keine Ehrung der Welt hätte so viel Freude bringen können wie die Stimme des Vaters, wenn er den ersten Segen sprach. In diesem Augenblick senkte sich das Reich Gottes auf die Erde herab. Niemand war mehr arm, niemand schwach, niemand unterdrückt. Jeder Jude war König.

Doch eines Tages war ein Alexander vom Wege abgekommen. Vielleicht war er schlecht erzogen worden, vielleicht fehlte es ihm an Charakterstärke – jedenfalls richtete er seine Liebe nicht auf Gott, wie man es ihn gelehrt hatte, sondern auf das Geld. Und da in der Familie Alexander die Liebe immer ungewöhnlich stark gewesen war, hatte der verlorene Sohn bald ein Vermögen gemacht. Nach der strengen Schule der Gottsuche war Geldsuche für ihn ein Kinderspiel gewesen.

Ein Jahrhundert lang war die Familie Alexander reich gewesen, dann, als die Deutschen nach Warschau kamen, wurde der Fehler des Schicksals korrigiert. Zuerst kam das Getto, dann das Todeslager. Als hätte es das Jahrhundert des Reichtums nie gegeben, war aus dem Bankier Alexander wieder der Jude Alexander geworden, zunächst «Rumpf auf Beinen», dann seiner Fachkenntnisse wegen «Goldjude». Schon für Chokens Flucht hatte er das Geld beschafft. Dann hatte er zu Kurland Kontakt gefunden, denn der Lagerchronist hatte ihn gebeten, ihm schätzungsweise die Summe der nach Berlin gesandten Gelder anzugeben. So war er der Organisation beigetreten und fungierte als Schatzmeister des Komitees und Kurlands Finanzberater.

Um zehn Uhr morgens holte Wildenstein, einer von Adolfs Männern, das Geld am vereinbarten Platz ab. Er kannte den «Goldjuden» nicht, der es ihm übergeben sollte, doch Alexander kannte ihn vom Sehen. Wildenstein hatte für den ungewöhnlichen Auftrag ausser genauen Anweisungen ein Röhrchen Gift mitbekommen und begriffen, dass die Sache ernst war. Er sollte keinerlei Risiko eingehen und beim geringsten Alarmzeichen das Gift nehmen. Galewski hatte trotz mancherlei moralischer Bedenken – wie die hinsichtlich der Unterbindung von Fluchtversuchen – eingesehen, dass eine Taktik der verbrannten Erde unvermeidlich war. Alle Männer, denen das Komitee besonders heikle Aufgaben an vertraute, bekamen Gift, damit sie sich jeglichem Verhör entziehen konnten.

Wildenstein schob sich den Beutel mit den Goldstücken unter das Hemd und blickte rasch um sich. Der «Goldjude» war schon verschwunden. Das Krankenrevier, wo er das Geld abliefern sollte, war etwa hundert Meter entfernt, es lag auf der anderen Seite der Hauptstrasse des Lagers, am Rand des deutschen Viertels. Die Strasse war leer, und Wildenstein hätte lieber gewartet, bis zwei oder drei «Hofjuden» vorbeikämen, denen er sich hätte anschliessen können, doch grösser noch war die Angst, den Beutel mit dem Gold länger bei sich zu behalten. Es war nicht prinzipiell verboten, sich im Bereich des Krankenreviers aufzuhalten, doch war es nicht ratsam, irgendwo untätig herumzustehen. Er zögerte noch einen Augenblick, dann setzte er sich zur Hauptstrasse hin in Bewegung, als springe er ins Wasser. Mit demütig gesenktem Kopf und raschen Schritten eilte er, als ginge er zur Arbeit, über die Strasse in Richtung Krankenrevier. Er sah sich nicht um, sondern hielt den Blick fest auf die Ecke des Reviers gerichtet. Auf einmal fiel ihm ein Reisigbesen ins Auge, der vor ihm auf dem Boden lag. Ohne stehen zu bleiben, hob er ihn auf und setzte seinen Weg etwas beruhigter fort.

Dr. Chorongicki zuckte zusammen, als er ihn eintreten hörte. Er war allein und schien übernervös. Rasch nahm er Wildenstein den Beutel aus der Hand und sagte: «Schnell – verschwinde. Ich glaube, ich werde überwacht.» Wildenstein sagte, er habe nichts Ungewöhnliches bemerkt. «Sicher hast du recht, und ich bilde mir das nur ein», murmelte der Arzt. Seine Stimme klang gepresst. Er überflog den Raum, um einen sicheren Platz für den Beutel zu finden. Wildenstein sah ihn zögern und zeigte auf den Wintermantel, der an einem Nagel an der Trennwand hing. «Ja, gute Idee.» Der Arzt schien so erregt zu sein, als verliere er gleich die Nerven. Wildenstein musste ihn mehrmals auffordern, an die Tür zu treten und nachzusehen, ob die Luft rein sei. Als er endlich gehen konnte, blickte er dem Arzt in die Augen.

«Keine Angst», sagte Dr. Chorongicki, der Wildensteins Gedanken erriet. «Du kannst dich auf mich verlassen.»

Wildenstein sah «Laika» kommen, als er in die Hauptstrasse einbiegen wollte. Der Deutsche hatte ihn noch nicht bemerkt, und sofort begann Wildenstein, den Weg vor dem Krankenrevier mit dem Besen zu bearbeiten.

In seiner tadellosen schwarzen Uniform, die Mütze ein wenig schräg, die Stiefel blank, näherte sich «Laika» mit dem federnden Schritt eines guttrainierten Sportlers und liess von Zeit zu Zeit das unvermeidliche Stöckchen wirbeln, das er nur weglegte, wenn er jemandem Faustschläge versetzte. Jeder Mensch hat sein Element, in dem er sich am wohlsten fühlt, in dem er über sich hinaus wächst. Dieses Element war für Kurt Franz Treblinka. Zog er Zivil an, wenn er in seiner lieben deutschen Heimatstadt auf Urlaub war, so war er plötzlich wieder Herr Jedermann, den Nazi-Deutschland in Millionen Exemplaren hervorgebracht hatte. Gross, blond, farblos, mit leeren Augen, mit nichtssagendem Gesicht, einen grünen Hut auf dem Kopf, in einen Anzug aus Zellwolle eingeknüpft, war Herr Kurt Franz ganz und gar nicht imposant. Glanzlos, unbedeutend tauchte er im Alltagsleben unter. Doch sobald Kurt Franz nach Treblinka, sein Königreich an der Grenze des Reiches, zurückkam, war er sofort wieder «Laika», der Fürst des Todes. Sein Königreich war winzig, zwanzig Hektar von Stacheldraht umschlossene Heide. Doch das kümmerte ihn nicht, da seine Untertanen so zahlreich waren. Er herrschte mit unumschränkter Macht; dass ihm als einziges versagt war, Leben zu verleihen, war für einen Fürsten des Todes normal. Und wenn er seinen Herrschaftsbereich durchschritt, mit schrägaufgestülpter Mütze, blanken Stiefeln, enggürteter Uniform, dann setzte das Herz der Häftlinge aus.

«Laika» ging achtlos an dem fegenden Mann vorüber und betrat das Krankenrevier, ehe Wildenstein dem Arzt ein Zeichen hätte geben können. Durch das Barackenfenster sah Wildenstein, wie der Arzt zusammenzuckte, als die Tür aufging. Wegen der Kälte war das Fenster geschlossen, und Wildenstein konnte nicht hören, was die beiden Männer sagten, die sich gegenüberstanden. Einen Augenblick später drehte sich der Doktor zum Fenster; offenbar beugte er sich über den Tisch, der darunter stand; «Laika» war gleichzeitig in den Hintergrund getreten und blieb ausser Sicht. Wildenstein rührte sich nicht von der Stelle; instinktiv fühlte er eine Katastrophe nahen. Jetzt sah er «Laika» dicht neben dem Wintermantel auftauchen, offensichtlich lächelte er. Der Arzt blickte regungslos auf eine Stelle links vom Fenster, wo, wie Wildenstein einfiel, ein Spiegel hing.

Auf einmal griff «Laika» mit der rechten Hand nach dem Mantel, doch im selben Augenblick drehte Dr. Chorongicki sich um und sprang den Deutschen an. Wildenstein sah beide zu Boden stürzen und hörte gleichzeitig den dumpfen Aufschlag. Er wollte weglaufen, doch vor Schreck und zugleich Neugier blieb er wie festgenagelt stehen. «Laika» hatte den viel schwächeren Arzt wahrscheinlich niedergeworfen und ihn gehindert, das Gift zu schlucken. Galewski musste sofort gewarnt werden – alle anderen mussten erfahren, dass der Arzt lebendig gefasst worden war. Jeder musste damit rechnen, sekundenschnell Gift zu nehmen, um zu retten, was noch zu retten war.

Während Wildenstein diese Gedanken durch den Kopf schossen, umklammerte er das Röhrchen in der Tasche, das Galewski ihm hatte geben lassen. Allein das Glas zu spüren beruhigte ihn. Alles war vorbei, das Hoffen, der Kampf, die Angst. Vor dem Tod fürchtete er sich nicht, im Gegenteil, der Tod, den er hier in der Hand hielt, gab ihm beinahe Frieden. Nur eine kleine Bewegung – und niemand konnte ihm mehr etwas anhaben. Da schlug die Barackentür auf, als sei drinnen etwas explodiert. Wildenstein zog rasch die Ampulle aus der Tasche.

Der Arzt erschien als erster. Dann, Sekunden später, «Laika», ohne Mütze, mit zeretzter Jacke. Er zog den Revolver und zielte. «O Gott, gib, dass er ihn tödlich trifft», dachte Wildenstein. Doch schon hatte Chorongicki die Giftphiole aus der Tasche gezogen und versuchte im Laufen, sie zu öffnen. Wildenstein hörte den Schuss, der Arzt stolperte, taumelte und brach zusammen. «Laika» stürzte sich auf ihn. Aber der Arzt hatte die Hand schon am Mund. Sein Körper streckte sich krampfhaft, drehte sich auf den Rücken und kam zur Ruhe. Als «Laika» sich über ihn beugte, sah Wildenstein Dr. Chorongickis blutenden Mund und die Glassplitter auf seinen Lippen.

«Laika» war nicht besonders erschrocken, als Dr. Chorongicki so plötzlich aus der Tür gestürzt war. Im ersten Moment hatte er geglaubt, der Arzt habe den Verstand verloren, und er zog den Revolver, um ihn zu erschiessen, wie man ein gestürztes Pferd oder einen tollwütigen Hund erschiesset. Als er jedoch sah, was der Arzt vorhatte, dämmerte ihm, dass die Sache vielleicht komplizierter war, als vermutet. Wenn jemand unter solchen Umständen Selbstmord beging, hatte er bestimmt etwas zu verbergen. Als der Arzt das Giftfläschchen, das er so verzweifelt zu öffnen versucht hatte, schliesslich in den Mund genommen und zerbissen hatte, kam «Laika» der Verdacht, er wolle ein Geheimnis mit ins Grab nehmen. Schnell entschlossen rief er einige SS-Männer zu Hilfe. Der Arzt atmete noch; er wurde sofort ins Revier gebracht. Wildenstein nutzte das Hin und Her, um unauffällig zu verschwinden und Adolf zu berichten, was vorgefallen war.

Während die beiden ukrainischen Pfleger Dr. Chorongicki den Magen auspumpten, um ihn ins Leben zurückzurufen, besah sich Kurt Franz den Inhalt des Beutels, den er auf den Tisch geleert hatte. Als erstes fiel ihm auf, dass alle Münzen Golddollars waren. Das Gefühl, der Arzt trage ein Geheimnis, verstärkte sich. Der Verdacht wurde zur Gewissheit, als er das Geld gezählt hatte: genau fünftausend Dollar. «Was kann man mit fünftausend Dollar in Gold vorhaben?» fragte er sich. Sein erster Gedanke war, dass der Arzt die Flucht vorbereitet und diesen Schatz gehortet hatte, um in den Wäldern überleben zu können. Sein Selbstmord widerlegte diese Hypothese keineswegs. Im Hinblick auf die exemplarischen Bestrafungen, die über die Unglückseligen verhängt wurden, deren Fluchtversuch misslang, war es verständlich, dass der Arzt es vorgezogen hatte, sich selber den Tod zu geben. Aber wenn Chorongicki nur hatte fliehen wollen, warum brauchte er dann fünftausend abgezählte Dollar, und auch noch in Gold? Irgendetwas stimmte da nicht. Warum hatte er sich nicht mit Brillanten, Schmuck, Rubel oder anderem Geld zufriedengegeben? Warum hatte er sich die Mühe gemacht, eine bestimmte Sorte auszusuchen? Und warum eine so runde Summe? Während «Laika» diesen Gedanken nachging, drohte er den Pflegern, es werde sie den Kopf kosten, wenn der Arzt nicht wieder zu sich komme. «Laika» war fest überzeugt, dass er nicht hatte fliehen wollen.

Liess man die Hypothese einer Flucht beiseite, dann blieben nur zwei Möglichkeiten. Entweder hatte der Arzt jemand bestechen wollen, oder er war wahnsinnig. So absurd es scheint, Kurt Franz hielt die zweite Hypothese für wahrscheinlicher als die erste. Wie blind die «Techniker» auf einmal waren! Sobald Bestechung in Betracht ge-

zogen werden musste, hätte jeder, der das Problem objektiv betrachtet, die zumindest theoretische Möglichkeit eines Waffenkaufs erwogen. «Laika» aber glaubte eher, dass der Arzt verrückt geworden sei, dass die Leidenschaft, mit der so viele Juden am Gelde hängen, bei ihm in einen harmlosen Irrsinn umgeschlagen sei. Diese Fehleinschätzung, dieser Mangel an Verständnis für die Mentalität der Opfer scheint befremdlich. In Wirklichkeit ist es die zwangsläufige Folge des Postulats, von dem die Politik der Ausrottung ausging: der Jude sei ein minderwertiger Mensch, dessen Feigheit nur von seiner Liebe zum Geld übertroffen werde. Gewiss, «Laika», dieser hochwertige «Techniker», täuschte sich, doch ging sein Irrtum auf dieselben Ursachen zurück, auf denen sein Erfolg und die Erfolge seiner Kollegen in Wilna und anderswo beruhten. Ihre absolute Überzeugung, die Juden seien minderwertig, führte die «Techniker» nicht nur zum Erfolg, sie gab ihnen auch den Mut, sich die Ausrottung zum Ziel zu setzen.

«Laika» wollte nicht nur Hypothesen aufstellen, er wollte sie auch bestätigt sehen. Unaufhörlich drängte er die Pfleger, befahl ihnen immer wieder, den Arzt ins Leben zurückzurufen, wie ein eigensinniger Despot, der keinen Widerspruch duldet. Der Tod – das war doch seine Sache. Er verordnete den Tod nach allen Regeln der Kunst, und so glaubte er, auch über den Tod gebieten zu können. Dieser erstarrte Menschenleib war ihm unerträglich, er empfand ihn als persönliche Beleidigung, als Majestätsverbrechen.

Er konnte sich den ganzen Tag von Dr. Chorogickis Leiche nicht losreissen, da er die Niederlage nicht wahrhaben wollte. Als es Zeit zum Appell war, liess er in einer letzten Aufwallung ohnmächtiger Wut den Leichnam auf den Hof schleppen, wo die Häftlinge angetreten waren. Und als wolle er höhnisch beweisen, dass er trotzdem der Stärkere sei, liess er den Toten auf die Strafbank binden und ihm fünfzig Peitschenhiebe verabreichen. Da wussten die Häftlinge, dass auch er den Verstand verloren hatte.

Die Komiteemitglieder, die seit dem Vormittag auf den Tod gefasst gewesen waren, schöpften Hoffnung. Vielleicht konnte die Organisation doch noch gerettet werden.

«Kiwe», Fachmann des Strafvollzugs, verstand sich auf Untersuchungen. «Laikas» Hypothese hatte ihn nicht überzeugt; er glaubte vielmehr, dass Chorogickis Gold einem ganz bestimmten Zweck dienen sollen. Wahrscheinlich der Bestechung eines Ukrainers. Aber Bestechung wozu? Er hatte die beiden Pfleger verhört, aber da seine Verdachtsmomente nicht ausreichten, durfte er sie nicht foltern und

hatte daher nichts erfahren. Da beschloss er, am anderen Ende zu beginnen: beim Ursprung des Goldes. Die Grösse der Summe, der runde Betrag und der Umstand, dass es ausschliesslich Dollars waren, das alles legte die Vermutung nahe, dass das Geld von den «Goldjuden» beiseite gelegt worden war. «Kiwe» entwarf einen Plan, um sie zum Geständnis zu bringen.

Als Chorongickis «Bestrafung» beendet war, liess er die «Goldjuden» für sich antreten und sagte ihnen, Chorongicki habe vor seinem Tod ausgesagt, er hätte das Gold von ihnen bekommen. «Kiwe» versprach dem, der ihn auf die Spur der «Diebe» brächte, eine Belohnung. Da Alexander von allen Seiten Unterstützung gebraucht hatte, um die Summe zusammenzubringen, waren die «Goldjuden» zumindest teilweise über die Sache orientiert, denn sie hatten entweder mitgeholfen, das Gold zu beschaffen, oder den Vorgang beobachtet oder doch davon reden hören. Das Risiko, dass einer der Folter nicht standhielt, war gross. Alexander erkannte die Gefahr sofort, als «Kiwe» acht Männer vortreten liess, und zog verstoßen das Gift aus der Tasche. Alle «Goldjuden» kannten seine Rolle, und er kannte Galewski.

«Kiwe» brachte den ersten zum «Spital», wo er das Feuer der Grube hatte schüren lassen. Am Rande der Grube rückte er mit seinem Vorschlag heraus: die Grube – oder ein Name. Der erste wählte, ohne zu zögern, die Grube. Als er ins Feuer stürzte, stiess er einen entsetzlichen Schrei aus, der auf dem Appellplatz deutlich zu hören war. Die dort stehenden «Goldjuden» hatten begriffen und blickten auf die sieben anderen, die regungslos warteten. Der zweite gab dieselbe Antwort, der dritte ebenfalls. Daraufhin wurden die fünf letzten gleichzeitig weggeführt. Als ihr fünffacher Entsetzensschrei schrillte, wusste Alexander, dass er Treblinka nicht überleben konnte – die Schreie dieser Preisgegebenen würde er nie vergessen, die Schreie der Männer, die für ihn, für den Aufstand gestorben waren. Um den Preis seines eigenen Lebens hätte er sie retten können, er hätte nur sagen müssen: «Ich war es!» und dann das Gift nehmen. Aber er hatte eine Aufgabe zu erfüllen. Er konnte nicht mehr über sich verfügen, seit der Aufstand ihm wieder einen Daseinszweck gegeben hatte.

Weiterzukämpfen, ja, das hatte noch Sinn. Aber nach dem Sieg weiterzuleben, das war für ihn sinnlos geworden. Auf anderen Wegen war er zu demselben Schluss gekommen wie Galewski: die andere Welt hatte für ihn keinen Platz mehr.

Am Abend trat das Komitee zusammen. Zuerst blieben alle stumm.

Niemand wagte, es auszusprechen, aber jeder wusste, dass Chorongickis Tod kein blosser Zufall war, dass er vielleicht zu verhindern gewesen wäre, wenn man mehr Sorgfalt darauf verwendet hätte, die Deutschen in Sicherheit zu wiegen. Chorongickis heftige Worte, mit denen er sich gegen die Fluchtversuche ausgesprochen hatte, fanden jetzt einen tragischen Widerhall: Bei einem Versuch, das Fliehen zu unterdrücken, hätte «Laika» fast entdeckt, dass sich eine Revolte anbahnte. Das Geheimnis blieb zwar gewahrt, aber Chorongicki lebte nicht mehr.

Vor allem Galewski konnte Chorongickis Forderung, das Fliehen zu untersagen, nicht vergessen. Er fühlte sich für den Tod der neun ersten Opfer und für das Scheitern des Waffenkaufs verantwortlich. Während die «Goldjuden» qualvoll starben, war er nahe daran gewesen, sich selber zu stellen, und nur das Gefühl, die geplante Revolte weiterführen zu müssen, hatte ihn daran gehindert. Jetzt fragte er sich, ob er überhaupt noch die Kraft hatte, weiterzumachen. Die langen Monate des Kampfes hatten ihn zermürbt, und der Rückschlag in einem Augenblick, da das Ziel greifbar nahe schien, hatte seine Willenskraft gebrochen.

«Wir hätten das Fliehen unterbinden müssen, wie er es verlangt hat», sagte Moniek langsam.

Das war kein Vorwurf, nur die logische Folgerung, die Moniek aus den Ereignissen zog, doch liessen diese Worte Galewski unter der Last der Verantwortung zusammenbrechen.

«Verzeiht mir!» stammelte er und versuchte nicht länger, die Tränen zurückzuhalten.

Am Abend dieser ersten Schlacht hatte das Komitee acht Männer, einen Verantwortlichen und seinen Chef verloren.

16

Als die Häftlinge sich langsam von diesem ersten Rückschlag erholten, brach die Typhus-Epidemie aus.

Es war Winter und die Temperatur hielt sich ständig unter Null. Die Transporte, eine wichtige Quelle für zusätzliche Lebensmittel, nahmen weiterhin ab, und hinzu kam, dass die «Techniker» seit der Affäre Chorongicki die Überwachung noch verschärft hatten. All das war den Juden anzusehen. Nur Adolf hatte nichts von seiner Entschlusskraft verloren und tat, was er konnte, um die Moral seiner Kampfgruppen intakt zu halten; aber alle spürten, dass der Aufstand auf ferne, unbestimmte Zeit verschoben war. Nicht Verzweiflung hatte sie gepackt, sondern Lethargie, eine lähmende Müdigkeit, inmitten des kontinentalen Winters, unter den ständigen Schlägen, dem nagenden Hunger, in dieser Totenwelt, im Getriebe dieser unerbittlichen Maschine, die mit entsetzlicher Regelmässigkeit Menschenleben vernichtete.

Die Nachricht, dass Typhus ausgebrochen war, verbreitete sich in Windeseile. Innerhalb einer Woche war die Hälfte der Häftlinge erkrankt. Was dann geschah, grenzt an ein Wunder, ein Wunder der Aufopferung, ein Wunder des Lebens. Die neue Bedrohung, statt den Häftlingen den Rest zu geben, erweckte in ihnen wieder den alten leidenschaftlichen Lebenswillen. Plötzlich erschien ihnen jedes Sich-treiben-Lassen als Feigheit. Der Typhus, unter den Lebensbedingungen im Lager eine tödliche Krankheit, war ein Bundesgenosse der Deutschen, den man deshalb genauso entschlossen bekämpfen musste wie sie. Angesichts dieser neuen Gefahr hob das «Volk der Hartnäckigen» den Kopf. Gegen die Krankheit mobilisierten sie alle Kraftreserven, die sie nicht gegen ihre Schinder einsetzen konnten. Möglich, dass Ärzte diese Geschichte für unmöglich erklären, doch alle vorhandenen Zeugenberichte bestätigen ihre Authentizität. Die Kranken konnten kaum etwas essen, sie schliefen wenig, sie waren unzureichend ge-

kleidet, von Schlägen gezeichnet, und dennoch gingen sie mit mehr als vierzig Grad Fieber zur Arbeit. Nicht nur, dass sie arbeiteten – es gelang ihnen sogar, die Deutschen zufriedenzustellen, die mehr denn je auf Schwache Jagd machten. Das Fieber hielt zwei bis drei Wochen an und liess die Männer vor Schwäche keuchen, so kraftlos und blutleer waren sie. Nur der unbändige Lebenswille hielt sie aufrecht, dieser schreckliche dreitausend Jahre alte Wille, der stärker ist als Krankheit und stärker als Tod. Fünfundneunzig Prozent der Häftlinge waren typhuskrank, nur fünfzig Prozent wurden von den Deutschen für untauglich erklärt und getötet.

Anfangs versuchten die Juden, die Epidemie den Deutschen zu verheimlichen, denn es war ihnen klar, dass sonst die Methode der «natürlichen Auslese» sofort in verstärktem Masse angewendet werden würde. Selbstverständlich hatten die Ärzte keinerlei Medikamente und konnten nur raten, soviel wie möglich zu essen. Zu dieser Zeit trafen nur wenige Transporte ein, und die normale Verpflegung war nach wie vor dürftig. Und daher schoss die «Spekulation», wie die Deutschen es nannten, ins Kraut.

«Spekuliert» wurde, seit die Deutschen den Ukrainern strikt verboten hatten, sich selbst mit Gold zu bedienen. Da die Ukrainer ihr Gewerbe nicht, wie manche ihrer Herren, aus Idealismus betrieben, hatten sie sofort zu den «Goldjuden» Kontakt aufgenommen, um gegen Alkohol und Lebensmittel Gold einzutauschen. Der Handel hatte sich jedoch in Grenzen gehalten, da das Risiko im Vergleich zum Gewinn zu gross war.

Als nach dem missglückten Waffenkauf die Typhus-Epidemie ausbrach, änderte sich die Lage gänzlich. Jetzt war es lebensnotwendig, sich zusätzlich etwas zu essen zu verschaffen. Da jeder Häftling Geld besass und die Epidemie rasch um sich griff, wurde Gold in bedeutender Menge auf den Markt geworfen, was eine enorme Preiserhöhung nach sich zog. Die zweite Phase der «Spekulation» begann – die Inflation. Für einen einzigen Apfel, der sechs Golddollar gekostet hatte, wurden zehn Dollar und mehr verlangt, Heringe stiegen auf achtzig Dollar das Stück, nur Spirituosen hielten ihren Preis. Ein halber Liter Wodka blieb bei etwa fünfzig Dollar. Die Börse befand sich in den Gettolatrinen, die am äussersten Ende des Appellplatzes direkt am Stacheldraht lagen. Ein Ukrainer versorgte mehrere Juden. Sie vereinbarten eine Stelle, an der das Geld deponiert werden sollte und wo der Ukrainer dann seinerseits die Lebensmittel versteckte. Hatte man sich über den Preis geeinigt, hinterlegte der Jude abends das Geld und fand in der Regel am nächsten Morgen die Ware. In der

Regel – denn angesichts der Fülle der Anfragen neigten die Ukrainer mehr und mehr zu Unehrllichkeit, vor allem, da sie sich plötzlich aus der Rolle des Bittstellers in die des Umworbenen versetzt sahen (bis dahin waren sie an die Juden herangetreten, um gegen Lebensmittel oder Spirituosen Gold einzuhandeln). Ein zweiter Grund: die bewährten ukrainischen Tauschhändler, die ein gewisses Berufsethos entwickelt hatten, konnten die Nachfrage im ganzen Lager nicht befriedigen, und so wandten sich die Kranken an den ersten besten.

Die Inflation dauerte an, bis die Juden gewahr wurden, dass sie bald überhaupt nichts mehr bekommen würden, denn da die betrügerischen Ukrainer straflos davorkamen, hörten auch die anderen auf, ehrlich zu sein.

Es gab nur eine Methode, die Ukrainer zur Vernunft zu bringen, der Inflation Einhalt zu gebieten und den Markt zu entspannen: Man musste die Nachfrage künstlich drosseln. Um aber die Nachfrage verringern zu können, war es nötig, eine neue Lebensmittelquelle aufzutun, mit anderen Worten: man musste das Monopol der Ukrainer brechen. Es gab zwar eine solche Möglichkeit, doch war sie nicht ungefährlich. Fast jeden Tag ging das Tarnkommando in den Wald und holte dort Zweige, die zur Tarnung des Stacheldrahts dienten und dem Lager einen harmlosen Anstrich geben sollten. Die beiden Ukrainer, die das Kommando begleiteten, waren wahrscheinlich leicht zu bestechen, aber man musste erst einmal ausfindig machen, ob ausserhalb des Lagers Waren gekauft und dann hereingebracht werden konnten. Vor allem das Hereinschmuggeln war riskant. Adolf beauftragte Kleinmann, der gleichzeitig Kapo des Tarnkommandos und Chef einer Kampfgruppe war, zu erkunden, was hier zu tun wäre.

Kleinmann übernahm den Auftrag gern. Er war einundzwanzig Jahre alt und durch die harte Schule der Hashomer Hatzair gegangen, einer zionistischen Jugendgruppe, die die höchsten Anforderungen stellte. Jung und gut ausgebildet, wie er war, hätte er aus dem Radomer Getto in die Wälder fliehen können, doch er glaubte, in Radom mehr tun zu können als in den Wäldern als einsamer Kämpfer und war geblieben. Seiner kräftigen Statur wegen war er bei der Ankunft in Treblinka ausgesondert worden, und es hatte mehrere Tage gedauert, ehe er begriff. Als ihm bewusst geworden war, was in Treblinka geschah, hatte er zum ersten und letzten Mal in seinem Leben geweint. Nur dieses eine Mal hatte er dem Gefühl der Trostlosigkeit, der Verwirrung oder der Empfindsamkeit nachgegeben. Er war ein vorbildlicher «Sabra» und hatte, wie die Fremdenlegionäre, nur eine Heimat: die Hashomer Hatzair. Als Adolf ihn sah, hatte er das sofort erkannt

und ihm trotz seiner Jugend eine Kampfgruppe anvertraut. Kleinmann war Adolfs jüngerer Bruder geworden.

Mit Hilfe seiner Männer gelang es ihm rasch, bei der Arbeit im Wald zu polnischen Bauern Kontakt herzustellen. Ebenso auf Gold versessen wie die Ukrainer, waren sie sogleich zu Lieferungen bereit. Die erste Feststellung war erfreulich: Die ukrainischen Wachtposten multiplizierten den Selbstkostenpreis mit zwanzig. Kleinmanns Hass auf die Ukrainer übertraf allmählich seinen Hass auf die SS. Die SS-Männer waren wahnwitzige Verbrecher, die nichts Menschliches mehr an sich hatten, die Ukrainer dagegen, die gelegentlich auch jemanden töteten, ohne Missfallen daran zu finden, waren Schweinehunde. Schweinehunde sind käuflich, und bald hatte man die beiden Wachtposten des Kommandos gekauft. Jetzt musste nur noch das Geld hinaus- und die Waren hereingebracht werden. Die Ukrainer sagten zu, sich für einen kleinen Zuschlag des Geldes anzunehmen; da sie niemals durchsucht wurden, gingen sie damit kein Risiko ein. Die Lebensmittel dagegen konnten in den zur Tarnung bestimmten Zweigen versteckt ins Lager geschafft werden. So war alles geregelt, und Kleinmann begann mit der Lieferung. Morgens gab man ihm das Geld, und abends brachte er die Ware. Da die «Goldjuden» ständig überwacht wurden und aus der Baracke, in der sie tätig waren, kein Geld mehr hinausbringen konnten, musste jeder für sich bezahlen, was er empfing. Adolf hätte gern eine Gemeinschaftskasse eingerichtet, aber das war nicht möglich, denn an Geld stand nur das zur Verfügung, was sich jeder aus den Kleidungsstücken der Opfer beschaffte oder beschafft hatte.

Auf diese Weise funktionierte das System eine Zeitlang ganz gut, bis ihnen die Spitzel auf die Spur kamen. Doch weil sie als Lohn für ihren Eifer nur gefrorene Kartoffeln bekamen, waren sie bereit, für einen Beuteanteil den Mund zu halten.

Nun blühte der Handel, und zwar derart, dass «Laika» eines Tages Wind davon bekam. Er drohte und strafte, erreichte aber nichts. Daher beschloss er, das Tarnkommando von einem Deutschen begleiten zu lassen. Der Deutsche war teurer als die Ukrainer, liess sich aber ebenfalls bestechen. Der Umkehrungsprozess war in Gang gesetzt, die Schinder wurden allmählich zu Gefangenen ihrer Opfer.

Inzwischen machten sich die Massnahmen zur Preissenkung bemerkbar. Äpfel waren nun zum festen Preis von dreissig Dollar das Stück zu haben, Brötchen zu zwanzig Dollar oder tausend Zloty oder zehn Rubel, Würstchen zu sechzig Dollar, der Viertelliter Wodka zu vierzig, das Kilo Schinken zu achtzig, eine kleine Dose Sardinen zu zwanzig

und eine grosse zu vierzig, Likör, wenig gefragt, zu hundert die Flasche und Heringe zu zwanzig das Stück – kaum mehr als die Gestehungskosten des Tarnkommandos, auf dessen Wiederverkaufspreisen die Bestechungsgelder für die Ukrainer, die Spitzel und den Deutschen lasteten. Erheblich vereinfacht wurde der Handel durch die Einführung von Päckchen, die bald viel verlangt wurden. Sie enthielten einen Apfel, ein Brötchen, ein Stück Schokolade und einen halben Liter Wodka und wurden zu hundert Dollar verkauft; einzeln hätten diese Artikel hundervierzig Dollar gekostet. Welch langen Weg die Juden seit den ersten Anzeichen eines sozialen Lebens in Treblinka zurückgelegt hatten, bewies ein dritter und letzter Punkt: Nicht nur die uehrlichen Ukrainer waren nun vom Handel ausgeschlossen – die ehrlichen Ukrainer, die sich weiter am Geschäft beteiligten, räumten den Juden notfalls Kredite ein.

Trotz aller Vorsichtsmassnahmen kamen die Deutschen schliesslich dahinter, dass im Lager Typhus herrschte.

Drei Monate vorher hätte «Laika» sämtliche Häftlinge im Namen seines sakrosankten Leistungsprinzips töten lassen. Jetzt begnügte er sich damit, «Kiwe» zu beauftragen, die Schwächsten zu beseitigen. Schon war «Laika» zum Gefangenen seines Werks geworden. Er hing an dieser Welt, die er aus dem Nichts geschaffen hatte und für die er noch so viele Pläne hegte. Die Juden in Treblinka waren nicht mehr beliebige Juden, sondern «seine» Untertanen, und auch der schlimmste Tyrann kann manchmal nicht umhin, seinen Untertanen gegenüber etwas wie Zuneigung zu empfinden. Immerhin hatten sie dieses Werk gemeinsam aufgebaut. Die gemeinsame Arbeit hatte sie zusammengeschweisst, wie Alter und Rost auch Eisenstücke schliesslich miteinander verbinden. Seit geraumer Zeit schon erkannte «Laika» manche Gesichter, erinnerte sich mancher Namen ...

Daher ermächtigte Kurt Franz die Ärzte, ein Krankenrevier einzurichten. Für die Hunderte von Kranken war es offensichtlich nicht gross genug, aber da die Ärzte sowieso über keinerlei Medikamente verfügten, war das nebensächlich. Die «glücklichen Auserwählten» wurden am sechsten Fiebertag aufgenommen und theoretisch bei Fieberfreiheit entlassen. Der Aufenthalt im Revier hatte einen Vorteil und mancherlei Nachteile. Der Vorteil war die Ruhe; die Nachteile der Tod.

Da ständig mehr als zwanzig Kranke in der kleinen Baracke lagen, kam «Kiwe» fast täglich, um Platz zu schaffen. Von wenigen Bevorzugten abgesehen, wusste niemand, wer jeweils an der Reihe war und wer verschont bleiben würde. Wenn «Kiwe» nicht gleich alle mitnahm,

wählte er aufs Geratewohl aus. Die Kranken lebten in dauernder Angst vor dem «Todesengel». Unvermutet erschien er im Türrahmen, denn niemand hörte seine Schritte, und lächelte befriedigt über die Wirkung seines Auftritts. Für diese Gelegenheiten hatte er sich eine neue Formel zugelegt, die er mit Vergnügen verwendete. Er trat auf einen Häftling zu und fragte, ob er sich noch sehr krank fühle. Antwortete der Häftling «nein», schien «Kiwe» über den Drückeberger, der es sich im Krankenrevier wohl sein und die Kameraden für sich arbeiten liess, in Zorn zu geraten und nahm ihn zu exemplarischer Bestrafung mit. Antwortete der Häftling dagegen «ja», sah er ihn kopfschüttelnd und mitleidig an und schlug ihm vor, ins «Spital» mitzukommen, um sich dort einer Radikalkur zu unterziehen. Widerrede war nutzlos; man musste das Spiel mitspielen, denn «Eigensinnige» wurden vor dem Genickschuss zusammengeschlagen. Unter diesen Umständen der «Krankenpflege» zogen viele es vor, nicht ins Revier zu gehen. Tatsächlich gingen nur Privilegierte hin, Kapos und Spitzel, die nichts zu befürchten, oder Verzweifelte, die nichts mehr zu verlieren hatten.

Die anderen taten sich zusammen und halfen sich gegenseitig. Seit einiger Zeit gab es auf dem Sortierplatz eine kleine Baracke, die als Latrine diente. Die Häftlinge verwandelten sie in einen «Ruheraum». Bis dahin hatte sie hauptsächlich als «letzte Zuflucht» der Geselligkeit fungiert. Im Laufe des Tages kamen die Häftlinge von Zeit zu Zeit hin, um ein Stück Brot zu essen, das sie in den Kleidern gefunden hatten, um ein paar Züge zu rauchen, oder auch nur, um zu plaudern, die neuesten Informationen auszutauschen oder ein schönes Paar Stiefel gegen Zigaretten zu verhöckern. Obwohl die Latrine winzig klein war, erfüllte sie eine vor allem psychologisch wichtige soziale Funktion. Der Gestank war derartig, dass es selbst «Kiwe» vermied, in die Nähe zu kommen, und so war dieses harmlose Örtchen innerhalb des Lagers ein exterritoriales Gebiet geworden. Hier waren die Juden unter sich und empfanden ein Gefühl der Sicherheit, das umso grösser war, je mehr die Gefahr draussen wuchs.

Mit dem Typhus bekam die Latrine wieder eine neue Aufgabe. Das von den Deutschen eingerichtete Krankenrevier war bald zur Falle geworden – das lag nicht in der Absicht der Deutschen, sondern geschah eher im Zuge der Perversion, beinahe aus alter Gewohnheit –, und so verwandelte sich die Latrine in eine heimliche Krankenstation.

Gewiss, dies ist nur eine geringfügige Einzelheit, doch sie ist insofern wichtig, als sie die Veränderung kennzeichnet, die sich in Treblinka vollzogen hatte. Je mehr Zeit verging, desto klarer war zu er-

kennen, wie das Ende aussehen würde. Die Häftlinge in Treblinka sollten getötet werden, sobald man sie nicht mehr brauchte. Diese augenfällige Tatsache wollte «Laika» vertuschen, denn ihm war bewusst, dass sich die Häftlinge, sobald ihnen diese Einsicht kam, wahrscheinlich zu einer Verzweiflungstat aufrufen würden. Doch die Häftlinge dachten noch nicht an das Ende. Tag für Tag war ihr Leben bedroht, dass sie sich einer Zukunft, und sei sie auch noch so nahe, nicht hätten zuwenden können. Krankheit, Schläge, Hunger und Erschöpfung verminderten täglich ihre Zahl. Wie hätten sie an jenen fernen Tag denken können, an dem das Schicksal ihnen winkte, wie es am Schluss der Treblinkahymne hiess? Sie glichen todmüden Soldaten auf dem Marsch, die ihre ganze Kraft zum Marschieren brauchen und nicht daran denken können, was unmittelbar bevorsteht, geschweige denn, wie die fernere Zukunft aussieht. Jeder Tag war eine Schlacht, jeder Abend, den man noch erlebte, ein Sieg. Dafür gab es sogar eine Formel, eine Art Siegesmeldung: «Wieder ein Tag, an dem sie mich nicht geschnappt haben!» sagten die Häftlinge, wenn sie abends nach dem Appell die Baracke betraten. Die Feinde waren Krankheit, Schläge, Hunger, Erschöpfung. Zwei Mittel gab es, um gegen sie anzukämpfen: sich mehr zu essen zu besorgen und sich auszuruhen.

Die «Spekulation» verschaffte ihnen Essen und die Latrine Ruhe. Mit Zustimmung der Kapos und oft mit ihrer Hilfe schlepten sich die Schwächsten morgens hin und blieben bis abends dort. Stillschweigend war eine Rangordnung entstanden, die von allen respektiert wurde. In der Baracke, die für fünf bestimmt war, hielten sich meistens über zwanzig auf. Dieses System funktionierte bis zu dem Tag, an dem es so perfekt war und eine solche Disziplin herrschte, dass tagelang niemand hineinging, um ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen. Die Baracke war von morgens bis abends besetzt, und doch ging niemand hin und niemand ging weg. «Kiwe» kam lange nicht dahinter, bis er eines Nachmittags neugierig die Baracke betrat. Die Kranken wurden alle ins «Spital» gebracht.

«Laika» fand die Sache sehr komisch und führte daraufhin den Posten eines «Scheissmeisters» ein. Das neue Amt gab abends im deutschen Kasino das Gesprächsthema ab.

«Er sollte als Rabbi verkleidet auftreten», sagte einer.

«Mit einem russischen Helm», sagte der andere.

«Nein, mit einem achteckigen Hut», schlug ein dritter vor.

«Ja, ja, mit einem Hut», brüllte die ganze Meute.

«Und eine Peitsche muss er haben.»

«Und einen Spitzbart soll er sich wachsen lassen.»

«Und einen Wecker muss er sich um den Hals hängen.»

Der «Scheissmeister» trat am nächsten Morgen in Funktion. «Laika» hatte in den Kleiderstapeln gewühlt und das Gewand eines Vorsängers in der Synagoge entdeckt, das ihm besser gefiel als der nüchterne Talar eines Rabbi.

«Vorsänger oder Rabbi, das ist doch alles dieselbe Scheisse.»

Der Scheissmeister war angewiesen worden, höchstens fünf Häftlinge gleichzeitig eintreten zu lassen und sie nach zwei Minuten wieder hinauszujagen. Um sich Gehorsam zu verschaffen, sollte er entweder von der Peitsche Gebrauch machen oder die Nummer der Häftlinge notieren. Er war von jeder anderen Arbeit befreit und musste von den Häftlingen, die zur Latrine gingen, gegrüsst werden. An jedem Abendappell fragte ihn «Laika»:

«Rabbi! Wie geht es mit der Scheisse?»

«Sehr gut, sie stinkt», musste er antworten, was regelmässig allgemeine Heiterkeit auslöste.

Er war ein reicher Kaufmann aus Lodz, ein schon bejahrter Mann, ruhig und in sich gekehrt. Er hatte ein rundes Gesicht und sehr sanfte blaue Augen, die fast unschuldig in die Welt sahen. Er gehörte zu denen, die man auf den ersten Blick für gute Menschen hält. In Treblinka war er mit seiner ganzen Familie angekommen.

)

17

Seit dem Tode Chorongickis und der acht «Goldjuden» hatte sich Galewski völlig verändert. Was seine Freunde ihm auch sagen mochten, er glaubte, am Tod der neun Männer und an dem Rückschlag schuld zu sein.

«Auch jetzt könnte ich mich nicht überwinden, das Fliehen zu verbieten», sagte er eines Tages zu Kurland. «Ich glaube, dieser Kampf geht über meine Kraft.»

Einen Augenblick später setzte er hinzu:

«Übernimm du das Kommando! Vielleicht bist du der richtige Chef in einer solchen Lage.»

Aber auch Kurland fühlte sich der Verantwortung nicht gewachsen.

Das war Mitte Januar gewesen, als die Typhusepidemie noch einmal heftig aufgeflammt war. Es herrschte scharfer Frost, und der Schnee, der alles einhüllte, machte die Welt noch unwirklicher; allmählich versank sie im Wahnsinn.

Das Komitee trat zusammen, um über die Lage zu beraten. Die Bilanz glich einem Eingeständnis der Ohnmacht: Von Adolfs Männern waren bis auf ein Viertel alle krank, die Überwachung war schärfer denn je, die Spitzel schienen allgegenwärtig und die Probleme der Waffenbeschaffung unlösbar.

An diesem Tag wollte Galewski sein Amt niederlegen.

«Ich habe durchgehalten, solange ich konnte. Ich kämpfe schon von Anfang an, als das Lager noch ein Chaos lebender Leichen, ein Abgrund der Hölle war, als jeden Tag die Hälfte der Häftlinge erschlagen oder erschossen wurde, als man sich jeden Morgen sagte: ‚Bis heute abend – vielleicht^ Damals habe ich nicht fliehen wollen. Ich bin hier geblieben, weil mir eine unbekannte Macht sagte, meine Pflicht läge hier, weil ich glaubte, ich könnte etwas tun.›»

Die anderen hörten ihm wie gebannt zu. Sie spürten, dass ihr Chef

den Kampf aufgab, für den er sie gewonnen hatte. In ihrem Schweigen lag keine Feindseligkeit, aber auch kein Mitgefühl. Galewski empfand die Kälte seiner Männer schmerzlich.

«Ihr habt mich ja nicht zum Chef gewählt. Ich habe euch als Mitstreiter ausgewählt. Ihr könnt mir nichts vorschreiben. Ohne mich hätte es kein Komitee gegeben, denn zuerst habe ich mit euch kämpfen müssen.»

Er hatte sich den «Hofjuden» zugewendet.

«Die Geschichte wird eines Tages die Orden verteilen», sagte Moniek unvermittelt. «Unser Problem heisst: Siegen.»

«Dann übernimm du doch das Kommando», sagte Galewski gereizt.

Lange herrschte Schweigen.

Moniek war ein ehrgeiziger junger Mann, dessen gute Beziehungen zu «Laika» vielen verdächtig vorkamen. Man hielt ihn zwar nicht für einen Spitzel, glaubte jedoch, dass er gelegentlich mehr sein persönliches Interesse als das der Gemeinschaft im Auge habe. So war er ohne Weiteres bereit, einen Häftling zu schlagen, wenn «Laika» ihm sagte: «Na, kleiner Moniek, findest du nicht auch, dass der da sich nicht gerade überarbeitet?» Moniek hatte sich mit der Erklärung gerechtfertigt: «Wenn ich ihm nicht zwei Schläge versetze, lässt ihm ‚Laika‘ abends nach dem Appell fünfundzwanzig geben.» Mit dieser logischen Begründung hatte er sie aber nur halb überzeugt. Nie wieder war dieses Thema angeschnitten worden, doch von hier bis zum Komiteevorsitzenden war es wohl ein zu grosser Schritt, und so schreckten die andern zurück. Monieks Mitgliedschaft allerdings war unerlässlich, auch wenn man ihm nicht das Amt des Vorsitzenden antragen wollte, denn als Kapo der «Hofjuden» hielt er einen strategisch wichtigen Punkt des Lagers in der Hand.

Salzberg unterbrach das Schweigen, ehe Moniek Galewskis Vorschlag zustimmen konnte.

«Wir wissen, was wir dir zu verdanken haben, Galewski. Bitte, überleg es dir noch ein paar Tage, ehe du deinen Entschluss fasst.»

Wieder einmal gab Galewski nach.

Das Komitee trennte sich mit diesem Kompromiss, der nichts für die Zukunft entschied und kein Problem gelöst hatte. Im Grunde war der Aufstand abgesagt. Galewskis Erschöpfung, das Gefühl der Ohnmacht, der Aussichtslosigkeit aller Unternehmungen beherrschte alle Komiteemitglieder mehr oder weniger stark. Sie waren müde, gebrochene Männer, die schon viel zu lange im Bannkreis des Todes gelebt hatten. Angesichts des Todes ringsum erschien ihnen alles sinn-

los. Immer weniger Transporte trafen ein, und sie kamen aus immer grösserer Entfernung, aus der Tschechoslowakei, aus Deutschland, aus Bulgarien, aus Griechenland. Es war, als müssten die «Techniker» kurz vor Vollendung ihres Werkes nur noch die Ecken der europäischen Schubladen ausräumen. Hatte die Ehrenrettung des jüdischen Volkes noch einen Sinn, da es doch bald keine Juden mehr gab, da das Wunder des Überlebens doch bald sein Ende finden musste? Tag für Tag schneite es, das Lager und die Umgebung verschwanden unter der weissen Decke, dem Mantel der Schande, als sollten die letzten Spuren des Massakers ausgelöscht werden. Der Schnee, die Kälte und die Finsternis der Welt schienen sie zu verschlingen. Nie schmilzt der Schnee, nie kehrt der Frühling wieder. Wie durch tödlichen Zauber versank die ganze Welt. Wozu also kämpfen? Warum sich nicht einfach auf diesem riesigen Friedhof niederlegen und sterben, auf diesem Fleck Erde, der dem jüdischen Volk zum Massengrab wurde? . . .

Ein bedeutungsloser Vorfall, der sich wenige Tage nach der Komiteezusammenkunft ereignete, verstärkte das Gefühl der Aussichtslosigkeit.

Eines Morgens, bald nach Arbeitsbeginn, hatte sich ein junges Paar am Lagertor gemeldet. Die Bitte, die die jungen Leute äusserten, verblüffte die Ukrainer derart, dass sie ihnen den Zutritt verweigerten. Hartnäckig verlangte der junge Mann, die Wache sollte einen Deutschen holen. Der verantwortliche Wachthabende glaubte, es mit Provokateuren oder Irrsinnigen zu tun zu haben, und konnte sich aus Angst vor Strafe zu nichts entschliessen. Endlich – das Paar hatte sich mitten auf dem Weg im Schnee ausgestreckt – entschied er sich, nachdem er über eine Stunde gezögert hatte, «Kiwe» rufen zu lassen. «Kiwe» war genauso bestürzt wie der Ukrainer, und völlig ratlos bat er die jungen Leute inständig, dorthin zurückzukehren, woher sie gekommen waren, denn ihre Bitte zu erfüllen sei unmöglich. Die jungen Leute waren jedoch nicht umzustimmen, und so liess «Kiwe» sie schliesslich eintreten und zum «Spital» bringen. Er konnte sie nicht erschiessen lassen, ohne zuvor «Laika» Bericht zu erstatten; «Laika» jedoch war nach Warschau gefahren und kam erst im Laufe des Nachmittags zurück.

Der Augenzeuge, der uns diesen Vorfall geschildert hat, hat vergessen, wie der junge Mann und die junge Frau hiessen, doch sagte er, sie seien verheiratet gewesen. Er glaubt sich zu erinnern, dass sie der jüdischen Gemeinde einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Bialystok entstammten. Mehr als tausend der fünfzehnhundert Ein-

wohner des Ortes waren Juden. Zu Beginn der deutschen Besetzung war niemand beunruhigt gewesen. Und hätte man nicht einen gelben Stern auf der Brust und der linken Schulter tragen müssen, hätte man glauben können, alles ginge weiter, genauso wie in der Vergangenheit, nichts ändere sich an dem grossen Elend, an den kleinen Genugtuungen und der unbeschreiblichen Freude des Sabbatabends. Nach und nach hatten jedoch alarmierende Gerüchte um sich gegriffen. Es hiess, die Juden würden getötet, Hitler habe sich geschworen, sie alle auszurotten, und sei schon dabei, seinen Schwur einzulösen. Eines Abends waren jüdische Partisanen zum Rabbi gekommen und hatten ihm nahegelegt, das Dorf mit allen Einwohnern zu verlassen. Doch der Rabbi hatte geantwortet, der Herr allein gebiete über ihr Leben, und wenn es beschlossen sei, dass sie sterben sollten, könnten sie auch im Walde dem Tod nicht entgehen. Da hatten die Partisanen ein paar junge Leute um sich gesammelt und ihnen berichtet, was in Wilna und anderen Städten und Dörfern geschehen war: Eines Abends hatten Ukrainer und SS den Ort umstellt, und am nächsten Morgen waren alle Juden in den Wald gebracht und am Rand einer grossen Grube aufgestellt worden. Die Partisanen hatten auch von einem Ort namens Treblinka erzählt, der halbwegs auf dem Wege nach Warschau läge: Dort seien Hunderttausende von Juden angekommen, von denen nur die Kleider das Lager wieder verlassen hätten.

«Gebt uns Waffen, und wir setzen uns zur Wehr», sagte daraufhin einer der jungen Männer zu dem, den er für den Chef der Partisanen hielt.

Doch die Partisanen hatten nicht einmal genügend Waffen für sich selber, und so zogen die jungen Männer allnächtlich mit den Partisanen zusammen los. Anfangs kämpften sie mit Holzprügeln; später besass jeder wenigstens eine Handgranate. Sie verabredeten mit den Partisanen, dass sie sich zunächst im Dorf verteidigen, es dann in Brand stecken und mit allen, die dazu imstande waren, in die Wälder flüchten wollten. Schliesslich suchten sie den Rabbi auf und erklärten ihm:

«Rebbe, niemand kennt die Thora so gut wie du, aber niemand versteht vom Kriege so wenig wie du. Gottes Lob singt keiner besser als du, aber keiner geht mit einem Gewehr ungeschickter um als du. Da es von heute an nicht aufs Beten, sondern aufs Kämpfen ankommt, übernehmen wir jetzt das Kommando.

Genauso, wie im Mittelalter, als die Kreuzfahrer umherzogen und die Gettos am Rhein bestimmten, wer das Kommando führen sollte.»

Dann erläuterten sie ihm ihren Plan.

Geschmeichelt, dass sie in dieser Art mit ihm sprachen, lächelte der Rabbi und schwieg. Danach versuchte er kein einziges Mal, ihren Einfluss auf die Dorfbevölkerung zu untergraben.

Die Wartezeit dauerte den ganzen Sommer über, und noch oft rückten die jungen Leute nachts aus, um sich im Kampf zu üben. Dann, eines Abends stürmten die Wachtposten ins Dorf: «Die Lastwagen kommen, die Lastwagen kommen.»

Es war ein herrlicher Abend, und die flammenden Farben des Sonnenuntergangs glichen einem leuchtenden Herbstwald. In dieser Nacht schlief niemand. Die Juden im Dorfe beteten, die Ukrainer und die SS-Männer, die das Dorf umstellt hatten, sangen, betranken sich und grölten. Ehe es hell wurde, brach der Angriff gegen sie los. Den Feuerbefehl gaben die Partisanen in dem Augenblick, als die Kolonnen Spitze den Dorfplatz erreichte. Tödlich getroffen, stürzten die ersten SS-Männer zu Boden, und die anderen drehten fluchtartig um.

«Den Gegenangriff erwarteten wir tatsächlich in fast freudiger Erregung. Er war grauenhaft – wir kamen nicht einmal dazu, die Waffen der Toten einzusetzen. Als das Dorf in Flammen auf ging, packte ich meine Frau am Arm und rannte auf den Wald zu. Die Menschen zerstreuten sich in alle Richtungen, die Kugeln pfften, die Holzhäuser stürzten krachend in der Feuersbrunst zusammen. Immer wieder erschütterten dumpfe Explosionen die Luft. Der Rauch, der überall aufstieg, erstickte uns fast. Ich weiss nicht mehr, wie ich den Wald erreichte, ich erinnere mich nur, dass ich auf einmal einen bärtigen jungen Mann mit glänzenden Augen sah. Er brüllte mir etwas zu und deutete mit dem Gewehrlauf in eine bestimmte Richtung. Als wir ein paar Minuten in dieser Richtung gegangen waren, trafen wir auf Leute aus unserem Dorf. Später sind dann noch andere dazugekommen, dann tauchten die Partisanen wieder auf. Sie sagten, alle anderen seien tot, und wir müssten uns schleunigst in Sicherheit bringen. Ich habe mich umgesehen, aber keinen von den jungen Leuten entdeckt, die den Widerstand organisiert hatten. Wir stellten uns zu einer Marschkolonne auf; die Partisanen reihten sich vor und hinter uns ein. So sind wir die ganze Nacht über marschiert.

Wir waren halb tot vor Erschöpfung, und ich war nahe daran, im Gehen einzuschlafen, da hörte ich Schreie und gleich darauf Schüsse. Rasch sind wir weitergegangen, und noch lange hat die Schiesserei hinter uns angehalten. Nachts habe ich erfahren, dass wir in ein Familienlager geführt wurden. Noch nie hatte ich davon reden hören. Es sei ein Lager mitten im Wald, hiess es, in dem jüdische Familien lebten. Vor Tagesanbruch hörte ich vor uns Schüsse; aber es war noch

so dunkel und ich war so müde, dass ich nicht weiss, was da vor sich gegangen ist. Als es hell wurde, haben wir haltgemacht, und es hiess, wir könnten jetzt essen. Ich habe die Partisanengruppe beobachtet, die sich ein wenig abseits hielt, und ich sah, dass es viel weniger Männer waren als am Abend zuvor. Manche trugen zwei Gewehre. Alle waren sehr mager und alle waren bärtig. Sie sahen ziemlich furchterregend aus, furchterregend und gleichzeitig deprimiert. Auf einmal wurde mir klar, dass sie das alles unsertwegen machten, dass die Hälfte der Ihnen gefallen war, um uns das Leben zu retten. Ihr Chef trat einen Augenblick lang zu uns und sprach mit uns. Er sagte, in der kommenden Nacht, wenn alles gut ginge, erreichten wir das Lager, und dann könnten wir ausruhen. Kurz danach sind wir wieder aufgebrochen. Hin und wieder haben wir haltgemacht und wurden angewiesen, uns hinzulegen und nicht zu sprechen. Dann kam die Nacht. Ich bin im Gehen eingeschlafen. Ich taumelte bei jedem Schritt und war nahe daran, mich einfach hinfallen zu lassen. Es hiess, bald seien wir da, und das hat mir wieder ein wenig Kraft gegeben. Schliesslich gingen wir langsamer und es kam mir so vor, als seien wir am Ziel. Noch ein paar Minuten, und alles blieb stehen. Es kam Befehl, Deckung zu nehmen und nicht zu sprechen. Ich hörte einen Pfiff von der Spitze der Kolonne, dann Schweigen, dann wieder einen Pfiff, und allmählich wurde ich unruhig.

Irgendetwas stimmte nicht, das spürte ich deutlich. Ich drehe mich zu meiner Frau um und lege den Arm um sie. Wieder ein Pfiff, aber anders als die beiden ersten. Und gleich darauf rennt die Partisanengruppe, die die Nachhut gebildet hat, an der Kolonne vorbei nach vorn. Jetzt sind wir die letzten und meine Angst wächst. Plötzlich ein Schrei und gleichzeitig explodiert der Wald. Schüsse von allen Seiten. Wir waren in einen Hinterhalt geraten. Das Lager musste ausgehoben worden sein, und wir waren erwartet worden . . . Deshalb hatte niemand auf die Pfiffe geantwortet. Unsere Gruppe verteidigte sich erbittert und zog alle Schüsse auf sich. Plötzlich hörte ich durch das Getöse eine Stimme, die auf Jiddisch schrie: «Rette sich, wer kann!» Ohne zu wissen, was ich tat, stand ich auf, packte meine Frau am Arm und rannte mit ihr los.

Ich glaube beinahe, seit diesem Augenblick sind wir ständig gerannt, nur gerannt, ohne zu essen, ohne zu schlafen, gejagt, bedroht, verfolgt von Bauern, von Deutschen, von polnischen Partisanen – es war, als sei die ganze Welt hinter uns her. Und der richtige Totenkampf begann mit dem Winter, als wir nicht einmal mehr Beeren zu essen hatten. Wir wussten, dass wir sterben müssen, und hatten die-

sen ewigen Todeskampf leid. Eines Tages hat uns ein Bauer gesagt, ehe er uns die Tür vor der Nase zuschlug: ‚Geht doch nach Hause, geht nach Treblinka.‘ Da ist es mir eingefallen, und wir haben uns vorgenommen, hier mit allen anderen Juden zu sterben.»

Als «Laika» zurückkam, stellte er den beiden jungen Leuten zwei, drei Fragen und gab dann den ukrainischen Wachtposten einen Wink. Folgsam setzte sich das junge Paar auf die Bank am Rande der Grube, dann fassten sie sich an den Händen und warteten. Mit ungläubigen, verständnislosen Gesichtern richteten die beiden Ukrainer das Gewehr auf das Genick der jungen Frau und das des jungen Mannes. Sie schienen sich zu sagen: «Merkwürdige Leute, diese Juden.»

Als Kurland abends in der Baracke dem Komitee diesen Vorfall berichtete, waren alle tief betroffen von dem Bewusstsein, einem unentrinnbaren Schicksal ausgeliefert zu sein. Bisher hatte jeder in der geplanten Revolte eine Möglichkeit des Entkommens gesehen. Gewiss, nicht alle würden den Wald erreichen, aber jeder hatte zumindest eine Chance. Nun erfuhren sie plötzlich, dass das Leben in den Wäldern noch unerträglicher war als das Leben im Lager, wo sie, alles in allem, doch gewisse Chancen des Überlebens hatten, jedenfalls so lange, als die SS die Juden brauchte und sofern sie in guter körperlicher Verfassung waren und schwer arbeiten konnten. Gewiss, man musste Zeugnis ablegen, doch der Bericht des jungen Paares bewies ja, dass sie ausserhalb des Lagers wussten, was in Treblinka geschah. Eines Tages musste irgendjemand davon sprechen, und dann sollte es doch nicht schwer sein, Nachforschungen anzustellen . . .

Um diese Zeit begann die Epidemie abzuklingen. Bis in den April hinein erkrankten noch immer einzelne Häftlinge, doch wurden solche Fälle nach und nach seltener. Adolf war fast ausschliesslich mit dem Kampf gegen den Typhus beschäftigt gewesen, und so wusste er nicht, was sich im Komitee ereignet hatte. Dass Galewski mit ihm nicht mehr über den Aufstand sprach, wunderte ihn nicht, denn er dachte, man müsse abwarten, bis die Wachsamkeit der Deutschen nachliess. Eines Tages suchte er Galewski auf, um ihm von einem Neuen zu erzählen, einem früheren Hauptmann der tschechischen Armee, der einen hervorragenden militärischen Berater abgeben könnte. Er hiess Djelo Bloch und war vor Kurzem angekommen.

«Glaubst du, dass der Aufstand immer noch möglich ist?» fragte Galewski.

Adolf, der den Kampf der Häftlinge gegen die Epidemie tagtäglich miterlebt hatte, kannte die Bedenken nicht, die den Komiteemitglie-

dem seit Dr. Chorongickis Tod zu schaffen machten. Da er einfacher, weniger gebildet und ungebrochener war als Galewski, stellte er sich keine metaphysischen Fragen. Für ihn war die Revolte etwas ganz Selbstverständliches. Der Gedanke war ihm seinerzeit wie eine Erleuchtung vorgekommen, und seither lebte er dafür und war bereit, eines Tages dafür zu sterben. Das Misslingen des Waffenkaufs hatte ihn nicht so tief getroffen wie die anderen Komiteemitglieder. Mit ihrer ungewöhnlichen Fähigkeit, sich etwas vorzugaukeln, hatten die Verantwortlichen die Waffen schon in ihrem Besitz gesehen, als sie ihnen erst versprochen waren, und da sie die Waffen in Gedanken schon besaßen, hatten sie bereits davon geträumt, sie zu gebrauchen. Adolf war kein «Träumer aus dem Getto», er war ein Mann der Tat, und mehr noch, ein Kämpfer. Diese Geisteshaltung, die es ihm zwar fast unmöglich machte, sich einzuordnen, hatte ihn jedoch vor der jähen Enttäuschung bewahrt, unter der die anderen Komiteemitglieder litten.

Die Epidemie hatte er als Hindernis empfunden, das es zu überwinden galt, ehe man einen neuen Versuch in die Wege leiten konnte. Seine Erfahrung sagte ihm, dass es im Kampf auf die Zahl der Gewehre ankommt, die an Ort und Stelle eingesetzt werden können, und dass man mit Sonntagsjägern, Stubenhockern und Kranken keinen Krieg führen kann. Kranke können einfach nicht kämpfen und werden in den Wäldern eine leichte Beute der Judenverfolger. Als die Epidemie abklang, wandte sich Adolf von Neuem den Problemen des Aufstands zu.

Als der Transport eingetroffen war, zu dem Djielo gehörte, hatte Adolf auf dem Bahnsteig gestanden. Dass dieser Transport aus dem Ausland kam, erkannte er sofort, denn die Deportierten sahen zwar verwirrt, aber nicht beunruhigt aus. Ein Neuankömmling hatte sofort Adolfs Blick auf sich gezogen: ein hochgewachsener, magerer, sehniiger Mann, an dessen langem Hals der Adamsapfel hervortrat; er war glatt rasiert, hatte schmale Lippen, kurzgeschnittenes Haar und lebhaft grüne Augen mit hartem, durchdringendem Blick.

Adolf trat auf ihn zu und flüsterte im Vorbeigehen: «Sagen Sie, dass Sie gelernter Zimmermann sind!» Adolf war seit einiger Zeit aufgefallen, dass die Deutschen bei den Selektionen vor allem Bauhandwerker aussuchten, während Schuster und Schneider, die früher sehr gefragt gewesen waren, keinerlei Chancen mehr hatten. Auf solche Einzelheiten achtete Adolf besonders, seit ihn Galewski mit der Rekrutierung beauftragt hatte, denn dadurch liess er die Deut-

schen die Männer auswählen, die er schon im Voraus für seine Kampfgruppen in Aussicht genommen hatte.

Djielo sah ihn an und wollte antworten, schwieg aber und wandte sich ab. Für den Bruchteil einer Sekunde hatten sich ihre Blicke gekreuzt, ohne dass Adolf erraten konnte, was in dem anderen vorging.

Die Tauglichkeitsprüfungen waren eingestellt worden, seit Treblinkas «Personalbestand» ausreichte. Die SS beschränkte sich darauf, von jedem Transport ein paar Handwerker und Facharbeiter auszuwählen. Als Djielo nach seinem Beruf gefragt wurde, sagte er, er sei Zimmermann.

Am Nachmittag begegnete Adolf ihm wieder. Djielo schien noch nicht begriffen zu haben, wo er sich befand. Sein Gesicht war noch immer unbewegt, ja verschlossen.

«Haben Sie gedient?» fragte ihn Adolf.

«Ich bin aktiver Hauptmann», antwortete Djielo mit einiger Zurückhaltung. «Hauptmann Bloch vom tschechischen Heer», setzte er hinzu, beinahe, als stelle er sich vor.

Adolf erschien es unbegreiflich, dass diese Leute keine Ahnung hatten, was in Treblinka geschah. Die polnischen Juden wussten Bescheid, aber alle, die aus dem Ausland kamen, trugen diesen unbeteiligten Ausdruck zur Schau und verhielten sich wie kultivierte Menschen.

«Kapo Friedman vom Lager Treblinka», gab Adolf zurück, schwieg einen Augenblick und sagte dann:

«Ein Kapo ist ein Jude, der andere Juden schlägt, und Treblinka ist ein Lager, in dem Juden ausgerottet werden.» Djielo erblasste.

Adolf hatte sich angewöhnt, den Neuankömmlingen über Treblinka sofort die Wahrheit zu sagen. Er tat es auf die nüchternste Weise und sprach dann gleich von der Revolte. Er war dahintergekommen, dass bei dieser Reihenfolge der Neue nicht so tief in den Abgrund stürzte wie sie selber bei ihrer Ankunft. Er machte ihnen sogleich Hoffnung, an die sie sich klammern konnten, und dadurch bekamen sie Halt. Das war entscheidend, denn auf diese Weise mussten sie nicht gegen einen Minderwertigkeitskomplex den Deutschen gegenüber und gegen einen Schuldkomplex in sich selber ankämpfen. Selbst der, der mit Familie angekommen war, erfuhr sogleich, dass er als Mitstreiter ausersehen war, und wenn er zusagte – was stets der Fall war – dann tat er es nicht, um auf Kosten seiner Familie zu überleben; er tat es, um zu kämpfen. So sahen sie von Anfang in den Deutschen nicht ihre Herren, sondern ihre Feinde. Der Aufstand erschien dann sogleich als Notwendigkeit, über die man nicht mehr zu diskutieren brauchte.

«Sie sind mit Ihrer Familie gekommen?»

«Nein, ich war allein.»

«Dann ist es einfacher, Ihnen die Sache zu erklären. Man hat Ihnen gesagt, Treblinka sei ein Durchgangslager und Sie kämen zur Kolonisierung in den Osten. Die Wahrheit sieht anders aus. Sehen Sie die Steinbauten da drüben? Das sind die Gaskammern. Die Juden werden hineingetrieben, die Türen gehen zu, und die Motoren setzen sich in Gang. Eine halbe Stunde später sind alle tot, durch Kohlenoxyd erstickt. Versuchen Sie gar nicht erst, das zu begreifen; es führt zu nichts. Sechshunderttausend Juden sind schon auf diese Art umgebracht worden. Und wir, wir helfen dabei. Auch das können Sie nicht verstehen. Wir sind ungefähr tausend – die genaue Zahl wird man Ihnen gern sagen, wenn es Sie interessiert.»

Djielo hörte wie gebannt zu.

«Wie ist das nur möglich?» sagte er immer wieder.

«Das fragt man sich vielleicht eines Tages in aller Welt, wenn es uns nicht gelingt, hier herauszukommen.»

«Wenn das wahr ist, was Sie da sagen, dann sehe ich keine Möglichkeit, hier herauszukommen.»

Adolf schwieg einen Augenblick, sah Djielo fest an und sagte in anderem Ton:

«Das ist unsere Sache, und deshalb habe ich Sie ausgesucht.»

Djielo glaubte verstanden zu haben und fragte flüsternd:

«Flucht?»

«Nein.»

«Die Russen?»

«Auch nicht. Nach unseren letzten Informationen verläuft die Front über tausend Kilometer von hier entfernt. Es liegt hoher Schnee, und die Deutschen rücken immer noch vor.»

«Was also dann?»

Adolf liess sich Zeit, um die Wirkung seiner Worte zu erhöhen.

«Revolte.»

«Aha», murmelte Djielo und sein sachverständiger Blick schweifte über das Lager.

Adolf folgte dem Blick und beantwortete Djielos Fragen, ehe er sie äussern konnte; unwillkürlich nahm er die Haltung eines Untergebenen an, der seinem Vorgesetzten Bericht erstattet.

«Ja, vier Reihen Stacheldrahtverhau und alle zweihundert Meter ein Wachturm mit Scheinwerfer und schwerem Maschinengewehr, und auf je fünf Häftlinge ein Wachtposten. Der nächste Wald, der diesen Namen verdient und uns Schutz bieten kann, zumindest gegen die

Deutschen, liegt acht Kilometer entfernt. Zudem ist die Gegend mit Stützpunkten übersät, die beim geringsten Alarm eingreifen können.»

«Das ist alles?» fragte Djielo mit leicht ironischem Unterton.

«Hinzu kommt», fuhr Adolf unbeirrt fort, «dass kaum einer von zehn Häftlingen mit einem Gewehr umgehen kann . . . aber das hat nichts zu sagen», schloss er gleichmütig, «denn Gewehre haben wir sowieso nicht.»

Diese knappe Übersicht hatte Djielo gefallen, denn sie bewies ihm, dass Adolf wusste, wovon er sprach, dass er die Lage genau kannte und seine Pläne nicht auf Träume baute.

«Und was ist das Positive?»

«Was die Deutschen von uns halten. Sie haben Vorkehrungen getroffen, als hätten sie es mit Übermensch zu tun, aber in ihren Augen sind wir nur Würmer, die keine Spur Mut aufbringen.»

«Aha, Sie sprechen vom Überraschungseffekt.»

«Ja, Herr Hauptmann. Eine Handvoll Juden gegen die Eroberer der Welt. Wir wenden gegen sie die Taktik an, die sie gegen uns angewendet haben und die so gut geklappt hat. Weil es so unvorstellbar war, haben wir lange nicht an die Ausrottung glauben wollen. Den Deutschen wird es genauso schwerfallen, sich eine Revolte vorzustellen. Wir haben gesagt: ‚Die Deutschen? Dieses kultivierte Volk? Wo denken Sie hin!‘ Die Deutschen werden sagen: ‚Die Juden? Diese Untermenschen? Aber ich bitte Sie!‘ Das sagen sie übrigens jetzt schon.»

Abends in der Baracke hatten sie noch lange über die Möglichkeiten und Risiken einer Revolte gesprochen. Später war es üblich geworden, dass sie sich jeden Abend zusammensetzten, und bei diesen Gesprächen entstanden allmählich feste Umrisse eines Plans. Djielo war ein hervorragender Stratege, und Adolf beschaffte ihm alle Informationen, die er brauche, machte ihn auf wichtige Umstände aufmerksam und korrigierte seine Vorschläge aufgrund seiner genauen Kenntnis der Realität von Treblinka.

Die Revolte hatte ihren militärischen Kopf gefunden. Adolf beschloss, ihn durch Galewski zum Kapo ernennen zu lassen, damit er besser geschützt war.

«Glaubst du immer noch, dass ein Aufstand möglich ist?» hatte Galewski gefragt.

«Warum denn nicht?» fragte Adolf zurück.

Galewski wollte ihm die wirklichen Gründe seiner Bedenken nicht nennen.

«Und die Waffen?» fragte er.

«Wir haben einen Weg gefunden, wie wir uns wenigstens ein paar beschaffen können.»

Galewski hatte den Gedanken schon gänzlich fallengelassen, und Adolf hatte Mühe, ihn auch nur zum Zuhören zu bringen.

Der Plan war gewagt, aber er konnte gelingen. Die SS-Männer liessen sich von den Hofjuden Uniformen und Stiefel anfertigen. Die Schuhmacher und Schneider, die je eine Werkstatt hatten, waren nur mit diesen Aufträgen beschäftigt. Da sie hervorragende Fachleute waren, hatten sie bald das Vertrauen der Deutschen gewonnen und wurden von ihnen verhältnismässig freundlich behandelt. Ab und zu, wenn die Arbeit zur besonderen Zufriedenheit ausgefallen war, bekamen sie sogar ein paar Zigaretten oder eine Flasche Schnaps. Manche SS-Männer liessen auch für ihre Frauen und Kinder Schuhe und Kleider anfertigen. Das wiederum veranlasste sie, mit den Handwerkern zu plaudern, mit ihnen von ihrer Familie, vom Krieg, von der Heimat, der Geburtsstadt und dem Häuschen sprechen, das sie sich einmal kaufen wollten, wenn «das alles» vorbei wäre. In der Schuster- und der Schneiderwerkstatt verwandelten sich die «Techniker» der Ausrottung in kleine Funktionäre. Von Zeit zu Zeit liessen sie sich sogar herbei, die armen Juden zu bedauern, und einer hatte eines Tages tatsächlich gesagt: «Tja, was hilft's, es ist eben Krieg.» Die Werkstätten waren an der Front des Hasses zum Niemandsland geworden, zu Umkleideräumen eines Stadions, in denen sich die Gegner während der Halbzeit trafen und ihre Ansichten über das Wettspiel austauschten. Selbst «Laika» liess sich dort zu Geständnissen hinreissen. Eines Tages hatte er erklärt, Hitler sei für ihn wie ein Gott und auf seinen Befehl hin würde er auch die eigenen Eltern töten. Kurz, in solchen Augenblicken benahmen sich die SS-Männer wie sich jeder beim Schneider oder beim Friseur benimmt. Da sich die SS-Männer von den Schneidern und Schuhmachern Uniformröcke, Stiefel und Hosen anmassen liessen und die Arme heben, die Knie beugen und sich vor dem Spiegel umdrehen mussten, hatten die Handwerker über die Kunden gewissermassen die Oberhand gewonnen und bestimmten bisweilen die Zeit für die Anprobe.

Auf diesen Umstand stützte sich Djelos Plan, den Adolf Galewski darlegte.

«Am Tage X müssen die Schneider und Schuster alle fünfzehn Minuten je einen Deutschen zur Anprobe bestellen, und zwar eine Stunde vor dem festgesetzten Beginn des Aufstands. Soll der Aufstand um drei Uhr losbrechen, wird von zwei Uhr an alle fünfzehn Minuten in

jede der beiden Werkstätten ein Deutscher bestellt. Zwei Deutsche auf zwei Uhr, die beiden nächsten auf zwei Uhr fünfzehn, die nächsten auf halb drei Uhr, wieder zwei auf zwei Uhr fünfundvierzig, das wären also bis drei Uhr zehn Deutsche.»

Galewski schien nicht zu verstehen.

«Und was wollt ihr mit den zehn Deutschen machen?» fragte er.

Jetzt verstand Adolf nichts mehr.

«Machen?» wiederholte er verblüfft, «machen? Umbringen natürlich!»

In Galewskis Gesicht zuckte es, und erst allmählich begriff er, was Adolf ihm da vorschlug. Es war so unvorstellbar, dass er nicht umhin konnte, sich darüber lustig zu machen.

«Das sollte man ein bisschen ausbauen. Wenn wir ein paar Jahre lang nach und nach das ganze deutsche Heer zum Schneider bestellen, gewinnen wir den Krieg. David erschlägt den Riesen Goliath.»

Dass sich in Treblinka eine besondere Form des Witzes entwickelte, ist eine der erstaunlichsten Erscheinungen des Lebens im Vernichtungslager. Mit seiner Mischung aus Wunderglauben und bitterer Selbstironie grenzte er an den berühmten jüdischen Witz und wirkte in dieser Totenwelt als unerlässliches Ventil. Heute ist das fast ungreiflich, und die Überlebenden können sich kaum mehr daran erinnern. In Treblinkas letzten Monaten wurden junge Frauen ins Lager II geschickt, die im Waschhaus zu arbeiten hatten.

Eine dieser Frauen sang sehr gern, obwohl sie völlig unmusikalisch war. Von morgens bis abends trällerte sie laut und eigensinnig Lieder, deren Text sie mitunter kannte, deren Melodie sie jedoch niemals traf. Diese entnervende Angewohnheit machte sie zur Zielscheibe allgemeinen Spotts.

Einmal sagte eine der Frauen zu ihr:

«Rifka, ich habe geglaubt, ich hätte mich hier in Treblinka an alles gewöhnt, aber eines gibt es doch, das ich einfach nicht aushalten kann.»

«Ach nein – was denn?»

«Deine Stimme, Rifka, deine Stimme!»

Schon gegen Ende der Gettoepoche, als es mit dem besten Willen der Welt nicht mehr gelang, die kleinste Hoffnung aufrechtzuerhalten, hatten sich manche Juden in den Witz geflüchtet. Die entscheidende metaphysische Frage hiess: «Glaubst du an ein Leben nach dem Wagon?» Die tröstliche Abschiedsformel zwischen Freunden, denen die Trauer im Gesicht stand, lautete: «Nimm's nicht so schwer, mein Lieber, wir sehen uns ja in einer besseren Welt wieder: im Schaukasten, als Seife.» Wusste der andere Bescheid, dann antwortete er:

«Ja, aber aus meinem Fett macht man Badeseife, und du wirst bloss Kernseife!»

Wer diesen Humor versteht, versteht die unendliche Liebe der Juden zum Leben, begreift die Kapitulation und das Wunder.

Adolf hatte an diesem Tag Galewski nur die Zusage abringen können, dass Djelo zum Kapo ernannt werde. Als er abends mit Djelo zusammenkam, war er sehr niedergeschlagen. Er erzählte Djelo, dass Galewski nicht sicher sei, ob die Schneider und Schuster, die ja zu den «Hofjuden» gehörten, sich auf ein so grosses Risiko einlassen würden.

«Vielleicht hat er recht, soweit es die ‚Hofjuden‘ betrifft; aber eines verschweigt er, nämlich, dass er selber das Risiko ebenfalls scheut», setzte er erläuternd dazu.

«Und ohne sie können wir nichts unternehmen?» fragte Djelo.

«Schon mit Hilfe der ‚Hofjuden‘ ist es ein Wagnis, weil wir nicht wissen, wie Lager II reagiert, mit dem wir ja gar keinen Kontakt haben. Ohne die ‚Hofjuden‘ wäre es Wahnsinn.»

«Wir könnten sie zwingen mitzumachen. Wir brauchten ihnen nur zu drohen, dass wir auf jeden Fall etwas unternehmen.»

«Nein, wir müssen sie überzeugen. Vergiss nicht, dass es Galewski war, der alles in Gang gebracht hat. Er ist die Seele des Aufstands. Er ist der einzige, der auf die Männer so viel Einfluss hat, dass sie zu gemeinsamem Handeln zu bringen sind. Im Augenblick fehlt ihm die Entschlossenheit zum Kampf; er hat seine Zuversicht verloren. Wir müssen versuchen, ihn zu verstehen. Er weiss, dass er hier nicht lebendig herauskommt, dass sein Leben zu Ende war, als er aus dem Waggon stieg. Wenn man so lange in der Nachbarschaft des Todes lebt – des eigenen Todes und des Todes der anderen –, dann hat man solche Augenblicke der Schwäche.»

«Was sollen wir also tun?»

«Nichts. Abwarten. Ich habe ‚Kiwe‘ sagen hören, dass wir noch viele Transporte zu erwarten haben. Solange Transporte kommen, brauchen sie uns. Deshalb liquidieren sie uns nicht so bald.»

«Aber ewig kann das nicht dauern. Besser, es passiert vorher was.»

«Das hoffe ich auch. Aber woher der Anstoss kommen soll, der den Gedanken an Revolte wieder auf leben lässt, das weiss ich nicht.»

Die Männer sind erschöpft, vom Aufstand ist nicht mehr die Rede, die Nazi-Maschinerie scheint ihr Ziel erreicht zu haben, ohne dass sie auf ein Hindernis stiess. Zwei Männer wollen noch kämpfen, alle anderen sind nahe daran, aufzugeben, wollen auf den Sieg über den Tod verzichten. Der Tod ist ihnen zu vertraut geworden. Die wirk-

liche Welt, die andere Welt, ist aus ihrem Gedächtnis fast getilgt. Waren sie jemals frei? Waren sie jemals glücklich? Waren sie jemals Menschen? All das liegt so weit zurück, verliert sich in der verblassten Erinnerung an ein anderes Leben ...

Doch die Dialektik des Todes zieht die des Lebens nach sich. Der neue Anstoss, von dem Djelo gesprochen hatte, kommt. Ein Mann ist unterwegs nach Treblinka, in dieser Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1943.

Er ist verletzt, er liegt im Sterben. Er heisst Choken.

18

Sobald der Waggon das Lagertor hinter sich gelassen hatte, zog Choken einen Bleistiftrest aus der Tasche und kritzelte hastig auf jedes Kleidungsstück: «Eigentum eines Juden, der in Treblinka starb.» Er wusste nicht, wohin seine Reise ihn führen würde, und schon vom ersten Augenblick der Freiheit an wollte er mit allen Mitteln seiner Aufgabe als Zeuge nachgehen. Als sein Bleistift stumpf wurde, schnitt er ungelentk mit einem Messer in andere Kleidungsstücke grosse Löcher in Form eines Davidsterns. So arbeitete er verbissen den ganzen Abend und einen Teil der Nacht hindurch, ohne einen Augenblick innezuhalten oder an Essen oder Trinken zu denken. Es war wie ein Krampf, wie der Drang, laut zu schreien, um sich von einer unerträglichen Last zu befreien. Trotz seiner scheinbaren Unempfindlichkeit war Choken tief erschüttert von dem, was er in Treblinka miterlebt hatte, und jetzt, allein, im rollenden Waggon, brach es aus ihm heraus. Vergebliche Rache am Tod und am tödlichen Schweigen.

Als er wieder Herr seiner selbst war und die zeretzten Kleidungsstücke um sich her wahrnahm, sagte er sich, dass er den Waggon so schnell wie möglich verlassen müsse, denn die erste Inspektion wäre sein Tod. Er entfernte das Gitter, mit dem das kleine Fenster verschlossen war, und wartete. Die Morgendämmerung war nicht mehr weit, als der Zug endlich die Fahrt verlangsamte. Er vergewisserte sich, dass der Zug über freies Feld rollte, und sprang auf den Bahndamm. Als der letzte Waggon an ihm vorbeigefahren war, blieb er noch lange liegen. Das Gras duftete, die Nacht war mild, das leiser werdende Rollen des Zuges machte die Stille noch tiefer, der Himmel, der sich im Osten erhellte, begann herrlich zu leuchten. Glück verheissende Freiheit. Alles war überwunden. Der letzte Hauch des Alldruckes entschwand mit dem roten immer kleiner werdenden Schlusslicht des Zuges.

Stärker als Freude und Glück empfand Choken ein überwältigendes Gefühl der Befreiung, der Wiedergeburt, wie man es vielleicht erlebt, wenn ein verlorengeliebter geliebter Mensch wiederkehrt. Den Menschen, den Choken wiederfand, war er selber. Er spürte es mit der Haut, die in der Frische des Morgens erschauerte, mit dem Geruchssinn, der allmählich die vergessenen Düfte wiederentdeckte, den Augen, die sich in der Unendlichkeit des Himmels verloren, dem ausgestreckten Körper, der mit dem ganzen Gewicht auf der weichen, einladenden Erde ruhte.

Nach langer Zeit, in der er reglos dagelegen hatte, war er aufgestanden und zu einem Wäldchen geschlichen, in dem es dichtes Unterholz geben musste. Der Tag zog herauf, und Choken wollte sich lieber versteckt halten, da er keine Papiere besass, die ihn als «Arier» auswiesen. Am Waldrand stiess er auf einen Bach. Er trank mit tiefen Zügen und nahm dann ein Bad. Das Wasser war eisig, und Choken wurden die Glieder steif vor Kälte. Als er sich nackt im Bach ausgestreckt hatte, war es ihm, als nähme die Strömung, die an dieser Stelle sehr stark war, seiner Haut den Todesgeruch, an den er sich dort drinnen gewöhnt hatte, und als verschwände damit die letzte Erinnerung an die Hölle. Dann rieb er sich mit dem Hemd ab und ging tiefer in den Wald hinein. Nachdem er den Brotkanten und den Wurstzipfel, die er bei sich hatte, gegessen und sich in einem Dickicht unter Laub verkrochen hatte, schlief er ein.

Als Choken aufwachte, war es schon dunkel. Sein Kopf war klar, seine Glieder ausgeruht. Er beschloss, in das Dorf zu gehen, das er am Morgen vom Bahndamm aus gesehen hatte.

Ungehindert erreichte er die ersten Häuser. Im dritten Haus, das er vorsichtig durch das Fenster erkundete, sah er eine Frau, die allein bei einem kleinen Kind wachte. Er klopfte an die Tür, und als er hörte, dass der Riegel zurückgeschoben wurde, stiess er sie mit einem Ruck auf.

Die Frau schien erschrocken, doch Choken trat so sicher auf, dass sie nichts zu sagen wagte. Er bat sie um Essen und folgte ihr in die Wohnküche. Das Kind wimmerte leise in dem grossen Korb, der ihm als Wiege diente. Choken trat näher heran.

«Es ist krank», sagte die Frau. Ihre Stimme bebte von unterdrücktem Schluchzen. Choken beugte sich über die Wiege – da hörte er Geschrei, lautes Rufen und Jammern, das vom anderen Ende des Dorfes herüberschallte. Er regte sich nicht und horchte angestrengt: Was war da los? Die Schreie wurden zahlreicher und schienen näher zu kommen. Hatte man ihn aufgespürt? Wurde er gesucht? Rasch richtete er sich

auf und sah sich nach der Tür um. Die Frau bemerkte seine Verwirrung und sagte wegwerfend, als wolle sie ihn beruhigen:

«Ach, sie bringen wieder Juden nach Treblinka.»

Nur diese Feststellung einer Tatsache, die sie nicht berührte. Im selben Tonfall hätte sie sagen können: «Ach, der Zehn-Uhr-Zug, die Uhr geht wieder mal nach.»

Choken erstarrte. Der Zauber war gebrochen. Wieder war er ins Zentrum der Tragödie zurückgestossen. Es dauerte eine Weile, bis er sich gefasst hatte. Als er glaubte, seine Stimme wieder in der Gewalt zu haben, sagte er: «Die Juden, ach ja! Natürlich.»

Die Frau sah ihn lange an. Die Schreie kamen näher. Er unterschied jetzt das Gebrüll der Deutschen und das Klagen der Juden – ein Klage-ton, der aus tiefster Tiefe zu kommen schien, wie ein Klagen Tausender von Stimmen, ein Chor des Jammers, der die ganze Hoffnungslosigkeit hinausschrie.

Vom Schmerz betäubt, jede Vorsicht vergessend, flüsterte Choken:

«Diese Schweinehunde, diese Schweinehunde.»

Die Frau hatte ihn nicht aus den Augen gelassen; jetzt ging sie einen Schritt auf die Tür zu, doch Choken kam ihr mit einem Satz zuvor und stellte sich mit dem Rücken gegen den Pfosten. Voller Hass sah sie ihn von oben bis unten an und stiess hervor:

«Jude! Sie sind auch Jude. Ich hab's doch gewusst!»

Das Kind wimmerte immer noch in der Wiege.

Choken zog eine Handvoll Goldstücke aus der Tasche und warf sie auf den Boden. Dann sagte er mit so viel Verachtung, wie er seiner Stimme nur geben konnte:

«Bringen Sie mir etwas zu essen.»

In diesem Augenblick zog draussen die Kolonne der Verhafteten vorbei, und die Antwort der Frau ging im Lärm unter. Sie bückte sich und las das Gold auf. Dann liess der Lärm nach, und kurz darauf war nur noch das Keuchen des Kindes zu hören.

«Mein Kind», flüsterte sie gehässig, als seien die Juden daran Schuld, dass es sterben musste.

Sie trat an die Wiege, strich mit der Hand über das kleine Gesicht und ging dann zu einem Backtrog hinten an der Wand. Sie nahm einen Brotlaib heraus, holte ein paar Kartoffeln und ein Stück Speck und legte alles auf den Tisch.

«Nehmen Sie das und gehen Sie», sagte sie, ohne Choken anzusehen.

Nicht weit von Treblinka lag ein kleiner Flecken, der seit uralten Zeiten fast nur von Juden bewohnt war: Stoschek. Der Müller, der Huf-

schmied, der Metzger, der Maurer – alle waren Juden. Dort war der Samstag der Tag des Herrn, und die grossen Feste, die man feierte, hiessen Pessah, Yorn Kippur und Rosh Haschannah. Die Juden hatten ihre Häuser mit eigenen Händen erbaut, sogar die Strassen gepflastert. Die Bevölkerung war jüdisch von Generation zu Generation und arm vom Vater auf den Sohn. Choken war einmal nach Stoschek gekommen, bei welcher Gelegenheit, wusste er nicht mehr, aber noch dachte er mit Zuneigung und Zärtlichkeit an die kleine, armselige, jüdische Gemeinde.

Als er die ersten Hütten sah, erkannte er den Ort wieder, das Dorf am Waldrand, am Anfang der weiten Ebene, karg wie der Sandboden, wie die Sümpfe, die sich auf der anderen Seite bis zum Horizont erstreckten.

Seit Choken sich mit seinem Gold arische Papiere gekauft hatte, versteckte er sich tagsüber nicht mehr. Seit dem frühen Morgen war er gewandert; allmählich machte die Müdigkeit seine Glieder schwer, liess seine Füsse auf dem Feldweg stolpern. Es wurde Abend, und die rote Sonne verzauberte die Ebene und gab dem Wald etwas Geheimnisvolles.

Das Dorf schien unversehrt, und zum erstenmal seit jener Nacht, in der er wieder in den Alptraum gestürzt war, empfand Choken Frieden. Wunderbarerweise von den Qualen verschont geblieben, lebte das kleine jüdische Dorf nach wie vor im gelassenen Rhythmus des Glaubens und der Ewigkeit.

Die Dämmerung wuchs und hüllte die Hunderte kleiner Häuser ein, und je näher Choken kam, desto weiter schienen sie sich zu entfernen und mit dem Wald zu verschmelzen. Der Pfad machte eine Biegung, und das ganze Dorf verschwand. Wie still es war! In Choken regte sie eine vage Unruhe, die allmählich zu unbegreiflicher Angst wurde. Er blieb stehen, lauschte, ging lautlos weiter und hielt sich dicht an die Büsche am Wegrand.

Der Boden unter seinen Füßen wurde fester, und er spürte, dass er das Dorf erreicht hatte. Noch zehn, zwölf Schritte, und er stand vor dem ersten Haus. Er schlich an der Mauer entlang und kam an ein Fenster. Und plötzlich wurde seine Angst zur Gewissheit. Die Scheiben waren eingeschlagen, die Möbel umgestürzt, Kleider lagen auf dem Boden. Schmerzhaft wurde ihm bewusst: Er war zu spät gekommen. Stoschek existierte nicht mehr.

Er rannte durch das Dorf und suchte verzweifelt nach einem Lebenszeichen. Die Hauptstrasse lag voller Trümmer. Das Tor der kleinen Synagoge war aufgebrochen und zeigte das verwüstete Innere; das

Allerheiligste, der Schrank, in dem die Thorarollen aufbewahrt werden, war entweiht worden. Die Leere und das Schweigen ringsum beschworen den Tod herauf. Ohne sich dessen bewusst zu werden, hatte Choken das Dorf durchquert und sah den Eingang des kleinen jüdischen Friedhofs vor sich. Er ging durch das Tor und spürte, wie die Erde unter seinen Füßen nachgab. Er begriff, dass nicht einmal der Friedhof verschont worden war. Langsam liess er sich zu Boden sinken und weinte vor Wut, Ohnmacht und Hass.

In der Nacht schlief er in einer Hütte in einem zerwühlten Bett. Am Morgen hatte er seine Ruhe wiedergefunden. Er suchte das Dorf Haus für Haus ab, um sich zu vergewissern, dass niemand überlebt hatte. Er nahm sich warme Kleidung, denn bald würde es Winter sein, und dann ging er den Weg zurück, den er gekommen war, ohne sich einmal umzusehen. Sein Entschluss stand fest: Er wollte töten und immer weiter töten, bis er daran starb. Nur der Tod konnte ihn von seinem Hass befreien, nur der Tod konnte sein Verlangen nach Rache stillen.

Am Tag nach seiner Ankunft in Wengrow begann dort die grosse Razzia. Choken liess sich mit den anderen fortbringen und in den Zug einschliessen, ohne den geringsten Widerstand zu leisten. Bis zum Schluss wollte er die Juden zum Revoltieren überreden. Die Fahrt inmitten dieser gebrochenen Menschen, die stumm und resigniert dalagen, war schlimmer als der Tod. Er konnte sich nicht entschliessen, sie in dieser Verfassung im Stich zu lassen. Er konnte aber auch nicht aufgeben, denn er lebte nur noch, um sich zu rächen, er kannte nichts mehr als Hass.

Der Zug war Treblinka schon ziemlich nahe, als er sich dazu durchrang, hinauszuspringen. Es hagelte Kugeln, als er wieder aufstehen wollte, aber noch war ihm der Tod nicht bestimmt. Am nächsten Morgen gelangte er nach Noworadomsk. Er hatte sich vorgenommen, auf dem Weg nach Warschau ein paar Tage dort zu bleiben, denn hier lebte ein Vetter von ihm. Die Verwandten waren voller Anteilnahme – bis zu dem Augenblick, an dem er von Treblinka zu berichten begann. Die Stadt war in friedliche Betäubung versunken, und sein Vetter bat ihn dringend, niemand etwas von Treblinka zu sagen.

«Aber glaubst du mir denn nicht?» fragte Choken.

«Natürlich glaube ich dir, aber es hat doch keinen Sinn, den anderen angst zu machen.»

«Meinst du, es wäre besser, sie sterben zu lassen?»

«Es ist besser, sie hoffen zu lassen. Ihnen ist ja ausser Hoffnung nichts mehr geblieben.»

«Und wie Männer sterben – ist das nichts?»

«Es kommt nicht darauf an, ob man als Mann, als Jude oder als Schaf stirbt, wenn es einmal soweit ist.»

Stundenlang war das Gespräch in dieser Weise weitergegangen. Dann hatte Choken das Haus verlassen und sich darangemacht, mit den Leuten auf der Strasse zu reden. Eine Viertelstunde später war die jüdische Polizei gekommen, hatte ihn zuerst ins Gefängnis gebracht und dann dem Judenrat vorgeführt. Der Vorsitzende des Judenrates hatte ihn beschuldigt, absichtlich eine Panik hervorrufen zu wollen, um Gold und Schmuck billig kaufen zu können. Choken hatte wortlos gelächelt, und als man ihn ins Gefängnis zurückbrachte, war er entflohen.

In den ersten Tagen des Januar kam er nach Warschau. Dort hörte man ihm oft gleichgültig und manchmal feindselig zu, doch liess man ihn immerhin reden.

Chokens schmerzlichstes Erlebnis war die Begegnung mit einem Mann, der ihn von Treblinka berichten hörte und sich plötzlich aufführte, als habe er den Verstand verloren. Er stürzte sich auf Choken, um ihn zusammenzuschlagen, und brüllte: «Du widerlicher Kerl, du – willst du behaupten, dass meine Frau, die so schön und so jung ist, nicht mehr lebt? Verdammter Lügner, lass dich bloss nicht hier blicken. Du willst uns ja doch nur quälen.» Die junge Frau war vier Wochen zuvor nach Treblinka gebracht worden. Ihr Mann vermochte nicht, sich einzugestehen, dass sie tot war, und erzählte sogar, dass sie ihm von Zeit zu Zeit schrieb.

Nur mit Mühe gelang es Choken, den Mann abzuschütteln, und als er wegging, überkam ihn ein Gefühl der Scham. Seitdem nagten Bedenken an ihm, die ihn an den Rand der Verzweiflung brachten. In diesen Tagen, als er der Krise fast erlag, kam er zu der Einsicht, dass der einzig mögliche Kampf der war, den Galewski in Treblinka führte: der Kampf gegen den Tod. Er hatte sich schon vorgenommen, nach Treblinka zurückzukehren und sich Galewski wieder anzuschliessen, da wurde er eines Abends von drei jungen Leuten auf der Strasse angehalten und in eine enge Gasse gezogen. Zwei waren anscheinend Studenten, magere junge Leute mit fanatischem Blick. Der dritte war ein Koloss, der mit seinem bärtigen Gesicht bedrohlich aussah. Sie fragten ihn lange über Treblinka aus, und Choken wurde gewahr, dass sie nicht nur über alles, was dort geschah, gut informiert waren, sondern auch die Vorschläge genau kannten, die er seit seiner Ankunft in Warschau unter die Leute gebracht hatte. Demnach gehörten sie zur jüdischen Widerstandsorganisation, die seit einiger Zeit das War-

schauer Getto beherrschte. Drei Monate später sollten sie das Getto in einen erbitterten, hoffnungslosen Kampf führen.

Als das Verhör beendet war, fragte einer der beiden Studenten, offenbar der Verantwortliche, ob Choken sich ihrem Kampf anschliessen wolle. Choken stimmte zu, und sie nahmen ihn sogleich mit.

In Warschau hatten die Razzien fast aufgehört. Von den vierhunderttausend Juden, die man vor dem Juli 1942 dort zusammengepfercht hatte, waren höchstens achtzigtausend übriggeblieben. Die Leitung der Widerstandsorganisation war überzeugt, dass das Getto endgültig liquidiert werden sollte; die Frage war nur: wann? Alle Pläne waren rein defensiv. Jedes Haus musste sich in eine Festung verwandeln, und bei der letzten Razzia musste das Leben jedes einzelnen Juden so teuer wie möglich verkauft werden. Die Verteidiger hatten keinerlei Aussicht, mit dem Leben davonzukommen. Sie konnten nur hoffen, erst dann zu sterben, wenn jeder mehrere Deutsche umgebracht hatte.

Ein Verzweigungskampf also, wie der von Camerone, mit einem Unterschied: Er war nicht einmal strategisch zu rechtfertigen. Für die Widerstandskämpfer in Warschau und Bialystok gab es weder Sieg noch Rückzug. Schlimmer noch: von ihrem Kampf würde man vielleicht nie etwas erfahren, und dann konnte er nicht einmal der Ehre des jüdischen Volkes dienen. Ein erschütterndes Zeugnis hat sich erhalten, das erkennen lässt, was die Menschen am Vorabend des letzten Kampfes empfanden: Mordechai Tenenbaums letzter Brief an seine Schwester in Israel, einen Tag vor der letzten Razzia geschrieben. Dieser Abschiedsbrief, der Bialystok wenige Stunden vor Ausbruch des Aufstandes verliess, hat Palästina wie durch ein Wunder erreicht.

«Ob eine Tages irgendjemand die Geschichte unseres heldenhaften Kampfes erfährt? . . . Wir verschwinden alle, ohne Spuren zu hinterlassen. Itzak ist tot, Zywia, Fromka, alle unsere alten Kameraden . . . Die Männer sehen mich bittend und ein wenig beschämt an, als wollten sie sagen: ‚Noch nicht, vielleicht nächstes Mal.‘ Wie gern sie alle leben möchten! . . . Jetzt geht es aufs Ganze. Morgen soll die grosse Razzia anfangen. Wenn ich es wirklich für sinnvoll hielte, könnten wir uns auf Kosten meiner Selbstachtung Wiedersehen. Aber ich will es nicht. Es darf es nicht sein. Und Du, Du weinst nicht, nicht wahr? Es hilft ja nichts. Ich weiss es jetzt.»

Die Widerständler verhehlten Choken nicht, dass es darum ging, kämpfend zu sterben, dass es keine Alternative gab:

«Wir haben nur die Wahl zwischen Tod und Tod, und vielleicht ist auch das vergebens», sagte ihm einer der Chefs. «Uns geht es wie

den Kämpfern in Massada, die sich in jener Festung am Rande der Welt bis auf den letzten Mann töten liessen, als die Revolte gegen Rom schon längst im Blut erstickt war, als der Tempel in Trümmern lag, als Judäa nicht mehr bestand. Warum kämpften sie, da doch alles schon verloren war? Israel zu Ehren? Aber die Zerstreuung hatte ja schon begonnen, und sie konnten nicht wissen, dass wir im Exil überleben würden. Um ein Beispiel zu geben? Aber es war ein Kampf ohne Zeugen, von dem die Geschichte nichts wusste, wenn Flavius Josephus nicht später den «Jüdischen Krieg» geschrieben hätte. Des Glaubens wegen? Vielleicht, oder vielmehr durch den Glauben. Sie fragten nicht nach Gründen, sie suchten nicht nach dem Sinn ihres Kampfes. Sie kämpften und starben einfach.

Wie viele solcher Kämpfe hat es gegeben, von denen wir nichts wissen, von denen wir nie etwas erfahren werden? Vielleicht hat unser Volk nur deshalb überlebt, weil die Juden in unserer langen Geschichte immer wieder bereit waren, ohne Hoffnung, aber auch ohne Verzweiflung zu kämpfen, im Glauben an Gott und an Israel. Heute ist der Gedanke absolut logisch, dass das jüdische Volk im Sterben liegt und unser Kampf deshalb vergeblich und unser Hass zwecklos ist. Aber wer weiss, ob sich unser Volk nicht doch – vielleicht stärker als zuvor – aus dieser Asche erhebt?»

Choken erwartete in der vordersten Linie, in dem Stützpunkt, dem er zugeteilt war, den Tag des Kampfes mit grösster Ungeduld. Aus dem umstellten Getto kam niemand mehr heraus. Tödliche Stille lastete auf den Strassen, die wenige Monate zuvor so belebt gewesen waren. Morgens und abends zogen die Arbeitskolonnen vorüber, Tote auf Urlaub, Schattengestalten. Die Häuser waren nur noch von Erinnerungen bewohnt, beredten und schon erkalteten Erinnerungen an Menschenleben, die mitten im Alltag abgebrochen waren. Ein gedeckter Tisch erzählte, dass die Familie in dem Augenblick abgeholt worden war, als sie sich zum Essen hinsetzen wollte; zersplitterte Zwischenwände sagten, dass ein Versteck entdeckt worden war; ungemachte Betten, dass der Tod in der Nacht gekommen war.

Der erste Angriff begann am 19. Januar vor Tagesanbruch. Die ukrainischen, litauischen, lettischen, weissrussischen Wachmannschaften marschierten an der Spitze, dann kamen die polnische Polizei und die Sondereinheiten der SS. Auf der Strassenmitte marschierten sie bedenkenlos in das Stadtviertel ein. Der Gettoälteste liess sie durch den Verteidigungsring, dann gab er den Feuerbefehl. Von allen Seiten prasselten gleichzeitig die Schüsse, und die tödlich Getroffenen und die vor Angst Halbtoten warfen sich mit derselben Bewegung zu Bo-

den. Aus allen Häusern erklang ein tausendstimmiges «Hurra!» Der Gegenangriff brach am Nachmittag los. Chokens Stützpunkt hielt drei Stunden lang stand, dann wurde er, abgeschnitten durch die Feuerstöße der Panzerwagen und der Feldartillerie, die überstürzt als Verstärkung herangebracht worden waren, mit Flammenwerfern erledigt.

Nachdem sie jede Treppenstufe, jede Etage verteidigt hatten, rief der Chef zum Rückzug. Es blieb ihnen nichts, als aus dem Fenster zu springen. Mit dem Ruf: «Es lebe Israel!» sprang der verwundete Choken als erster. Er hatte seine Munition verschossen und wollte nicht lebend in die Hände der Deutschen fallen. Aber als er den Boden immer schneller auf sich zukommen sah, beugte er instinktiv die Knie und riss die Arme vor das Gesicht. Als er zu sich kam, sah er als erstes einen Halbkreis von Maschinenpistolen, die ihn und andere in Schach hielten. Ohne sich zu rühren, schätzte er seine Chancen ab. Er musste mit einem mächtigen Satz auf den am nächsten stehenden Milizsoldaten zuspringen, ihm die Waffe entreissen, abdrücken und davonrennen. Die Aussichten waren minimal, alles hing von der Schnelligkeit seines Sprunges ab.

Als Choken die Knie anziehen wollte, wusste er, dass er verloren hatte, dass er nie wieder springen würde, dass er sterben musste. Sein rechtes Bein blieb regungslos ausgestreckt liegen: Es war gebrochen.

Und da, aus tiefster Hoffnungslosigkeit, blitzte es in ihm auf: durchhalten bis Treblinka, Galewski sprechen, ihm sagen, dass kämpfen möglich ist, dass der Sieg nur aus der Tiefe des Abgrunds kommt.

Von anderen Festgenommenen gestützt, gelang es Choken, sich zum «Umschlagplatz» zu schleppen, wo sie auf den Zug nach Treblinka warteten. Die ganze Nacht über wehrte er sich gegen das Fieber und gegen den Tod. Der Transportzug war rasch abgefertigt worden, und zum Glück war der Waggon nicht vollbesetzt. Choken konnte sich auf dem Boden ausstrecken. Der Schmerz im Bein war erträglich, nur das Geschoss, das ihm seit der Schiesserei am Morgen in der Brust sass, quälte ihn wirklich. Er fühlte den Tod nahen, und die Fahrt schien ihm endlos. Kälte und Fieber schüttelten ihn, gegen Morgen zitterte er im Schüttelfrost. Mehrmals verlor er das Bewusstsein, aber sein Wille, bis Treblinka durchzuhalten, war so stark, dass er jedesmal wieder zu sich kam. Sein ganzes Sein war auf ein einziges Ziel gerichtet: Galewski zu sprechen.

Der Transport hielt einige Male, ehe er in das Lager einfuhr. Dann wurden die Schiebetüren mit einem Ruck aufgestossen, Befehle und

Schreie erklangen. Die Nichtverletzten stiegen aus, und dann kamen die «Blauen», um das Gepäck und die Verwundeten zu holen.

«Sachte, sachte, Kameraden», sagte Choken zu den beiden Juden, die sich über ihn beugten. «Ich muss unbedingt Galewski sprechen.»

Verblüfft starrten sie ihn an.

«Ich bin schon mal hier gewesen, ich bin geflohen. Und jetzt...»

Im Zug waren viele Verwundete gewesen, und das «Spital» war überfüllt. Die «Blauen» hatten Choken ein wenig abseits auf den Boden gelegt und Kurland gebeten, ihn als letzten dranzunehmen, damit sie Zeit hätten, Galewski zu holen.

Choken hatte die Augen geschlossen, um Kräfte zu sparen. Galewski erkannte ihn nicht wieder, und da der schwerverwundete Mann sich nicht bewegte, wollte er schon Weggehen. In diesem Augenblick spürte Choken Galewskis Gegenwart und schlug die Augen auf.

«Galewski», flüsterte er. «Ich bin es, Choken.»

«Choken?» sagte Galewski ungläubig.

Ehe er reagieren konnte, sprach Choken wieder:

«Du kannst mir nicht helfen. Ich sterbe. Aber das macht nichts. Hauptsache, dass ich dich sprechen kann.»

Und er erzählte ...

«Deswegen habe ich dich sprechen wollen. Du musst unbedingt etwas tun. Etwas, an das man sich erinnert, das in die Geschichte eingeht – als unverhoffter Sieg. Heldentum, das gibt's genug, genauso wie Feigheit, aber Helden wie Feiglinge enden in Treblinka. Was uns fehlt, ist ein Sieg! Der Sieg der Toten . . .»

Chokens Stimme wurde leiser, und Galewski musste sich tief über ihn beugen.

«... Rache ist unmöglich, und Hass ist zwecklos. Es geht nicht darum, in einem Verzweiflungskampf zu sterben, es geht nicht darum, Deutsche umzubringen. Es geht um einen Sieg und um Zeugen, die davon berichten können – Zeugen, Schlomo, Zeugen des Sieges der Juden über die SS. Gottbefohlen, Schlomo, auf Wiedersehen im Lande Israel.»

Galewski sah Choken an. Er war tot. Wie als Echo auf die letzten Worte seines Freundes begann er flüsternd das Kaddish zu sprechen:

«Yitgadal veyitkaddash ...»

Es war nicht nur ein Gebet, es war ein Schwur, den Galewski leistete, der Schwur, bis zum Sieg zu kämpfen, so wie Choken bis zum Tode gekämpft hatte.

Er zuckte zusammen, als «Laika» ihn anrief: «Was ist los Galewski?»

«Ach, nichts, Herr Sturmführer. Ein toter Jude.»

19

Am gleichen Abend noch berief Galewski das Komitee ein. Eine Tatsache beunruhigte ihn. Nachdem die Häftlinge erfahren hatten, was in Warschau geschehen war, hatten sie sich, überreizt wie sie waren, geweigert, zwei durch eine Handgranate verwundete Kameraden ins «Spital» zu bringen.

Galewski stellte zunächst Djielo vor. Welch ein Gegensatz zwischen diesem gesunden, selbstsicheren Mann, den Adolf vor dem schwindelerregenden Sturz in den Abgrund bewahrt hatte, und den abgemagerten, kranken Häftlingen, deren Haut mit Flecken übersät war – Zeichen schlecht verheilter Wunden –, deren unsteter Blick nur Leben zeigte, wenn es gelang, ihn aufzufangen. Sie waren so sehr an ihren eigenen Anblick gewöhnt, dass sie glaubten, schon immer so ausgesehen zu haben; wenn auch nicht alle Menschen so aussähen, meinten sie, sähen doch alle Juden so aus; Djielo, im Kampfanzug, mit gesunder, gebräunter Haut und sorgfältig rasiert, erschien ihnen fast wie ein Erzengel. Als sie ihn sahen, wussten sie, dass die Ablösung gesichert war.

Djielo sagte: «Ich weiss zwar nicht, ob meine Hilfe Ihnen viel nützen kann, aber eines weiss ich: ich verdanke Ihnen das Leben. Mir ist natürlich klar, dass Sie mich nicht ohne Grund gerettet haben, und ich hoffe, das Vertrauen, das Sie in mich setzen, nicht zu enttäuschen. Ich habe einen Plan, den ich vorschlagen möchte. Der einzige schwache Punkt bleibt die Versorgung mit Waffen. Am besten wäre es, sie aus der Waffenkammer des Lagers zu nehmen. Über die Aussichten eines solchen Unternehmens müssen wir noch sprechen.»

Eine knappe Sprache, eine sachliche Stimme – hier stand jemand, der zu führen gewohnt war. Das spürten alle und fühlten sich ermutigt.

«Die Operation zerfällt in drei Phasen. Ich selber halte den ersten

Teil für den wichtigsten. Denn ob wir Erfolg haben, muss sich in diesem ersten Abschnitt zeigen. Wir müssen mit dem Überraschungsmoment arbeiten. Nichts von unseren Vorbereitungen darf durchsickern. Nichts darf das Misstrauen der Deutschen erwecken. Es könnte sein, dass unsere Zusammenkünfte Verdacht erregen und Spitzel aufmerksam machen. Die erste Frage heisst also: was geschieht mit den Spitzeln? Wir müssen sie entweder kaufen oder beseitigen. Ich neige zur zweiten Lösung.»

«Unmöglich», sagte Galewski. «Das hiesse den Argwohn der Deutschen verstärken. Während der Typhusepidemie haben die Ärzte die Spitzel sterben lassen. Daraufhin hat ‚Kiwe‘ sie mit dem Kopf für das Leben seiner Spitzel haftbar gemacht.»

«Es wäre ein grosses Risiko, sie am Leben zu lassen.»

Über diesen Punkt wurde eine Weile debattiert, und man kam zu dem Schluss, es sei ebenso unmöglich, sie zu töten, wie gefährlich, sie für ein derart wichtiges Unternehmen zu kaufen. Schliesslich fand Kurland einen Ausweg; Djielo hatte ihn auf den Gedanken gebracht, als er fragte, ob es nicht wenigstens möglich sei, sie einzuschüchtern.

«Es gibt zweierlei Spitzel», erklärte Kurland, «die Professionellen und die Amateure.» Als Chronist des Lagers kannte er das Räderwerk des Systems sehr genau. «Der Verrat ist in Treblinka hervorragend, das heisst auf deutsche Art, organisiert. Es gibt drei Berufsspitzel: Chatzkel, Blau und Kuba Jacubowitsch. Der erste ist ein Idiot, der zweite ein Schwein und der dritte ein armer Teufel. Wie man ihn zum Spitzel gemacht hat, ist bezeichnend für ‚Kiwe‘.

Vor seiner Krankheit war Kuba ein prima Kerl. Er ist gelernter Krankenpfleger und hat die anderen nächtelang versorgt, hat ihnen geholfen und sie getröstet. Tagsüber hat er gearbeitet und Schläge bekommen, nachts hat er die Kranken gepflegt. Dr. Riback hat mir seine Geschichte erzählt, und sie müsste jeden nachdenklich machen, der leichtfertig über andere urteilt. Eines Tages ist Kuba selbst krank geworden und ins Krankenrevier gekommen. Durch seine Krankheit ans Bett gefesselt und unfähig, sich zu rühren, war er seinen Schindern ausgeliefert. Das Unvermeidliche geschieht. Eines Morgens beugt sich ‚Kiwe‘ über ihn und fragt ihn freundlich ‚Bist du nicht gesund?‘ Kuba bekommt einen Nervenschock und fängt an zu schluchzen. Doch was tut ‚Kiwe‘? Er tätschelt Kuba die Hand und sagt fast liebevoll: ‚Aber nicht doch, nicht weinen. Du wirst wieder gesund und bald kommst du wieder heraus.‘ Dann geht er weg. Der arme Kuba weiss nicht, wie ihm geschieht. Am nächsten Tag kommt ‚Kiwe‘ wieder, mit einem Karton voll Äpfel, am übernächsten mit Würstchen. Acht Tage

später ist Kuba gesund, und damit beginnt seine Laufbahn als lizenziertes Spitzel.

An die drei Profis darf man nicht rühren; sie sind auch so bekannt, dass alle sich vor ihnen in Acht nehmen. Wenn sie in der Nähe sind, hört jedes Gespräch auf; jeder, den sie ansprechen, dreht sich um und geht weg. Ihr Auftauchen wird sogar signalisiert wie bei den Deutschen und Ukrainern. Die Informationen stammen also nicht von ihnen, sondern von erbärmlichen Dilettanten, die sie stückweise bezahlt bekommen und sich einbilden, unter ‚Kiwes‘ Schutz zu stehen, aber ‚Kiwe‘ kennt sie gar nicht. Diesen Leuten also müssen wir den Mund stopfen.»

«Aber die unmittelbaren Vorgesetzten, die würden es doch merken?»

«Nein, nicht wenn es vorsichtig gemacht wird. Wir könnten eine neue Selbstmord welle inszenieren.»

Das Komitee besprach den Vorschlag und akzeptierte schliesslich den «Selbstmord» einer Anzahl von Spitzeln durch Erhängen, behielt sich aber das Recht vor, die Urteile erst nach gründlicher Untersuchung zu fällen. Adolf wurde beauftragt, unter seinen Kampftruppen Männer auszusuchen, die die Urteile vollstrecken sollten.

Djelo fuhr mit der Darlegung seines Plans fort und schlug als zweite Massnahme vor, keinem Häftling auch nur das geringste von dem mitzuteilen, was sie vorhatten, nicht einmal denen, die selbst im Ablauf der Aktion eine Aufgabe zu erfüllen hatten. Alle waren einverstanden, nur Galewski nicht.

«Der Vorfall von heute Nachmittag zeigt, dass die Leute wieder einer Reaktion fähig sind. Zum erstenmal seit Treblinka existiert, haben Häftlinge von sich aus den Gehorsam verweigert. Das ist für uns positiv, aber auch negativ. Der Vorfall lässt erwarten, dass uns alle folgen, dass aber im Falle einer Wiederholung die Deutschen ihre Sicherheitsmassnahmen verstärken werden. Wenn wir unsere Mithäftlinge sich selber überlassen, sind sie zu allem imstande. Sagen wir ihnen aber, sie sollten sich gedulden, weil wir etwas vorbereiten, dann verringert sich die Gefahr eines Verzweiflungsschritts. Vergessen wir nicht, dass dieser Aufstand eine Revolte aller sein soll und nicht die einer einzelnen Gruppe. Jeder wird mit derselben Botschaft von hier losgeschickt, aber die Überlebenschancen in den Wäldern sind so gering, dass Gott uns erhört hat, wenn nur ein einziger davonkommt.»

Djelo begriff den kollektiven Charakter des Aufstands nicht. Er war Jude, aber er war auch Soldat. Galewskis Argument, dass die Gesamtheit der Häftlinge eine unkontrollierbare explosive Kraft darstellte, liess ihn zögern.

«Wenn alle Bescheid wissen», sagte er, «können wir uns nicht die kleinste Panne leisten, wie etwa im Falle Dr. Chorongickis. Setzen wir ein Datum fest, dann können wir es nicht mehr verschieben, sonst richtet sich die explosive Kraft, von der du sprichst, gegen uns und lässt uns hochgehen.»

«Schon möglich», sagte Galewski nicht ganz überzeugt.

Schliesslich behauptete sich Galewskis Standpunkt.

Ohne Zweifel war Djelo der militärische Kopf des Aufstandes. Doch diese Revolte konnte nicht das Werk eines einzigen oder auch mehrerer Männer sein. Einzelne konnten sie wohl in die Wege leiten, aber die wirklich Handelnden waren die Häftlinge, die namenlose Mehrheit. Die Revolte war, wie die «Endlösung», ein kollektives Phänomen. Ein ganzes Volk stand auf, da es glaubte, eine Mission erfüllen zu müssen. Und jeder Einzelne in dieser Gesamtheit wusste, dass er wenig Chancen hatte zu überleben, und doch war er überzeugt, dass wenigstens ein Erwählter durchkommen und Zeugnis ablegen und so die Mission erfüllen würde.

Der Fall Josef Rapoport ist bezeichnend für diese Haltung. Rapoport, klein, untersetzt, kräftig, mit erstaunlich unschuldigen Augen in dem klar geschnittenen Gesicht, war zwanzig Jahre alt, als er in Treblinka ankam. Eines Tages, als er auf dem Appellplatz arbeitete, kam ein Deutscher und verlangte zehn Freiwillige für eine kleine Arbeit, die etwa eine Stunde in Anspruch nehmen würde. Rapoport meldete sich und wurde ins Lager II gebracht. Dort musste er bleiben. Tag für Tag öffneten sich vor ihm die grossen Falltüren der Gaskammern, und er sah die Massen geschundener Leiber, so zusammengepresst, als seien sie im Tode zusammen geschweisst. Das Lager war von einem Erdwall umgeben, der die Sicht nach aussen versperrte. Rapoport's Universum schrumpfte auf die Leichen unter ihm und den Himmel über ihm zusammen. Leichen und Himmel, Himmel und Leichen, Schläge, Laufschrift, Kälte, Hunger, Tod.

Eines Wintertags liess sich ein Rabe, angezogen vom Leichengeruch, mitten auf dem Hof nieder. Von allen Wachttürmen wurde fast gleichzeitig das Feuer auf ihn eröffnet, und die Leichen zuckten im Hagel der Geschosse. Der Vogel, erschreckt, versuchte wegzufiegen. Das Feuer verstärkte sich noch, bis ihn endlich eine Kugel zerschmetterte. Dieser Vorfall schien den Häftlingen ein Sinnbild, und sie sagten sich: wenn selbst ein Vogel nicht aus diesem Lager entkommen kann, wie sollen wir dann entkommen? Ein unbestimmtes Gefühl hatte Rapoport stets glauben lassen, er werde Treblinka doch lebend verlassen, aber beim Anblick des Vogels verlor er jede Hoffnung. In derselben

Nacht hatte er einen Traum. Er stand auf dem Hof inmitten der Leichen, plötzlich hörte er ein lautes Getöse, das alle, Juden wie Deutsche, zu Bildsäulen erstarren liess. Das Getöse verstärkte sich, ein riesiges Flugzeug erschien und blieb mitten am Himmel stehen. Am Rumpf öffnete sich eine Tür, eine Strickleiter entrollte sich und landete vor seinen Füßen. Und dann stieg er – vor den Augen der anderen, die wie versteinert dastanden – die Leiter hinauf. Das Flugzeug flog davon. Er war gerettet.

Nur an dem Tag, als der Totenvogel aufgetaucht war, hatte er daran gezweifelt, aus Treblinka zu entkommen. Er wusste nicht, wie er entkommen sollte; seine Pläne bauten eher auf Wunder als auf die Wirklichkeit. Bald flog er davon, bald grub er einen Tunnel, bald kam eine Partisanengruppe, griff das Lager an und befreite ihn, Rapoport, ihn ganz allein. Er war der Zeuge. Er sah sich in der Zukunft als Multimillionär, von Land zu Land reisend, umringt von Menschen, die gekommen waren, ihm zuzuhören. Er erzählte, erzählte ohne Ende. Er war der Zeuge.

Heute lebt Rapoport in Israel, und wenn er erzählt, ist sein Gesicht von Schmerz verklärt. Der Mystiker der Hölle, der Prophet des Abgrundes kehrt an den Ort zurück, von dem er wusste, dass er ihn eines Tages verlassen wird und dem er doch nicht entrinnen kann.

Als die allgemeinen taktischen Probleme geregelt waren, sprach Djelo von der unmittelbaren Vorbereitung des Aufstandes. Er erläuterte kurz, wie er sich die Waffenbeschaffung dachte.

«Selbst wenn es uns gelingt, die SS-Leute in die Schneiderwerkstatt zu locken und zu töten, haben wir immer noch nicht viele Waffen – nicht einmal eine Handgranate. Hätten wir Handgranaten, könnten wir von Anfang an bei den Deutschen und Ukrainern Panik hervorrufen. Aber wir können die psychologische Wirkung der Handgranaten ersetzen. Dazu wäre eine minuziöse Zusammenarbeit nötig, aber es liesse sich machen. Wie Adolf mir erzählt hat, besprengt ein Sonderkommando jede Woche alle Baracken mit einem flüssigen Desinfektionsmittel. Die Flüssigkeit wird in der Lagergarage neben den Petroleumfässern aufbewahrt. Der dafür verantwortliche Jude, Rudek, ist ein zuverlässiger Gruppenchef. Wir wollten seine Hilfe erbitten, nachdem wir mit euch gesprochen haben; Adolf ist sicher, er macht mit. Wir müssen also entweder die Männer, die mit der Desinfektion beauftragt sind, ins Vertrauen ziehen .. .»

Djelo wandte sich an Galewski:

«... oder Leute von uns für diese Arbeit abstellen.»

Galewski nickte, um auszudrücken, dass er den Vorschlag für realisierbar hielt.

«Am Tage X müssen die Männer an Stelle des Desinfektionsmittels Petroleum in die Kanister füllen und die Baracken damit besprühen.»

Die Darstellung war so plastisch, dass jeder das Lager bereits in Flammen sah.

«Die Desinfektion findet jeden Montag statt, also muss der Tag X ein Montag sein. Wir werden nur wenige Schusswaffen haben. Hieb- und Stichwaffen müssen wir selbst herstellen, das übernehmen die Schlosserei und die Klempnerei; ebenso brauchen wir Knüppel, Schaufeln und dergleichen. Adolf hat den Vorschlag gemacht, Vitriolpistolen mit Hilfe von Gummispritzen herzustellen. Im Lager gibt es viel Vitriol, das ist also nicht schwer zu beschaffen. Richtig gehandhabt, sind das wirksame Waffen. Wer eine Vitriolpistole bekommt, muss sich, kurz bevor wir losschlagen, neben einen Deutschen oder Ukrainer positionieren, ihn sofort mit Vitriol bespritzen und ihm seine Schusswaffe abnehmen.

Nun zur Stunde X.

X minus 60 Minuten. Die Schneider und Schuster töten ihre Deutschen und nehmen die Pistolen, die sie sorgfältig verstecken.

X minus 5 Minuten. Das Brandkommando geht dicht an den Baracken in Stellung, immer zwei Mann je Baracke.

Die Vitriolschützen nehmen sich je einen Deutschen oder Ukrainer vor. Diese Männer müssen hervorragende Schützen sein, denn sie haben die Aufgabe, dann die Wachttürme soweit irgendetwas möglich auszuschalten.

Ein Kommando besonders zuverlässiger Leute geht in die Nähe der Schneider- und Schusterwerkstätten und macht sich für den Waffenempfang bereit. Adolf übernimmt die Führung dieser Gruppe selbst.

Wer eine Hieb- oder Stichwaffe besitzt, muss versuchen, einen Deutschen oder Ukrainer zu erledigen.

Stunde X. Ein Schuss als Aufstandssignal wäre nicht gut, denn im Lager wird täglich geschossen. Wenn wir 16 Uhr als Stunde X festsetzen, könnten wir den Pfiff des Zuges, der die Häftlinge von den Aussenstellen zurückbringt, als Signal nehmen. Dies muss noch geklärt werden.

Die ersten Minuten sind die kritischsten, denn wir sind dem Feuer der Wachttürme ausgesetzt, das wir dann noch nicht erwidern können. Deshalb muss, gleichzeitig mit Brandlegung und Angriff auf die Wachen, Adolfs Kommando die Waffenkammer im Sturm nehmen – und

zwar mit den Waffen, die wir den Deutschen abgenommen haben. Jeder Mann nimmt ein Gewehr und kümmert sich um einen Wachturm. Inzwischen begeben sich die Kampftruppen zur Waffenkammer, bewaffnen sich und beziehen unverzüglich ihre Kampfstellungen.

Der allgemeine Rückzug geht nach Süden in Richtung auf die Wälder. Zwei Gruppen, die später die Aufklärung übernehmen, stossen zum südlichen Teil des Lagers vor, während die anderen Gruppen sich nach Westen, Süden und Osten sichern. Und dann ist das Lager von Flammen eingeschlossen und versinkt in Asche und Schweigen ...»

Djielos Stimme hatte ungewöhnlich beschwörende Kraft gewonnen. Fasziniert sahen ihn die anderen Komiteemitglieder an. Dieser Mann schien ihnen vom Himmel gesandt, ein Engel mit dem Flammenschwert, der gekommen war, sie zum Sieg zu führen. Denn am Sieg zweifelte niemand mehr. Er war greifbar nahe, rot wie das brennende Lager, unüberwindlich wie dieser Erzengel im Kampfanzug.

«Dann beginnt die dritte Phase, vielleicht die schwierigste: der Rückzug. In diesem Augenblick sind wir Herren des Lagers, aber die Deutschen werden rasch reagieren. Sie werden vermutlich zwei Gegenstöße unternehmen. Der erste mit der umliegenden Garnison ist binnen einer halben Stunde zu erwarten. Im zweiten Gegenstoss werden stärkere Einheiten wahrscheinlich das Gelände systematisch durchkämmen. Wenn alles gut geht, haben wir von dem ersten Einsatz nichts zu befürchten. Wahrscheinlich nähern sich die feindlichen Truppen dem Lager nicht geschlossen, da sie nicht wissen, was vor sich geht. Zwischen Lager und Wald liegen keine Stützpunkte, so dass der Rückzug ungestört vor sich gehen kann. Zwei Kampfgruppen zur Aufklärung genügen. Das ganze Gewicht des deutschen Angriffs bekommt unsere Nachhut zu spüren. Wir stellen uns noch im Lager zum Kampf, damit das Gros der Häftlinge den Wald erreichen kann. Dann versuchen auch wir den Rückzug. Ich will nicht verschweigen, dass dieses Absetzen auf freiem Feld allen militärischen Regeln widerspricht und die Erfolgchancen sehr gering sind. Den ersten Ansturm können wir bestimmt zurückschlagen; was dann geschieht, weiss Gott allein.

Wir können jedoch annehmen, dass die Mehrzahl der Häftlinge, von zwei Kampfgruppen geführt, inzwischen den Wald erreicht hat. Unterdessen ist es dunkel geworden, und es ist kaum wahrscheinlich, dass die starken feindlichen Verbände, die unmittelbar darauf am Schauplatz eintreffen, noch mit der Suchaktion beginnen. Nachts wäre das gegen jede Regel, besonders im Wald. Hinzu kommt, dass sich die Deutschen vermutlich noch nicht von der Überraschung erholt haben und daher schlecht unsere Stärke abschätzen können. Wahrscheinlich

nutzen sie die Nacht dazu, das Gebiet abzuriegeln, und fangen erst bei Hellwerden mit dem Durchkämmen an.

Da es dem Feind darauf ankommt, alle Häftlinge wieder zu ergreifen, setzt er in seiner Verwirrung sicher alle seine Mittel ein – auch Panzer. Damit müssen wir rechnen, und so können wir den Kampf am nächsten Tag nicht fortsetzen. Wenn unsere Leute den Wald erreicht haben, müssen sie sich in viele kleine Gruppen aufteilen, und jede muss für sich versuchen, das Waldinnere zu erreichen. Manche werden gefasst, aber manche werden durchkommen.»

Djielo hielt einen Augenblick inne und schloss in sachlichem, kaltem Ton: «Was uns betrifft: nun, ich glaube, dass es sowieso nicht unser Ziel ist, unsere Haut zu retten.»

Nach langem Schweigen begann man zu diskutieren. Noch einmal wurde die Waffenfrage erörtert. Djielo gab zu, dass sein Vorschlag nur eine Verzweiflungslösung sei. Das Komitee beschloss einstimmig, die Möglichkeit zu untersuchen, ob man Waffen aus der Waffenkammer entwenden könne.

Dann warf Kurland das Problem Lager II auf:

«Im Grunde wissen wir nicht, was ‚da drüben‘ geschieht. Unsere Leute dort sind im Zentrum des Todeskreises, und ihr Zeugnis ist für die Geschichte unentbehrlich.»

Man beschloss zu versuchen, Kontakte zu den Häftlingen im Lager II herzustellen.

Der Zapfenstreich nahte. Die Nacht war schon hereingebrochen. Im Raum herrschte wieder Schweigen, in der Türöffnung erschien in regelmässigen Abständen die Silhouette der Wache. Djielo, der während der Besprechung gestanden hatte, setzte sich auf eine Pritsche und gab sich dem Zauber der Hoffnung hin. Im Wunsch, diesem Augenblick Dauer zu verleihen, wagte sich niemand zu rühren. Alle spürten es jetzt: die Revolte würde stattfinden. Dieser Tag hatte einen entscheidenden Schritt auf ihrem Weg gebracht, eine Umkehr war nun nicht mehr möglich.

20

Als «Laika» erfuhr, dass die Häftlinge den Gehorsam verweigert und ihre Kameraden nicht ins «Spital», sondern ins Revier gebracht hatten, gab er sofort Befehl, die Verletzten zu pflegen. Damit rechtfertigte er die Gehörsverweigerung noch. Ihr Vergehen hätte eine sofortige Sanktion nach sich ziehen müssen, und die Sanktion hätte nur die vollständige Liquidierung sein können.

Man muss versuchen, Kurt Franz zu verstehen.

Januar 1943, das hiess: tote Saison für Treblinka. Nach dem unwahrscheinlichen Andrang im Sommer, im Herbst und zu Anfang des Winters kam es zu einer Flaute im Antransport. Diese Verlangsamung bedeutete keineswegs, dass Treblinka im Begriff war, seine Pforten zu schliessen. Im Gegenteil, gerade hatte man «Laika» neue Transporte aus den entlegensten Winkeln Europas angekündigt. Ausserdem hatte der Typhus, trotz der erstaunlichen Widerstandskraft der Juden, den Häftlingsbestand um die Hälfte verringert und die Arbeitsleistung beträchtlich herabgesetzt. Infolgedessen stapelten sich die Kleidungsstücke und die anderen Habseligkeiten der Juden auf dem Sortierplatz, manches schon auseinandergeklaubt, anderes noch ungeordnet. Für diese Arbeit brauchte «Laika» zahlreiche Arbeitskräfte, und da die Anzahl der Transporte geringer geworden war, fürchtete er, Zahl und Qualität seines Bestandes nicht halten zu können. «Seine» Häftlinge waren tatsächlich gutausgebildete Fachkräfte. Das war der eine Grund, weshalb er es sich nicht leisten konnte, nach dieser schweren Gehorsamsverweigerung alle Häftlinge zu liquidieren. Der zweite Grund war der, dass Treblinka auch kurzfristig eine beträchtliche Menge Deportierter aufnehmen konnte. Um sie richtig zu «behandeln», musste nur die Maschine unter Dampf stehen, mussten die Öfen vorgeheizt sein, um einen Ausdruck aus der Industrie zu gebrauchen.

Ausser diesen rein technischen Gründen hatte «Laika» noch andere Motive, das Lager im Augenblick zu schonen. Kurt Franz war weder ein gewöhnlicher Kerkermeister noch ein mittelmässiger Lagerkommandant, noch ein ehemaliger Kavallerieoffizier, der sich nach seiner Schwadron sehnt. Kurt Franz war nicht nach Treblinka gekommen, um die Leitung eines schon bestehenden Lagers zu übernehmen. Als er hier eingetroffen war, gab es nichts als Heide und vereinzelte Birken. Er war dabei gewesen, als der erste Stacheldraht gezogen wurde, er selber hatte die Abmessungen des ersten Massengrabes bestimmt. Hier hatte er seine Nächte in einem schlichten Zelt verbracht. Zu Anfang, daran erinnerte er sich noch lebhaft, gab es nur Chaos und Finsternis, und man hätte schon eine blühende Phantasie gebraucht, um sich damals vorzustellen, welche neue Welt hier entstehen würde. Das Eintreffen der ersten Transporte, die Schreie, die Verwirrung, die Unordnung, alles das hatte sich tief in sein Gedächtnis eingegraben. Dann seine Bemühungen, den Höllengrund zu organisieren, die Ernennung der Kapos, die Spezialisierung der Arbeiter, die Teilung in drei Gesellschaftskasten – schon verlor Treblinka seine Schrecken, das Leben begann. Und dann plötzlich die «Sintflut», die alles wieder in Frage stellte, dieser Trottel Max Bielas, der sich einfach umbringen liess. Musste man das Lager liquidieren? War sein Werk verdammt? Da sein Herz bereits mit Treblinka verwachsen war, gelang es ihm in der schlimmen Nacht voll erbitterter Auseinandersetzungen, das Lager zu retten. Es wurde zur Arche Noah. Das Leben begann von Neuem, auf neuer Grundlage. Unter Einsatz aller seiner Kräfte verwandelte Kurt Franz das Lager in eine Präzisionsmaschine, deren gutgeöltes Räderwerk tadellos funktionierte, Transport um Transport verarbeitete, ohne Schrei, ohne Unordnung, mit einer unglaublichen Schnelligkeit.

Dieses Werk, auf das Kurt Franz allen Grund hatte, stolz zu sein, war sein Lebensinhalt geworden. Er hing an ihm, wie ein Kapitän an seinem Schiff, wie ein Industriemagnat an dem Unternehmen, das er mit eigener Hände Arbeit aufgebaut hat. So verkettet sind wir manchmal mit unserem Werk, dass wir sein Sklave werden. Diese heftige Zuneigung des Schöpfers zu seinem Geschöpf empfand «Laika» besonders intensiv. Gewiss, er wusste, dass er eines Tages alles mit eigener Hand zerstören musste, dass keine Spur Zurückbleiben durfte. Doch dieser Tag war noch weit, und bis dahin wollte er sein Werk, dessen unabwendbare Vernichtung seine Zuneigung noch erhöhte, in vollen Zügen geniessen.

Und Treblinka wurde zum zweitenmal gerettet, so wie Gott seinem

Zorn zum Trotz die Welt, sein Werk, jedesmal wieder verschont hat. Das ist die Dialektik der Schöpfung.

Die Gehorsamsverweigerung der Häftlinge liess im System eine Schwäche erkennen, die dringend ausgeschaltet werden musste. Wie bereits dargelegt, beruhte «Laikas» Taktik auf einem doppelten Prinzip: genügend Luft zu geben, um die kleine Hoffnungsflamme vor dem Erlöschen zu bewahren, und gleichzeitig Massnahmen zu ergreifen, die die Häftlinge demütigen und sie überzeugen sollen, dass sie keine Menschen mehr sind. Eine dieser Massnahmen war die Einführung des «Scheissmeisters». Der betreffende «Amtsträger» war so lächerlich anzusehen, mit seinem grossen Wecker in der Hand, dem Bart und dem Vorsängertalar, dass selbst die Juden lachen mussten. Sie lachten über diese Marionette, die sie mit erhobener Peitsche und tränen-erstickter Stimme bat, aus den Latrinen zu kommen, wenn die zwei Minuten um waren. Nie hätte er es gewagt, sie zu schlagen oder zu denunzieren, doch da er wusste, dass man ihn persönlich für jeden Missbrauch haftbar machte, konnte er sie nur flehentlich bitten. Niemand vermochte sich der Komik der Situation zu entziehen, denn die würdevolle Kleidung und ihre religiöse Bedeutung betonten nur noch das Lächerliche.

«Ich flehe euch an», sagte er, «tut es für mich. Ich flehe euch an, kommt heraus.»

Niedergehockt sahen sie ihn gross und majestätisch vor sich stehen und konnten nicht anders, sie mussten lachen. Dann wurde er zornig und drohte mit vor Aufregung erstickter Stimme, sie auszupeitschen, hob die Peitsche und versuchte vergeblich, sie knallen zu lassen.

Die Häftlinge mussten lachen, obwohl sie im Grunde über sich selbst lachten und ihren Glauben verspotteten, denn der «Scheissmeister» war einer der Ihren und sein Gewand Zubehör ihres Ritus.

Wenn «Laika» beim Appell fragte: «Rabbi, wie geht's mit der Scheisse?» und der falsche, als Vorsänger verkleidete Rabbi antwortete: «Sehr gut, Chef», so hiess das nichts anderes, als dass in Treblinka die Rabbiner nur dazu taugten, sich um die Scheisse zu kümmern.

Indem die Juden wider Willen lachten, gaben sie sich gänzlich auf. Sie hatten die Ihren überlebt, sie halfen mit, ihre Brüder zu ermorden, und jetzt machten sie sich über sich selber und ihren Glauben lustig.

Diese Methode sollte bald allgemeiner angewendet werden.

Wie der Herr nach der Erschaffung der Welt den siebenten Tag heiligte, so beschloss auch Kurt Franz, der Fürst der Hölle, einen fest-

lichen Sonntag einzuführen, um ihn auf seine Weise zu heiligen. Die Art und Weise der Heiligung sollte die Juden noch intensiver von ihrem Untermenschentum überzeugen. Der Vormittag sollte der Ruhe, der Nachmittag einer teuflischen Kirmes gewidmet sein. Wieder einmal konnte «Laika» sein Organisationstalent beweisen.

Zunächst wählte er die Akteure aus, und zwar mit der gleichen peinlichen Sorgfalt, die man bei seinesgleichen so häufig antrifft.

«Ohne Musik geht es auf gar keinen Fall.» «Laika» begann mit dem Orchester.

Er wies die Kapos und die «blauen» und «roten» Vorarbeiter an, ihm bei den künftigen Transporten jeden Musiker zu melden.

Die Vorsehung war auf seiner Seite. Schon wenige Tage später wurde ihm gemeldet, dass der Komponist und Geiger Arthur Gold in Treblinka angekommen sei. «Laika» hatte noch nie etwas von ihm gehört, doch man versicherte ihm, er sei einer der berühmtesten jüdischen Musiker in Warschau gewesen. «Laika» erwischte seinen Mann in letzter Minute auf dem Weg zur Gaskammer, nackt und halb erfroren. Das allzu perfekte System hatte ihn fast schon verschlungen. «Laika» liess ihm sofort warme Kleidung und eine Tasse Tee bringen. Als Gold sich etwas erholt hatte, erklärte er ihm, was er von ihm erwartete: ein Orchester, Treblinkas würdig. Zwischen Verblüffung und Erleichterung hin- und herschwankend, wusste Arthur Gold nicht, was er sagen sollte.

«Alles was Sie an Menschen und Instrumenten brauchen, wird Ihnen zur Verfügung gestellt. Sie sagen nur, was Sie wünschen, Sie bekommen es unverzüglich. Dafür aber verlange ich ein Orchester, das diese Bezeichnung verdient. Ist das Orchester gut, sind Sie der ranghöchste Jude im Lager; ist es schlecht, nun, dann nehmen Sie Ihren Platz in der Schlange wieder ein.»

Und schon am nächsten Tag war «Laika» nach Warschau gefahren und hatte Golds Schallplatten gekauft, um nachzuprüfen, ob er auch wirklich ein guter Musiker sei.

Ohne Zeit zu verlieren, hatte sich Gold an die Arbeit gemacht. Vor dem Tod in extremis gerettet, dauerte es eine Nacht, bis er Treblinkas Realität begriff und sich danach richtete. Als am nächsten Morgen der erste Transport ankam, stand er auf dem Bahnsteig, um seine Musiker auszuwählen.

So verbrachte er die ersten Tage abwechselnd auf dem Bahnsteig und auf dem Sortierplatz, vormittags auf der Suche nach den Musikern, nachmittags auf der Suche nach Instrumenten. Bald fehlte nur noch eine Trommel. Daran sollte es nicht scheitern, und so begab sich

Kurt Franz nach Warschau, um sie selber zu besorgen. Ein Mann, ein Wort.

Und alsbald begannen die Proben. Die Häftlinge, die für das Orchester ausersehen waren, konnten auf Golds Verlangen von jeder Arbeit befreit werden. «Laika» kam oft zu den Proben in die Baracke, liess sich bescheiden in einer Ecke nieder, hörte zu und genoss das Vergnügen, ein eigenes Orchester zu besitzen. War er mit der Leistung zufrieden, ging er zu Gold und beglückwünschte ihn überschwenglich. Manchmal gab er sogar seine Meinung zum Besten, und da er sie nicht ohne Sachkenntnis vortrug, kam es zu Diskussionen zwischen ihm und Gold. «Laika» kritisierte, Gold erläuterte, und das alles geschah fast in freundschaftlichem Ton, in einer Atmosphäre gegenseitigen Verstehens. «Laika» nahm Gold für sich ein. Gold wiederum machte Eindruck auf «Laika». In seiner Gegenwart wurde Kurt Franz zum schlichten Musikliebhaber, dem das Talent des Meisters Respekt einflösste. In jedem Deutschen schlummert neben dem Arbeitstier ein Musikfreund, und «Laika» machte da keine Ausnahme. Dank jener unwahrscheinlichen Gabe, vergessen zu können, die manchen Deutschen eigen ist, verwandelte sich der verbissene Arbeiter, der gewissenhafte Techniker, sobald er die Schwelle der Baracke überschritt, in einen empfindsamen Musikfreund voll Aufmerksamkeit und Zartgefühl. Nur die Musik zählte dann, nur diese von harmonischen Akkorden vibrierende Baracke war noch existent. «Laika», als Musiker zwar gescheitert, verfügte immerhin gleich einem Renaissancefürsten über ein eigenes Orchester.

«Laika» liebte die Musik aus tiefster Seele; Gold war ein ausgezeichneter Musiker; das Orchester zeigte bald hervorragende Leistungen. Aber wenn die Musik auch gut war, so sahen doch die Musiker in ihren abgewetzten und zerknitterten Anzügen schäbig aus. Bei den Proben spielte das keine Rolle, aber mit dem grosszügigen Stil, den «Laika» seiner Kirmes geben wollte, liess sich das schwer vereinbaren. Also bestellte er bei den Schneidern Uniformen für seine Musiker. Er entwarf sie selbst: Weisses Smoking, mit Noten geschmückte Revers, blaue Ärmelaufschläge, an der Seitennaht der Hosen blaue Seidentlitze. Gold selber bekam einen weissen Frack und Lackschuhe. Dann wurden polierte Stehpulte besorgt, die die Aufschrift trugen: Gold-Kapelle.

Die Planung und Ausführung dieser Einzelheiten hatte eine gewisse Zeit in Anspruch genommen, in der sich «Laika» um das übrige Programm kümmern konnte. Aus Transporten rekrutierte er einen Tänzer namens Boris Weinberg; einen Chazan (Vorsänger in der

Synagoge) namens Salver, der eine herrliche Stimme hatte und auch Opernarien sang; einen Chansonnier, Yajik; zwei Schauspielerinnen, deren Namen verlorengegangen sind, und einen Bühnenschriftsteller, Schenker, der viel für das Warschauer «Theater der Jugend» geschrieben hatte. Alle wurden gebeten, eine Einlage vorzubereiten, die zu der grossen Treblinka-Show passte. «Laika» schlug ihnen denselben Handel vor wie seinerzeit Gold: Stellten sie ihn zufrieden, dann sollten sie auch mit ihm zufrieden sein; bewiesen sie Unvermögen oder zeigten schlechten Willen, dann müssten sie in die «Fabrik» gehen. Unter «Laikas» unmittelbarer Aufsicht machten sich alle an die Arbeit. Schenker schrieb einen erhebenden Schwank über tüchtige Häftlinge, die einen Drückeberger zur Arbeit zwingen. In langen Tiraden priesen die Figuren des Stücks die Arbeit als heilige Tugend, die ihren Lohn in sich selber findet. Yajik dachte sich eine Reihe humoristischer Sketchs über das Lagerleben aus, in denen er besonders die privilegierten «Hofjuden» und die Kapos aufs Korn nahm. «Laika» setzte selber die Themen fest. Die Schauspielerinnen probten ihre Rollen, der Tänzer absolvierte sein Training und die Sänger machten Stimmübungen. Treblinka hatte sich in ein Internat am Vorabend des Schulfestes verwandelt.

Als die Show schon fast stand, trafen die Boxer ein. Sie gehörten zwei Sportklubs an, deren Rivalität vor dem Krieg die Freude der jüdischen Bevölkerung Warschaus gewesen war: den «Makkabäern» und der «Sporteintracht». Am Anfang der Gettozeit hatten alle in derselben Fabrik gearbeitet und waren deshalb gleichzeitig von einer Razzia erfasst worden. Einer der Kapos, der «Laikas» Vorliebe für den Boxsport kannte, hatte ihm ihre Ankunft in einem der Transporte gemeldet. «Laika» war hingestürzt, liess ihnen zum Willkommen die übliche Tasse Tee bringen und bot ihnen dann den üblichen Handel an: Bequemlichkeit oder «Fabrik».

Die Boxer wurden den Arbeitskommandos zugeteilt, doch waren sie als «Laikas» Schützlinge vor Schlägen und Schikanen sicher. «Laika» scheute kein Opfer und liess ihnen sogar Boxhandschuhe anfertigen. Jeder Klub begann wieder zu trainieren. Da sie tagsüber arbeiteten, zogen sie erst abends ihre Boxhandschuhe an und schlugen sich nach allen Regeln dieser edlen Kunst zusammen. Dies war eine unerwartete Zerstreuung für die Häftlinge, und jeden Abend nach dem Appell füllte sich der Gettohof mit brüllenden Gruppen, um die Boxer anzufeuern, die paarweise für das grosse Fest trainierten. Einer der Überlebenden berichtet, wie Treblinka vom Boxfieber ergriffen wurde, so dass man «während des Feierabends oft Häftlinge dicht ge-

drängt wie gebannt um zwei Idioten mit blaugeschlagenen Augen und geschwollenen Nasen stehen sah, die erbarmungslos aufeinander einschlugen».

Treblinka im Boxwahn fiebernd, das Massengrab des Judentums in eine Kirmes verwandelt – «Laika» schien wieder einmal gewonnen zu haben. Nebenan verscharrt man ihre Brüder, an der Stelle, wo man vor wenigen Monaten ihre Eltern verscharrte, als sie selber sich für das Überleben entschieden. Sie sind zu Helfershelfern bei der Ausrottung geworden. Der geringste Anstand müsste Schweigen fordern, die kleinste Spur Menschlichkeit müsste unaufhörliche Totenklage verlangen. Müssten sie nicht weinen, stöhnen, vor Gram vergehen? Woher haben sie die Kraft, zu sprechen, woher nehmen sie den Mut, einander anzusehen? Dürften sich ihre Lippen nicht nur noch zum Gebet öffnen? Müssten die Herzen nicht eine einzige grosse Wunde sein, aus der das Leben langsam entströmt? Was geschieht stattdessen? Sie gehen zum Boxkampf, wie man zu den Catchern in den Sportpalast geht, wohlversehen mit Erdnüssen und faulen Tomaten. In zwei Lager gespalten, brüllen sie ihrem Favoriten Mut, dessen Gegner Schimpfworte zu. Und die beiden Narren verdreschen sich, als wären sie Ukrainer ...

«Laika» freute sich, als er sie so sah; denn er glaubte, nur Menschen, die jede Achtung vor sich selber verloren haben, könnten eines solchen Benehmens fähig sein. Das war das Resultat der «Behandlung», die man ihnen seit Beginn der Gettozeit hatte angedeihen lassen. Es war der Beweis für das tadellose Funktionieren des Systems. Kurt Franz sagte sich, jegliche Gefahr einer Explosion sei gebannt. . .

Es gibt nichts, was sich nicht noch verbessern liesse. – «Laika» beschloss weiterzumachen.

Die Zimmerleute erhielten Befehl, für die grossen Aufführungen eine zerlegbare Bühne zu bauen. In dieser Jahrmarktstimmung verkündete «Laika» eines Tages beim Appell, das Versprechen, das er am Tage seiner Amtsübernahme als kommissarischer Lagerkommandant gegeben habe, sei nunmehr eingelöst.

«Nächsten Sonntag», sagte er, «wird nicht gearbeitet. Der Tag des Herrn soll von nun an jede Woche ein Tag der Ruhe und der Freude sein. Sechs Tage sollt ihr arbeiten, und am siebenten sollt ihr ruhen.»

Dann gab er dem Orchester, das bei dieser Gelegenheit zum erstenmal öffentlich auf trat, ein Zeichen. Gold hob den Taktstock, und das Orchester intonierte das Vorspiel zu «Cavalleria rusticana».

«Laika» hatte nichts dem Zufall überlassen und sich die Mühe ge-

macht, die sonntägliche Kirmes bis ins kleinste Detail selber zu regeln.

Es war ein trüber, kalter Wintersonntag. Der bleigraue Schneehimmel dämpfte das Hämmern der Zimmerleute, die das Podest zusammensetzten. Als sie schweigsam und düster mit ihren Holzbohlen ankamen, dachten die Häftlinge, sie sollten einen Galgen errichten. Während des ganzen Vormittags erklangen die Schläge dumpf und verhallten ohne Echo; das Podest, beruhigend und seltsam anzusehen, nahm Gestalt an. Ungläubig traten die Häftlinge näher. Man trieb sie bald wieder zurück, um auf der einen Seite Sessel, auf der anderen Bänke aufzustellen. Wieder senkte sich bedrücktes Schweigen über das Getto. Zu Mittag gab es zusätzlich ein halbes Ei.

Um zwei Uhr Pfiffe: antreten. Die Bänke sind für die «Hofjuden» und Kapos reserviert, alle anderen können sich auf die Erde setzen. Man errät, dass die Sessel für die Deutschen bestimmt sind. Die Häftlinge verteilen sich um das noch kahle Podest. Erst Schweigen, dann Unterhaltungen, die immer lebhafter werden. Plötzlich ruft eine Stimme: anfangen! Das ist der Anstoss: Treblinka wird zum Theater, das Holzpodest zur Bühne, die Häftlinge zum Publikum.

Nach minutenlangem, ungeduldigem Warten erscheint das Orchester in grosser Uniform, stellt sich auf der Bühne den noch leeren Sesseln gegenüber auf. Dann ein langer Pfiff. Gold erstarrt zum Denkmal. Sofort verstummt der Lärm. Galewski schreit: Achtung! Alles erhebt sich. Absolute Stille. Die ukrainischen Wachtposten am Gettotor präsentieren das Gewehr. Die Deutschen erscheinen. An der Spitze, in freundlichem Gespräch, «Laika» und der Verwaltungskommandant des Lagers. Noch haben sie das Tor nicht durchquert, da beginnt das Orchester zu spielen: Golds symphonische Bearbeitung der Treblinkahymne erklingt. «Laika», völlig entspannt, lächelt, nickt leicht zu Galewski hinüber, der grüsst, und nimmt in einem der Sessel Platz. Die Deutschen folgen seinem Beispiel. Auf Galewskis Befehl setzen sich die Häftlinge wieder hin, die «Aristokratie» auf die Bänke, das «Volk» auf die Erde. Die Hymne endet, das Orchester wartet. Kleine Jungen und Mädchen, Kinder der «Hofjuden», erscheinen, verteilen Programme an die Deutschen. «Laika» vertieft sich in das Programm wie in eine Speisekarte. Zufrieden hebt er den Kopf und gibt Gold ein Zeichen. Der Vorsänger Salver tritt vor, verbeugt sich tief. Die Vorstellung beginnt.

Zur Eröffnung singt Salver die grosse Arie des Lohengrin. Treblinka-Bayreuth vergiesst Tränen über den Schmerz des unglücklichen Lohengrin. Salvors Stimme ist herrlich, gewaltig, manchmal majestätisch, manchmal drohend, doch der arme Salver hat eiskalte Hände, und

jedesmal, wenn er sie hebt, um seiner Leidenschaft Ausdruck zu geben, nutzt er die Gelegenheit, um sie kräftig aneinander zu reiben, und Lohengrin wird wieder der kleine, geknechtete Jude. «Laika» gibt das Zeichen zum Applaus. Sehr elegant klopft er mit den Fingerspitzen der Rechten gegen die Innenfläche der Linken. Benommen geizen die Häftlinge nicht mit Beifall. Wenn man nur Applaus von ihnen verlangt, zeigen sie gern ihren guten Willen. Ausserdem wärmt das Klatschen etwas auf.

Zweiter Teil, neues Bild. Aus Treblinka-Bayreuth wird Treblinka-Pigalle. Die tiefen Wälder verwandeln sich in ein Nachtlokal. Yajik springt auf die Bühne. «Guten Tag, meine Herren, guten Tag, meine Damen, die grosse Treblinka Music-Hall schätzt sich glücklich, Ihnen jetzt einige Szenen aus dem hiesigen Alltag vorspielen zu dürfen. Sie wurden geschrieben, um Sie zu zerstreuen, und meine Wenigkeit hofft, dass Sie darin weder Bosheit noch Arglist vermuten.» «Laika» hat als Yajiks Muse fungiert, also bleibt die «Aristokratie» nicht verschont. Kapos und «Hofjuden» sind die Prügelknaben. Die Gewohnheit des einen, «Laika» nachzuahmen, wird verspottet, die allzu blank geputzten Stiefel eines anderen, der preussische Haarschnitt des dritten, die betonte Eleganz eines vierten. Der Vortrag ist spritzig, und jeder Hieb sitzt. Da nun das «Klassenbewusstsein» mithineinspielt, klatscht die Menge, ohne «Laikas» Zeichen abzuwarten. Von Moniek, dem Kapo der «Hofjuden», ist bekannt, dass er von Kurt Franz stark beeindruckt ist, und so wird er als Wurm dargestellt, der einen Stern anhimmt. Moniek ist wenig beliebt, daher bemüht man sich, nur den ersten Teil des Vergleiches zu sehen. Selbst den Spitzeln widmet man ein Couplet. «Kiwes» Gesicht verfinstert sich, «Laika» jedoch strahlt, die Show scheint ein Erfolg zu werden. Unter lebhaftem Applaus tritt Yajik ab, kommt zurück, verbeugt sich. Verstärkter Beifall bricht los.

Das Theaterstück wird kühler aufgenommen. Es scheint eine Parodie auf den sowjetischen Neo-Realismus zu sein. Aber «Laika» ist wachsam. Durch zweimaliges kurzes, gebieterisches Klatschen ruft er das Publikum zur Ordnung. Man beeilt sich, seinen Wünschen nachzukommen, vor allem, da die Boxer jetzt auftauchen, hüpfend, um sich zu erwärmen: die «Makkabäer» gegen «Sporteintracht» in drei Kämpfen. In der Menge werden Wetten abgeschlossen. Die Makkabäer stehen siegreich mit zehn gegen zwei Pfund guter Äpfel. Sie gewinnen die beiden ersten Kämpfe mit Leichtigkeit und verlieren den dritten mit noch grösserer Leichtigkeit. Es geht alles so schnell, viel zu schnell. Gleich fällt der Vorhang, gleich ist der Traum zu Ende. Gleich ist Treblinka wieder Treblinka. Im Gefühl, dass sich das Programm dem

Ende nähert, überkommt sie Enttäuschung. So gern möchten sie noch ein wenig träumen, für kurze Zeit noch vergessen, was sie sind, wo sie sind, nur einen Augenblick noch nicht daran denken, dass sie Tote auf Abruf sind, Ausgestossene, dass es nachher in den Baracken kalt ist, dass nagender Hunger den Schlaf vertreibt, dass sie morgens früh vor Tagesanbruch vom Pfiff der Lokomotive aufschrecken, die den ersten Transport mit Juden für die Gaskammern bringt.

Aber «Laika» hat noch eine Überraschung, den Höhepunkt des Festes, in petto. Er ruft Moniek zu sich. Moniek hört ihm zu, starr vor Staunen, dreht sich um und steigt auf die Bühne. Das Fest gehe weiter – mit Amateurkämpfen, Freiwillige möchten sich melden. Kurt Franz werde persönlich den Siegern die Preise überreichen. Man zögert, überlegt. Einer steht auf, ein zweiter, ein dritter, vierter, fünfter. Sie treten näher, verlegen. Sportkleidung wird verteilt, die der Boxer, die sich inzwischen umgezogen haben. Das erste Paar steigt in den Ring, begrüßt vom Hurrageschrei der Menge, die spürt, dass sie auf ihre Kosten kommt. Die beiden Schläger heben die Fäuste zum Gruss. Offensichtlich verstehen sie mehr von Strassenprügeleien als vom Boxen. «Laika» erhebt sich: «Ihr seid keine Weiber und sollt euch gegenseitig keine Höflichkeiten erweisen.» Er schliesst mit den Worten: «Möge der Beste siegen.» Der Kampf beginnt. Die beiden Gegner geraten in Hitze und strengen sich mächtig an. Plötzlich ist es kein Spiel mehr, einer der Kämpfer versetzt dem anderen einen unerlaubten Schlag, der wirft sich auf ihn, die Fäuste vorgestreckt, angefeuert von den Zurufen der Menge, die ihm laut ihre Sympathie bezeugt. . . Der Gegner, schwer angeschlagen, fällt zu Boden und nutzt die Gelegenheit zu einem Tritt in den Unterleib, der andere brüllt vor Schmerz und Wut auf und stürzt sich erneut auf ihn. Die edle Kunst wird zur Schlächtereier. «Kein Zweifel», denkt Laika, «man kann sie zu allem bringen.»

Abends in der Baracke sahen sich die Häftlinge betroffen und beschämt an. Zur Stunde des Kaddish konnten viele die Tränen nicht zurückhalten, als sie an die Ihren dachten, die nicht weit von ihnen verscharrt lagen. Sie spürten, dass die tiefste Stufe der Entwürdigung erreicht war. Nicht genug damit, dass sie sich hatten demütigen lassen, sie hatten sich auch noch selber gegenseitig demütigen müssen, indem sie ihren Schindern dieses Schauspiel boten. Die unerbittliche Logik des Systems schien sie zur letzten, zur seelischen Korruption getrieben zu haben. An diesem Tag hatten sie den letzten Rest ihrer Menschenwürde verloren.

Das Volk, das in der Bibel ein «Volk der Priester» genannt wird, war zu einer Viehherde geworden, die vor den Türen der Gaskammern stehend, gierig auf ihren Beuteanteil wartet. Die teuflische Maschinerie hatte über Gottes Volk triumphiert.

Dieser letzte Sturz, diese tiefste Erniedrigung ist vielleicht tragischer als alle anderen, denn ihre tiefste Ursache liegt eben in jenem unglaublichen Lebenswillen der Juden. Trotz aller Demütigungen, trotz aller Unterwerfungen, trotz dem unabwendbaren Tod, trotz dem Todeskampf ihres Volkes, dessen Zeugen und Helfershelfer sie waren, hatte der Wille zum Überleben sie nicht verlassen. Immer wieder waren sie aus der Tiefe des Abgrunds emporgestiegen, sobald der Druck ein wenig nachliess. Wie ein Korke, der unter Wasser festgehalten, hochspringt, sobald man ihn loslässt, wie eine Feder, die sich entspannt, sobald der Druck abnimmt, wie das Wasser eines Staudamms, das die Mauer zersprengt, sobald ein Riss entsteht, so hatten sich die Häftlinge bei den ersten Zeichen eines wiedererwachenden Lebens ins Leben gestürzt. Ihr Tod war nur ein Winterschlaf gewesen.

Als sie erkannten, dass ein Leben nicht mehr möglich war, dass die Umstände ein Weiterleben nicht mehr erlaubten, hatten sie sich totgestellt wie bedrohte Spinnen, die erstarren, oder wie die spanischen Juden zurzeit der Inquisition, die sich taufen liessen. Ein Jude wird zum Juden geboren. Als Sohn des auserwählten Volkes ruht sein Glaube auf zwei Sakramenten: Der Heiligung des göttlichen Namens und der Heiligung des Lebens: Kiddush Hashem und Kiddush Hahaïm. Wenn die Zeit der Heiligen Inquisition die Zeit des Kiddush Hashem war, so war die nazistische Zeit die des Kiddush Hahaïm. In der Nazizeit bedeutete die Mitzwah, das Glaubensbekenntnis, nicht zur Verherrlichung des Heiligen Namens zu sterben, sondern zu leben für das grösste Gottesgeschenk: das Leben.

In der mystischen Sicht der Juden war der Feind nicht Hitler oder Kurt Franz. Der Feind war der Tod und – gefährlicher noch als der Tod – die Verzweiflung am Leben. Hitler, Kurt Franz und die «Techniker», jeder ein Prometheus des Todes, waren doch nur Werkzeuge eines Systems, das unendlich viel stärker war als sie selber. Wirksame Werkzeuge gewiss, die Ereignisse hatten es bewiesen, aber doch nur Werkzeuge. Wenn Menschen Krieg führen, so geschieht das im Namen einer Idee, und Sieger ist nicht, wer die wenigsten Menschen verlor, sondern der, dessen Idee unbeschadet bleibt. Der Einsatz, den die Nazis von den Juden forderten, war das Leben.

Wenn man vom Krieg 1939–1945 spricht, dann vermischt man zwei Dinge, die nichts miteinander gemein haben: den Weltkrieg, den die

Deutschen gegen die Welt führten, und den universalen Krieg, den sie gegen die Juden führten, das Prinzip des Todes gegen das Prinzip des Lebens. In diesem Krieg standen die Juden allein, es konnte gar nicht anders sein. Einer der Führer des grossen Warschauer Aufstandes spricht in einer erschütternden Botschaft von dieser Einsamkeit: «Die Welt schweigt. Die Welt weiss es – sie weiss es bestimmt –, und sie schweigt. Der Stellvertreter Gottes im Vatikan schweigt; London schweigt und Washington schweigt; die Juden Amerikas schweigen. Dieses Schweigen ist seltsam und entsetzlich.»

Leben aber heisst, zunächst wieder Lebensbedingungen schaffen; unmöglich, im Nichts zu leben. Der erste Schritt dahin, den die Juden in Treblinka gewannen, war der Freimord, der dem Freund beim Erhängen die Kiste wegzog. Später kam die wirkliche oder vermeintliche Hoffnung auf Flucht oder auf Revolte hinzu. Als das Leben schliesslich wieder sein Recht verlangte, gab es Zerstreuungen, das Boxen im Gettohof am Abend, die grosse Show, die eben zu Ende gegangen war. Da der Lebenswille sie nicht verlassen hatte und sie gegen «Laika» keinen Argwohn hegten, waren die Häftlinge so gründlich auf sein Spiel hereingefallen; anscheinend hatte der sie ebenso leicht täuschen können, wie die «Techniker» von Wilna ihre Juden getäuscht hatten.

Für die Häftlinge zählte an diesem Abend in der von bedrücktem Flüstern erfüllten Baracke nur noch die eigene Schande. Fassungslos sahen sie einander an und schienen sich zu fragen: taugen wir weniger als sie, wir, die wir uns ihnen zur Schau gestellt haben? Sind wir schon so verseucht, dass man uns dazu bringen kann, auf dem Massengrab der Unseren über uns selbst zu lachen?

Wo war die Begeisterung, die die Baracke einmal fast gesprengt hatte? Was blieb von dem animalischen Willen zu leben, Zeugnis abzulegen, zu revoltieren? Wo waren die Anführer? Wo waren die Gerechten, die sich erhoben hatten? Was tun sie jetzt? Es gab doch einmal ein Komitee – was ist aus ihm geworden? Ist es ebenfalls untergegangen? Ist es geschlagen, bevor es kämpfen konnte? Die Häftlinge kennen die Namen ihrer Anführer nicht, aber sie wissen, dass es sie gibt, dass sie unter ihnen sind, unsichtbar. Und ihre Stimmen erheben sich vorwurfsvoll und verständnislos: Warum habt ihr uns im Stich gelassen?

Regungslos liegen Adolf und Djelo nebeneinander und hören ihre Klagen. Sie schweigen. Sie möchten aufstehen und die grosse Nachricht verkünden: die Zeit der Revolte ist da. Doch das Komitee hat beschlossen, bis zum letzten Augenblick zu schweigen.

21

Alles hatte an dem Tag begonnen, an dem die Maurer beauftragt worden waren, zwischen den beiden Baracken der Deutschen ein Bauwerk aus Stein zu errichten. Als Moniek dem Komitee die Neuigkeit mitteilte, wurde es Galewski klar, dass sich etwas Entscheidendes anbahnte. Ausser den Gaskammern waren alle Bauwerke des Lagers aus Holz. Was hatten die Deutschen vor, wenn sie ein Gebäude aus Stein bauen liessen, da Zement doch so schwer zu beschaffen war? Noch merkwürdiger schien die Tatsache, dass zwischen den beiden Baracken nur wenige Meter Raum war. Das Gebäude konnte also nicht sehr gross werden. Diese Umstände hatten Moniek beunruhigt und ihn veranlasst, dem Komitee davon zu berichten.

Niemand bezweifelte, dass die Konstruktion eigenartig war und der Bau wahrscheinlich etwas Festungsartiges werden sollte. Das Komitee beauftragte Moniek, Erkundigungen über das Projekt einzuziehen. Es war nicht sehr schwierig, den Bauplan zu beschaffen. Er legte ihn am nächsten Tag vor. Alle beugten sich wissbegierig über die Blaupause und versuchten hinter ihr Geheimnis zu kommen. Dreierlei fiel ins Auge: der Neubau sollte keine direkte Verbindung zu den deutschen Baracken, nur ein schmales Fenster und fünfzig Zentimeter dicke Mauern bekommen. Die Schlussfolgerung lag auf der Hand: es konnte sich weder um einen Wohn- noch um einen Büroraum handeln. Was aber war es dann?

«Eine Waffenkammer!»

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Es war zu schön. Ein unerhörter Zufall.

«Ein Geschenk des Himmels», murmelte Kurland. «Manna in der Wüste. Gott hat uns erhört. Er ist mit uns.»

Galewski behielt kühlen Kopf.

«Freuen wir uns nicht zu früh», sagte er. «Wir wissen noch nicht,

ob es wirklich eine Waffenkammer wird. Und mit dem Bau einer Waffenkammer haben wir noch keine Waffen. Wir müssen sie uns holen, müssen in die Waffenkammer eindringen, die Waffen entwenden, hierherbringen, und das alles, ohne einen Alarm auszulösen. Ausserdem müssen wir die Waffen schon vor Beginn des Aufstandes herausholen, das heisst, innerhalb dieser Zeitspanne sind wir jedem Deutschen ausgeliefert, der die Waffenkammer betritt.»

Djielo stimmte zu und schlug vor, nur Handgranaten zu nehmen. Vermutlich, so sagte er, war jede Schusswaffe einem Deutschen zugeeignet. Jederzeit konnte ein Deutscher kommen, um sich seine Waffe zu holen. Die Handgranaten hatten jedoch keine Besitzer, und mit Handgranaten allein konnte man eine Panik hervorrufen. Doch die Kammer im Sturm zu nehmen, war wegen der Mauerstärke unmöglich.

«Also brauchen wir den Schlüssel», sagte Galewski und wandte sich an Moniek: «Ich zähle auf eure Schlosser. Die Tür geht mit Sicherheit durch ihre Werkstatt.»

Der Bau hatte noch nicht begonnen. Niemand wusste, was die Deutschen wirklich damit vorhatten, aber schon war alles vorbereitet.

Die Tischler und Schlosser wurden benachrichtigt. Jeder hatte das Gefühl, nun endlich, nach so langem Dasein als Maus, Katze geworden zu sein.

Eine Woche verstrich, und noch immer war in der Tischlerei keine Tür in Auftrag gegeben. Die Komiteemitglieder fragten sich, was das zu bedeuten hatte.

Der Bau wurde in der Mitte der folgenden Woche fertig, aber von einer Tür war immer noch nicht die Rede. Nicht einmal der Türrahmen war eingesetzt worden. Eine klaffende Öffnung, viel breiter als auf dem Bauplan vorgesehen, war geblieben. Ein Maurer hatte zu Moniek gesagt: «Es sieht so aus, als wollten sie Eisenstangen einmauern lassen.» Das Komitee war auf der Hut und versuchte herauszubekommen, was die Deutschen sich nun wieder ausgedacht hatten. Moniek pendelte zwischen Tischlerwerkstatt, Schlosserei und Schmiede hin und her. Inzwischen hatten die Künstler wieder mit den Proben begonnen, und im Lager herrschte eine eigenartige Stimmung. Das Komitee trat erneut zusammen, um die Lage zu besprechen. Diesmal war es eine Vollversammlung; auch Adolf und Djielo waren dabei. Galewski schien niedergeschlagen.

«Ich glaube», sagte er zu Beginn, «das Ende des fünften Aktes rückt heran. Vielleicht steht es nicht unmittelbar bevor, aber es ist abzusehen. Die Zahl der Transporte hat sich verringert. Sie kommen

jetzt wieder alle aus Warschau. Treblinka wurde seinerzeit für die Ausrottung der Warschauer Juden angelegt, und nach unserer Berechnung sind bis heute fast eine halbe Million hier angekommen. Ich weiss nicht, wie viele es insgesamt in Warschau gegeben hat, aber der Rest kann nicht mehr gross sein. Ich glaube, dass wir die letzten nicht lange überleben. Ich habe das Gefühl, die Aufführungen, das Orchester, das alles soll uns in Sicherheit wiegen. Treblinkas Ende ist nahe, und wir können nicht ewig warten.»

Er sprach mit bewegter Stimme, kurzatmig, abgehackt. Er war krank, sehr krank. «Verbraucht», hatte Dr. Riback zu ihm gesagt und wie selbstverständlich hinzugefügt:

«Sie sollten sich mehr schonen. Sie müssen sehr viel Ruhe haben, völlig ausspannen; Sie brauchen viel Schlaf und eine ausgeglichene Ernährung.»

Ohne mit der Wimper zu zucken, hatte Galewski gefragt:

«Wie wär's mit einer Kur in Baden-Baden?»

«Das wäre natürlich ideal», sagte der Arzt, auf den Scherz eingehend.

Djielo hatte das Gespräch mitangehört und auf diese Weise erfahren, dass Galewski krank war.

«Sie sollten sich etwas ausruhen», sagte er jetzt zu ihm.

«In Baden-Baden?»

Alles lächelte. Djielo fuhr fort:

«Ich glaube, Sie haben recht. Trotzdem besteht noch kein Anlass zur Überstürzung. Wir haben einen ziemlich genauen Anhaltspunkt dafür, wann das Lager aufgelöst werden soll. Solange nicht alle Habseligkeiten und Kleiderballen zurückgeschickt sind, brauchen uns die Deutschen noch; vorher werden sie uns also nicht liquidieren. Es genügt, wenn wir die Stapel im Auge behalten. Unter Berücksichtigung des Arbeitstempos und der Menge der vorhandenen Sachen können wir eine Frist von mehr als eineinhalb Monaten ansetzen. Anderthalb Monate sind eine lange Zeit.»

«Das stimmt», murmelte Galewski, «aber wissen Sie, zuweilen fehlt mir einfach die Kraft. Und ich würde so gerne noch den Aufstand erleben.»

Djielo schätzte Galewski sehr. Adolf hatte ihm erzählt, welche Rolle Galewski bei der Gründung des Aufstandskomitees gespielt hatte, und er wusste, dass dieser jetzt so müde und kranke Mann am meisten an der Planung der Revolte beteiligt war. Aber ebenso klar war ihm, dass nun er, Djielo, die ganze Verantwortung übernehmen musste.

«Der Aufstand wird Ihr Werk sein, wir sind nur Ihre Nachfolger,

Galewski. Wie Sie selbst sagen, verlassen Sie manchmal die Kräfte, und das beeinträchtigt wohl Ihr Urteilsvermögen. Ich dagegen glaube, dass wir die Sache fest in der Hand haben und Herr der Lage sind. Die Deutschen versuchen, uns einzulullen. Dasselbe müssen wir nun mit ihnen tun. Mit Ihrer Auslegung dieser plötzlichen künstlerischen Betriebigkeit haben Sie bestimmt recht. Wir sollen glauben, dass Treblinka in aller Ewigkeit bestehenbleibt.»

Kurland begriff nicht, worauf Djelo hinauswollte, und sagte:

«In diesem Falle wäre die Lage allerdings sehr ernst. Wenn ihr Misstrauen geweckt ist ... und sie haben ja nicht einmal unrecht, uns zu misstrauen», setzte er unwillkürlich hinzu.

«Gerade da sollten wir mit unserem Gegenzug ansetzen. Als junger Offizier habe ich mir einmal mit einem Kameraden einen Spass daraus gemacht, abgerissene Handgranaten, die er mir zuwarf, zurückzuschleudern. Ein berauschendes Gefühl, die Handgranate auf sich zukommen zu sehen und sich zu sagen: Fängst du sie nicht auf, zerreisst sie dich; gelingt es dir aber, sie schnell genug zurückzuwerfen, ist sie harmlos für dich und tödlich für deinen Gegner.»

Adolf hatte verstanden.

«Die Handgranate zurückwerfen heisst also, die Deutschen glauben zu machen, dass *wir* glauben, das Leben ginge so weiter. Damit würden wir sie mit ihrer eigenen Waffe schlagen, sie in ihre eigene Grube stossen.»

Bewundernd sahen die anderen auf die beiden Strategen.

«Jeder kommt mal an die Reihe», sagte Kurland. «Mit dieser Methode haben sie es geschafft, uns hierherzubringen. Wir haben nichts von ihren Absichten geahnt.»

«Genauso ist es. Unsere Reaktion bestimmt ihr Vorgehen. Na, schön. Dann lachen wir also zu ihren Possen, und wenn sie eingeschlafen sind, stecken wir die Lunte an.»

Adolf wurde beauftragt, dementsprechend auf die Häftlinge einzuwirken. Ohne die Gründe dieser neuen Linie preiszugeben, befahl er den Gruppenchefs, die Häftlinge zur Teilnahme an den Vergnügungen zu drängen. Anfangs war das ziemlich schwierig. Sie waren nicht mit dem Herzen dabei. Als die Boxer kamen, wurde es besser. Die Häftlinge gaben sich bereitwilliger der Betäubung hin, und bald brauchte Adolf nicht mehr nachzuhelfen.

Die grosse Kirmes übertraf alle seine Erwartungen. Er hatte sich so gesetzt, dass er «Laika», den Schönling, den betrogenen Betrüger, beobachten konnte. Er sah ihn selbstsicher lachen, Witze reissen und über das ganze Gesicht strahlen. Er spürte, welche Verachtung diesen

Mann erfüllte, als er die Juden sich noch im Kot wälzen sah, denen man alles genommen hatte, Besitz, Familie, Freiheit, Leben, und die noch lachten und sich selber verhöhnten. In der Menschenmenge geborgen, fühlte Adolf, dass er der Stärkere war. Er, der verachtete kleine Gettojude, der Wurm, der Untermensch, er war im Begriff, das stolze Gebäude dieses grossen, blonden, schönen, schwarzen Offiziers, der sich für Gott selber hielt, zu untergraben. Noch lachte «Laika». Er glaubte, sie zu kennen, seine Juden. Welch ein Unsinn! Er wusste nichts, überhaupt nichts, er hatte nichts begriffen, nicht das geringste. Es war ein stolzer Augenblick für Adolf. Der ganze lang unterdrückte Hass loderte in ihm auf. Er schrie, lachte, klatschte wie rasend in die Hände. Er war der Stärkere, und er konnte dem Ausdruck geben. Je lauter sein Schreien, je hemmungsloser sein Lachen, desto grösser musste des anderen Selbstzufriedenheit sein. «Laika» in der Falle sitzen zu sehen, darüber lachte er. «Laika», der nicht verstand, dass er getäuscht wurde, freute sich, und Adolf, der verstand, dass der andere nichts verstand, freute sich. Plötzlich kam er ihm so lächerlich vor, dieser schöne Offizier. Alles, was seinen Nimbus ausgemacht hatte, kehrte sich jetzt gegen ihn: die Kopfbedeckung, die tadellose SS-Uniform, die Selbstsicherheit, die gepflegten Hände, mit denen er so vornehm zu applaudieren wusste.

Es war ein unvergleichlicher Tag. Juden, die sich über andere Juden lustig machten, ein Deutscher, der sich über die Juden lustig machte, weil sie sich über andere Juden lustig machten, und, vor allem, ein Jude, der sich über den Deutschen lustig machte, weil der sich über die Juden lustig machte, weil die sich über andere Juden lustig machten. Und nicht mehr lange, da werden die Juden alle zusammen dem schönen Deutschen den Hals umdrehen, dem schönen Deutschen, der lachte, der nicht begriff, dass er nicht mehr Herr der Lage war, dass sein Reich unterhöhlt war und bald wie ein Kartenhaus Zusammenstürzen musste. Und das nur, weil er nicht wusste, dass man die Juden zwar töten, niemals aber das «Volk der Hartnäckigen» zähmen kann.

Nach einem Augenblick der Begeisterung erinnerte Moniek sie wieder an ihre Sorgen.

«Und die Waffen? Noch haben wir sie nicht.»

Djielo war optimistisch.

«Wir sind zu ungeduldig», antwortete er, «wir dürfen nicht vergessen, dass wir die Deutschen schliesslich nicht wie Werkzeuge handhaben können.»

Sie hatten es fast geglaubt, so gross war ihre Verwegenheit gewor-

den. Seit sie von Handgranaten träumten, glaubten sie, die Waffen seien schon in ihrem Besitz.

«Die Falle ist aufgestellt. Sie können sich ausdenken, was sie wollen – den Schlüssel kriegen wir. Warten wir ab, bis sie den ersten Schritt tun.»

Djielo fiel es schwer, die Empfindungen der anderen Komiteemitglieder zu begreifen. Ihm waren die Deutschen nie als Übermenschen erschienen, es war eher umgekehrt, denn bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihnen hatten nicht sie ihn getäuscht, sondern er hatte sie hinters Licht geführt. In ihm war nichts zerbrochen, ihn erfüllte nicht dieses unbestimmte Gefühl der Angst, von dem seine Kameraden sich niemals gänzlich frei machen konnten. Für sie hatte die Revolte noch eine weitere Dimension: die Zerstörung eines Mythos und die Rückeroberung ihrer Menschenwürde. Diese Dimension gab ihnen unüberwindliche Kräfte, liess sie zuweilen aber auch an sich selber zweifeln. Für sie hatte der Kampf ein zusätzliches Gefühlsmoment, von dem Djielo nichts wusste.

Wenige Tage später war der Schlüssel da. «Wie auf dem Präsentierteller», bemerkte Moniek sichtlich befriedigt, als er ihn dem Komitee übergab.

Die Deutschen hatten aus einem Nachbardorf eine alte, eisenbeschlagene Tür geholt und in die Schlosserei gebracht. Das Holz war mehrere Zentimeter dick, stärker als Eisen und zur Hälfte mit quer verlaufenden Stahlbändern versehen. Sechs Mann waren nötig, um sie zu schleppen.

Die Schlosser hatten sofort begriffen, worum es ging. Weiches Wachs war bereit. Silberstein knetete es seit über acht Tagen in der Tasche. Das Schloss war etwas verrostet und liess sich nur schwer auf- und zuschliessen. Unter den Augen eines SS-Mannes musste es herausgenommen und sofort repariert werden. Wie vereinbart, begann Silberstein mit der Arbeit und lauerte auf einen günstigen Augenblick, um den Abdruck zu machen. Doch der SS-Mann hatte sich misstrauisch vor Silberstein aufgepflanzt, den Blick wie festgenagelt auf dem Schloss. Er hatte Befehl, es nicht aus dem Auge zu lassen, und hielt sich wortwörtlich daran. Ablenkungsversuche waren vergeblich, er schien sie nicht einmal zu hören, sein Gesichtsausdruck blieb stur und verschlossen. Silberstein zog die Arbeit in die Länge und suchte nach einem Weg, den Aufdringlichen loszuwerden. Zweimal liess er ihn den Platz wechseln unter dem Vorwand, er stünde ihm im Licht. Er trat folgsam beiseite, liess aber das Schloss keine Sekunde aus den Augen. Sie versuchten, ihn durch Lärm zu irritieren, und alle hämmer-

ten scheinbar schwer beschäftigt auf irgendetwas herum. Der Krach war ohrenbetäubend, aber der SS-Mann rührte sich nicht.

Da hatte Silberstein einen Einfall. Auf der Drehbank, dem Deutschen genau gegenüber, lag ein schwerer Niethammer. Silberstein bewegte sich emsig hin und her, und es gelang ihm, den Hammer so weit an den Tischrand zu schieben, dass er über den Füßen des SS-Mannes schwebte, der allmählich ungeduldig wurde. Dann tat Silberstein, als wolle er einen festgefressenen Bolzen lockern. Sein rotangelaufenes Gesicht liess auf grossen Kraftaufwand schliessen. Plötzlich gab der Bolzen nach, und Silberstein, vom eigenen Schwung mitgerissen, drehte sich halb um seine Achse und stiess gegen den Hammer. Ein wilder Schmerzensschrei – und man sah den SS-Mann auf einem Bein herumhüpfen. Die Arbeiter stürzten zu ihm, Silberstein nahm flink das Wachs aus der Tasche, drückte es auf den Schlüsselbart und liess es wieder verschwinden. Das Ganze hatte knapp dreissig Sekunden gedauert; unterdessen hatte der Deutsche brüllend wahllos Schläge an die Juden verteilt, die ihm heuchlerisch zu Hilfe geeilt waren. Als er seinen Posten vor dem Schloss wieder bezog, hob Silberstein demütig den Kopf, bat um Entschuldigung und vertiefte sich wieder in seine Arbeit. Fünf Minuten später eskortierte der SS-Mann seine Tür hinaus, seinen Schlüssel fest in der Hand. An der Schwelle drehte er sich noch einmal um und äusserte sich missbilligend über faule, nichtsnutzige Juden, die mehr Wirbel machen als arbeiten.

Als Moniek wenige Stunden später zu seiner täglichen Inspektion in die Schlosserei kam, überreichten sie ihm einen schönen neuen Schlüssel.

«Das wär's», schloss er, «jetzt sind wir an der Reihe.»

Galewski umklammerte den Schlüssel und sah starr vor sich hin. Der Traum war Wirklichkeit geworden. Noch war die Waffenkammer nicht fertig, und schon besass das Komitee den Schlüssel dazu.

Selbst Djielo war bewegt.

«Jetzt sind wir dran», wiederholte er mehr für sich selbst.

Zwei, drei Baracken weiter probte Arthur Golds Orchester. Im Hof trainierten die Boxer, und dann und wann hörte man die anfeuernden Zurufe der Häftlinge. Langsam wurde es dunkel.

«Jetzt sind wir dran», murmelte auch Galewski.

Kurz darauf wurde die Waffenkammer eingeweiht, und Marcus, ein Sechzehnjähriger, der als Hausdiener bei den Deutschen Dienst tat, erhielt vom Komitee den Auftrag, die Kammer zu inspizieren. Die Maurer hatten mit dem Bau eines grossen Wasserturms begonnen, und in dem allgemeinen Durcheinander gelang es ihm, die Waffenkammer

ungesehen zu betreten. Die Deutschen fühlten sich so sicher, dass sie den Neubau nicht einmal bewachen liessen. Marcus sah sich in Ali Babas Höhle: leichte Maschinengewehre, Maschinenpistolen, Gewehre ruhten öglänzend in ihren Ständern. In einer Ecke entdeckte er die Handgranaten, drei Kisten waren es, schöne neue Weichholzkisten, in jeder fünfzehn Handgranaten. Er untersuchte auch, ob sich das Fenster öffnen liess und ging dann ebenso unauffällig, wie er gekommen war.

Am selben Abend erschien Marcus vor dem Komitee, das sich jetzt täglich versammelte, um Bericht zu erstatten. Fast verzückt schilderte er, was er gesehen hatte. Dreissig Handgranaten, entschied man, würden für den ersten Angriff ausreichen; daher brauchte man nicht alle Kisten herauszuholen. Als Marcus geendet hatte, grüsste er militärisch, wie er es bei den Deutschen gesehen hatte, und ging stolz hinaus.

Moniek hatte den Auftrag erhalten, Mittel und Wege zum Transport der Handgranaten von der Waffenkammer zum Kartoffelkeller ausfindig zu machen, wo sie kurze Zeit versteckt werden sollten.

Er erstattete Bericht.

Unter Djielo, dem neuen Chef, hatte das Komitee den Charakter eines Generalstabs angenommen. Moniek begann mit klarer Stimme, ein wenig in Djelos Tonfall:

«Das Fenster geht auf die Rückseite der Baracken. Dort hält sich in der Regel niemand auf. Also wenig Gefahr, überrascht zu werden. Trotzdem sollten wir an jeder Ecke des Gebäudes eine Wache aufstellen. Es ist unmöglich, die Handgranaten Stück für Stück herauszunehmen und sie von unseren Leuten in der Hosentasche befördern zu lassen. Das würde viel zu lange dauern, und das Hin und Her müsste den Deutschen auffallen. Sie ahnen natürlich nichts, aber sie sind misstrauisch. Die Schlüsselgeschichte beweist das. Nach einigem Suchen habe ich gefunden, was wir brauchen: den Pferdekarren der Maurer, einen richtigen Lieferwagen. Sie holen damit in allen Ecken des Lagers ihr Material ab, und die Deutschen sehen gar nicht mehr hin, wenn er vorbeikommt. Ausserdem wird der Karren auch zum Transport von Abfällen benutzt. Es ist also kein Problem, in die Nähe des Kartoffelkellers zu gelangen ...»

Der alte Salzberg war zusammengezuckt und blass geworden, als Moniek den Karren erwähnte.

«Die einzige Schwierigkeit ist», fuhr Moniek fort und wandte sich an Salzberg, «dass Ihr Sohn Heniek der Kutscher ist.»

Salzberg hatte schon verstanden, und er sah das Gesicht seines Jungen vor sich. Eben war er dreizehn Jahre alt geworden. Dünn,

klein und schwächlich, wie er war, sah er wie ein Achtjähriger aus. Seine Gesichtszüge waren zart und seine Haut hatte eine krankhafte Blässe, die das blitzende Schwarz der Augen noch verstärkte.

Moniek war verstummt, und alle sahen den alten Salzberg an.

«Mein Sohn wird genau wie alle anderen seine Pflicht tun. Wir können uns auf ihn verlassen.»

«Auch auf seine Verschwiegenheit?» fragte Djielo.

«Ja.»

«Selbst wenn er erwischt wird?»

«Ich gebe ihm eine Kapsel mit Gift. Ihr braucht nichts zu befürchten. Er ist ein guter Jude.»

Moniek beendete seine Ausführungen mit den Worten:

«Ausser den beiden Wachen brauchen wir noch einen dritten Mann, der die zwei Kisten, die Marcus aus dem Fenster reicht, auf Henieks Karren verlädt. Heniek ist nicht kräftig genug, um das allein zu können. Die Sache muss in weniger als einer Minute erledigt sein. Ungewiss bleibt nur, ob Marcus die Waffenkammer ungesehen verlassen kann. Aber da er es schon einmal geschafft hat, wird es ihm auch ein zweites Mal glücken.»

Zwei Fragen waren noch offen: der endgültige Termin der Revolte und der günstigste Zeitpunkt, um die Häftlinge in die Pläne einzuweihen.

Es bestand kein Grund, länger zu warten, und je eher man handelte, desto besser. Tag X wurde festgesetzt: der kommende Montag.

«Da wir jetzt Handgranaten haben», setzte Djielo hinzu, «können wir auch das Signal festlegen: Detonation einer Handgranate.»

In diesem Augenblick überkam Galewski eine seltsame Vorahnung. Er konnte sich später nicht erklären, warum ihn auf einmal die Gewissheit gepackt hatte, der Aufstand werde scheitern, ihr Martyrium werde noch andauern, das Ende ihres Leidensweges sei noch nicht erreicht.

«Das gleiche Gefühl hatte ich an dem Tag, als Berliner Max Bielas erstach», erzählte er später Kurland. «Alles war geplant, alles auf die Minute genau vereinbart, alles geregelt, und doch wusste ich, dass wir noch nicht am Ziel waren. Als ich an die Revolte dachte, konnte ich mir nicht vorstellen, was sie verhindern sollte, und doch fühlte ich, dass unsere Zeit noch nicht gekommen war. Spürte ich unbewusst, dass wir noch nicht die ganze irdische Hölle erlebt hatten? War es der Gedanke, dass Hunderttausende von Leichen hier im Boden verscharrt waren? Ich kann es nicht sagen. Jedenfalls wusste ich mit absoluter Sicherheit, dass die Stunde der Revolte noch nicht geschlagen hatte.»

Eine solche Vorahnung zu erklären, ist unmöglich. Im Rückblick wird sie zum Wunder. Vielleicht war es nur ein zufälliges Zusammentreffen. Vielleicht war es nur die erdrückende Müdigkeit, die Galewskis Zweifeln solche Gewissheit verlieh. Dennoch überzeugte er das Komitee, dass man den Häftlingen noch nichts sagen sollte.

«Wir dürfen es nicht», wiederholte er, «ich weiss, dass wir es nicht dürfen. Wenn alles planmässig verläuft, haben sie immer noch Zeit genug, sich vorzubereiten. Nur sagen dürfen wir ihnen nichts, ihre Verzweiflung könnte sonst zu gross werden.»

Adolf schloss sich nach kurzem Zögern dieser Auffassung an. Er erinnerte sich an seine erste Begegnung mit Galewski, vor der Tür des Eisenbahnwaggons, durch die Choken gerade verschwunden war, und an die schreckliche Nacht der Ängste, in der sie, trotz der Gewissheit des Todes, miteinander gesprochen und Pläne geschmiedet hatten. In jener Nacht schien alles verloren, aber Galewski war von prophetischer Zuversicht gewesen. Trotz der Zweifel, die Galewski manchmal erdrückten, oder gerade deshalb war das Vertrauen, das Adolf seither zu ihm hatte, mehr intuitiv als verstandesmässig, mehr instinktiv als vemunftbedingt. Wohl bewunderte er Djielo, doch ihn respektierte er, wie man einen guten Vorgesetzten respektiert. Für Galewski empfand er etwas ganz anderes. Djielo war sicher der bessere Organisator, der bessere Chef, aber Galewski schien manchmal von einer überirdischen Inspiration beseelt. Djielo war ein assimilierter Jude, und das machte sich bemerkbar. Erst durch die Nazis war er sich seines Judentums bewusst geworden. Seitdem hatte er sich mutig dazu bekannt. Trotz seines «arischen» Aussehens war ihm nie der Gedanke gekommen, sich zu verstecken. Doch sein Judentum war im Grunde negativ, es war mehr Haltung als gelebte Wirklichkeit. Er war Jude, weil seine moralische Einstellung ihm verbot, es zu verleugnen; im Grunde jedoch wartete er nur auf den Tod des letzten Antisemiten, um aufzuhören, Jude zu sein. Eine noble Haltung – aber wie wenig jüdisch! Sein Judentum war nicht Glaube, sondern eine tragische Herausforderung an die Welt. Djielo glich eher einem polnischen Aristokraten als einem Gettojuden. Er betrachtete den Aufstand als eine militärische Aufgabe. Er erlebte ihn nicht in sich, er organisierte ihn. Galewski war das genaue Gegenteil. Galewski wusste nicht, wie man mit einem Gewehr umgeht, er hatte keine Ahnung, was Strategie bedeutete, aber der Aufstand war ein Teil seiner selbst. So wie er einst dem Aufstand Leben gegeben hatte, so hielt ihn jetzt der Aufstand am Leben.

Solche Gedanken veranlassten Adolf, Galewskis Meinung zu unter-

stützen. Die anderen schlossen sich an, nur Djelo blieb auf seinem Standpunkt. Schliesslich beugte er sich der Mehrheit. Nur die Männer der Kampfgruppen sollten benachrichtigt werden. Das Tarnkommando, das im Wald arbeitete und die Explosion der Handgranate vielleicht nicht hören würde, sollte die Ukrainer, die sie bewachten, pünktlich um 16 Uhr angreifen, dann zum Lager zurückkommen und am westlichen Eingang Stellung beziehen. Die Handgranaten sollten einem Spezialkommando anvertraut werden. Die Gruppe, die beauftragt war, in die Waffenkammer einzudringen und anschliessend die Wachtürme anzugreifen, sollte sich nach dem Mittagessen, wenn die Arbeit weiterging, unter die Maurer mischen.

Die Meinungsverschiedenheit war vergessen, Djelo war wieder Chef.

«Drei Kampfgruppen greifen gleichzeitig Lager II an. Wir haben keine Möglichkeit gefunden, mit den Häftlingen ‚drüber‘ Kontakt aufzunehmen. Der Angriff kann schwierig werden, aber wir haben keine Wahl.»

«Bis die Gruppen herangekommen sind, haben sich die Wachmannschaften von Lager II von ihrer Überraschung erholt. Es wird ein ziemliches Gemetzel geben.»

«Wie sind unsere Chancen, dem zuvorzukommen?» fragte Galewski.

«Sehr gering.»

Und damit stellte sich die entsetzliche Frage: Konnte, durfte man das Unternehmen wegen der zweihundert Häftlinge des Lagers II gefährden?

Kurland war es, der die Antwort gab:

«Zweihundert Mann mehr oder weniger, darauf kommt es nicht an. Sicher, ihr Zeugnis wäre wichtig, aber es lohnt sich nicht, wenn wir dadurch riskieren, die Hälfte unserer Leute zu verlieren; vor allem, da wir nicht einmal die Gewissheit haben, unsere Kameraden aus ihrer Hölle herausholen zu können. Unsere Mission ist zu bedeutend, als dass wir Sentimentalitäten nachgeben dürfen. Wir müssen der Welt beweisen, dass der Mensch sich selbst im tiefsten Grund der Hölle nicht aufgibt. Wir müssen von unserem Martyrium Zeugnis ablegen. Das Wichtigste ist, dass die Revolte stattfindet und gelingt, damit wenigstens ein Zeuge überlebt und über unsere Qualen und den letzten verzweifelten Aufstand berichten kann. So schwer es uns auch fällt, es ist unsere Pflicht, unsere Kameraden im Stich zu lassen.»

Salzberg hatte noch einen letzten Einwand:

«Haben wir alles versucht, um mit Lager II Kontakt aufzunehmen?»

«Die einzige Möglichkeit wäre, selbst hinzugehen. Das ist das Furchtbarste, was es gibt. Viele, die dort hingeschickt werden, hätten lieber einen Genickschuss bekommen.»

Niemand aus Lager I kannte Lager II, niemand wusste, was dort vor sich ging, aber jeder sprach mit Grauen davon.

Das Komitee schloss sich Kurlands Meinung an, aber jedem schlug das Gewissen, denn im Grunde gab es für dieses Verhalten nur eine Bezeichnung: Verrat. Sie trafen die letzten Entscheidungen und trennten sich dann freudlos.

«Man möchte meinen, es tut ihnen leid, von hier wegzukommen», sagte Djelo vor dem Einschlafen zu Adolf.

«Sie wollen einen grossen Sieg, der die Welt hinreisst, und befürchten, es könnte nur eine heillose Flucht daraus werden. Sie brauchen etwas als Gegenstück zur Ausrottung. Hast du es nicht auch gemerkt? Je mehr Zeit vergeht, desto höhere Ansprüche stellen sie.»

«Und du?»

«Ich vielleicht auch.»

«Aber wir haben doch alles getan, was im Bereich unserer Möglichkeiten liegt.»

«Nicht ganz.»

«Was hätten wir denn noch tun sollen?»

«Uns ins Lager II schicken lassen.»

Djelo schwieg lange, dann sagte er langsam:

«Ich glaube, ich werde euch nie verstehen.»

«Auch die Deutschen verstehen uns nicht.»

Djelo richtete sich auf und sah den Freund an:

«Welch ein Hochmut, Adolf! Welch ein Hochmut!»

«Angst, Djelo. Nichts als Angst.»

Die Woche ging langsam zu Ende. Mit ihren verschiedenen Aufgaben beschäftigt, vergassen die Komiteemitglieder jene letzte Zusammenkunft. Sie hatten sich immer vorgestellt, die letzte Zusammenkunft müsste die schönste sein, und nun waren sie so bedrückt auseinandergegangen. Der Zufall wollte es, dass in diesen letzten Tagen kein Transport ankam, und alle mussten sich Mühe geben, nicht zu vergessen, was Treblinka war und was man dort tat.

Dann kam der Sonntag, und Treblinka übersteigerte sich im Wahnsinn beim Gedudel der Kirmesmusik. Treblinkas letzter Tag, die Apokalypse der Hölle, das Ende des Alptraums. Die Welt des Irrsinns und des Todes verzehrte sich in einem aberwitzigen Feuerwerk. Das Ende war Abklatsch des Lebens: unreal, lächerlich, grausig.

22

Am Montag schien es nicht Tag werden zu wollen. Der niedrige Himmel, bleischwer von Schneewolken, war bedrückend wie der Morgen nach einem Fest.

Adolf sprach vor Arbeitsbeginn mit seinen Gruppenchefs. In langer Schlange warteten die Häftlinge, um am Küchenschalter den Becher mit gefärbtem warmem Wasser in Empfang zu nehmen, den man ihnen als Kaffee ausschenkte. Trostlos zog sich ihr langes Band langsam quer durch den Hof. Adolfs Männer standen bei ihm, aufmerksam, die Gesichter hart und undurchdringlich. Sie hörten ihm zu und nickten dann und wann unmerklich; selbst in diesem Augenblick regte sich in ihren Zügen nichts. Fünf Statuen aus Holz oder Bronze aus grauer Vorzeit stammend, von keiner Zeitlichkeit berührt, Erscheinungen aus der Tiefe des Abgrundes. Fünf namenlose Männer, fünf Juden, verzehrt von der Schande, von Leiden und Glauben. Fünf Juden, die sterben sollten, die sterben wollten für einen dreitausendjährigen Glauben. Fünf Märtyrer für die Sache ihres Volkes, fünf Brüder in Blut und Tod, fünf Gerechte, fünf Juden.

Adolfs Stimme war heiser:

«Das ist die letzte Zusammenkunft vor dem Aufstand und sicher die letzte Zusammenkunft überhaupt. Ihr kennt alle eure Aufgaben, ich will sie aber noch einmal wiederholen.

15 Uhr 30, eine halbe Stunde vor Beginn, schickt jede Gruppe einen Mann in den Kartoffelkeller; dort bekommt jeder drei Handgranaten. Auf das Losungswort ‚Heut zittert und erbebt die Welt‘ heisst die Antwort ‚Heut ist der Tag des Gerichts‘. Falls ihm auf dem Rückweg Gefahr droht, muss er eine Handgranate in der Tasche zünden und sich mit ihr in die Luft sprengen. Wenn dieser Fall eintritt, versuchen die anderen, sofort die Waffenkammer zu erreichen, sie zu umstellen und mit Handgranaten zu verteidigen, während alle Gruppen,

ganz gleich, wo sie sind, in aufgelöster Ordnung ebenfalls dorthin laufen. Dort formieren sich die Gruppen wieder. Ich muss diesen Punkt besonders betonen: falls der Aufstand vorzeitig ausgelöst wird, muss jeder zusehen, dass er die Waffenkammer erreicht, und wenn es nicht anders geht, allein und ohne Rücksicht auf Verluste. Sorgt also dafür, dass alle eine Hieb- oder Stichwaffe bekommen.

Sobald die erste Handgranate explodiert, können wir den Aufstand nicht mehr rückgängig machen. Eigentlich müsste alles planmässig verlaufen. Die Deutschen schlafen – die Kirmes hat es bewiesen.

Also noch einmal von vorn: Die Männer haben sich ihren Kampfgruppen angeschlossen. Zehn Minuten vor vier Uhr begibt sich jeder von euch unauffällig zu seiner Gruppe. Um vier Uhr wird das Signal gegeben: Explosion einer Handgranate. Sofort danach werft ihr eure Handgranate, wenn möglich auf einen Wachtposten, und rennt zur Waffenkammer, wo ihr schon erwartet werdet. Je zwei Männer einer Gruppe betreten die Waffenkammer und nehmen die Gewehre und Maschinenpistolen für die ganze Gruppe in Empfang.

Jede Gruppe geht in Stellung und versucht, möglichst viele Deutsche und Ukrainer zu töten. Wenn ihr den Stacheldrahtverhau erreicht, muss das Lager gesäubert sein. Inzwischen kümmere ich mich um die Wachttürme, und ihr helft uns, damit fertig zu werden. Wir gehen in zwei Phasen vor. Während der Schütze auf dem Turm von uns mit der Waffe in Schach gehalten wird, stecken zwei Männer das Ding an. Vergesst die Benzinflaschen nicht! Meirs und Mosches Gruppen, die den Weg zum Wald freikämpfen, schaffen einen Durchgang durch den Stacheldrahtverhau. Wenn das nicht möglich ist, müssen die Männer einen Teil ihrer Kleidung darauf werfen. Ist das getan, brüllen sie: «In den Wald.» Das ist das Zeichen zum Absetzen. Die anderen Gruppen, darunter die von Hai'm, die inzwischen im Lager zurück sind, haben die Aufgabe, die Häftlinge in Richtung Süden zu dirigieren. Machen wir uns nichts vor: In diesem Augenblick sind wir nicht mehr Herr der Lage, selbst wenn wir noch leben. Das ist alles. Hat jemand noch eine Frage?»

Es gab noch eine Frage, aber niemand stellte sie. Die Männer hatten verstanden, dass Lager II geopfert werden sollte. Adolf sah alle nacheinander an und sagte mit bewegter Stimme, dass es allen die Kehle zuschnürte:

«Wir wollen jetzt bei der Ehre des jüdischen Volkes schwören, dass wir bis in den Tod für den Ruhm Israels kämpfen werden.»

Als der Eid geleistet war, sprach Adolf jenes alte Gebet, in dem sich die ganze Gläubigkeit des jüdischen Volkes ausdrückt: «Schema Israel...

Höre Israel, der Herr unser Gott ist Herr allein!» Die Chefs stimmten in die Worte ein, langsam, dumpf und verhalten formten ihre Stimmen die einzelnen Silben, als wollten sie den Worten eine noch grössere Bedeutung verleihen.

«Höre Israel, Adonai* Elohenou Adonai' ehad.»

Es war mehr als ein Gebet, es war ein wildes, leidenschaftliches Glaubensbekenntnis. Sie forderten nichts, sie bekräftigten nur ihre unbedingte, unbeugsame, schmerzliche Liebe zu Gott und zu ihrem Volk.

Lange, ehe die Ukrainer mit ihrem üblichen Gebrüll kamen, hatte Vater Salzberg seinen Sohn geweckt. Wie jeden Morgen liess er ihn die Gebete sprechen, dann sah er ihn lange an und belehrte ihn ein letztes Mal, was es heisst, Jude zu sein.

«Bald trennen wir uns. In wenigen Stunden bin ich nicht mehr an deiner Seite, um dich zu führen. Jetzt habe ich Angst um dich. Was wird aus dir? Du wirst überleben, Heniek, mein Junge, das weiss ich, aber gelingt es dir, ein rechter Jude zu bleiben? Wirst du nach all diesem Elend nicht doch den Wunsch haben, so zu sein wie jeder andere? Hör zu, Heniek. Vergiss nie, dass du Jude bist. Vergiss es nie, denn das wäre schlimmer als der Tod. Erzähle der Welt, was du miterlebt hast, erzähle, wie wir gestorben sind, erzähle, wie wir wiederauferstanden sind. Und denke immer daran, dass man uns nicht als Einzelne, sondern als Volk ausrotten wollte, dass nicht die Juden, sondern das jüdische Volk von der Erde verschwinden sollte.»

Als sein Vater verstummte, senkte Heniek den Kopf, um den väterlichen Segen zu empfangen. Das war seine Antwort, und sie war überzeugender als jeder Schwur.

Sobald Kurland ins «Spital» gekommen war, hatte er alle seine Notizen, sein Tagebuch von Treblinka, ausgegraben: ein Wust von Zahlen, Anekdoten, eigenen Gedanken über Alltägliches bis hin zu philosophisch-prophetischen Essays, in denen er versuchte, den Ereignissen einen Sinn zu geben. Manche Notizen seiner Berichterstatter waren nicht einmal abgeschrieben worden. So die Aufzeichnungen des Bankiers Alexander, deren Seiten derartig eng mit Zahlen bedeckt waren, dass das Papier fast schwarz aussah. Für die Geschichte hatte Kurland die Toten schon zu Statistiken verarbeitet. Jeder Tag begann mit derselben Aufzählung: 9. Dezember, 4 Transporte, 24'000 Tote. 2. Januar, 1 Transport, 2'000 Tote. In Abständen gab es Zusammenfassungen nach Monaten und Ländern. Der Rücktransport der jüdischen Habe

ins Reich wurde in ähnlicher Weise registriert: 25 Waggons mit Haaren, 248 mit Kleidern, 100 mit Schuhen, 22 mit Stoffen, 40 mit Medikamenten und ärztlichen Instrumenten, 10 mit Daunen, 200 mit Lumpen aller Art, 260 mit Decken und 400 mit diversen Gegenständen wie Füllhaltern, Kämmen, Geschirr, Taschen, Brieftaschen, Spazierstöcken . . . und in seiner Vorliebe für das Detail berechnete er sogar die nach Deutschland verschickten Diamanten in Karat: 14'000.

Kurland sann darüber nach, ob diese Seiten jemals in die Hände der Nachlebenden gelangen, ob man jemals erfahren würde, dass dieser kleine Fleck Erde Hunderttausende von Juden sterben und eine Handvoll Juden zu furchtbarster Schande und zu höchstem Ruhm überleben sah. Dann grub er den Rest aus, seine gesammelten Werke. Es waren Theaterstücke, die alle im «Spital» spielten. Abends in der Baracke hatte er manchmal den «Hofjuden» daraus vorgelesen. So waren sie eben, die Juden, nicht einmal das Messer an der Kehle brachte sie zur Verzweiflung. So waren diese Menschen, die zwar sterben, nicht aber vor dem Leben kapitulieren konnten. Während man sie ausrottete, schrieben sie Theaterstücke; für sich, für nichts, für das Leben. Weil das Leben, ganz gleich welches Leben, gelebt werden muss und weil Leben nicht überleben heisst, sondern lachen, denken, schreiben.

Wie jeden Morgen hatte Djelo es fertiggebracht, sich zu rasieren und kurze Morgengymnastik zu machen.

Das Wasser war knapp, und an den einzigen Brunnen des Gettos war schwer heranzukommen, denn er diente tausend Häftlingen. Gewiss, nicht alle wuschen sich, aber man drängte sich auch am Brunnen, um zu trinken. Deshalb nahm Djelo einen Teil des Kaffeewassers zum Rasieren. Für ihn war es eine Frage der Disziplin. Er hielt es für wichtiger, sich zu rasieren, als Kaffee zu trinken. Es war eine Herausforderung an die Lebensbedingungen im Lager, es war seine Art, sich seiner Menschenwürde zu vergewissern.

Dass er sich zu Morgengymnastik zwang, ging aus derselben Geisteshaltung hervor. «Ein Mensch, der sich gehenlässt, lebt nicht mehr lange», sagte er immer wieder zu denen, die sich wunderten, dass er seine Kräfte auf diese Weise verschwendete, und setzte hinzu: «In erster Linie fehlt nicht körperliche Kraft, sondern seelische.» Nun liess er sich noch einmal alle Einzelheiten der Operation durch den Kopf gehen, um sicher zu sein, dass er nichts, was in seiner Macht lag, dem Zufall überlassen hatte. Dann versuchte er sich vorzustellen, wie der Aufstand ablaufen würde, wenn alles planmässig vor sich ginge.

Er besass zuviel militärische Erfahrung, um nicht zu wissen, dass die Wirklichkeit den Plänen kaum gleichen würde, dass sich von einem bestimmten Augenblick an der Lauf der Dinge der Kontrolle entzog und sich nicht mehr aufhalten liess, zumal da es ja kein Nachrichtensystem gab. Von diesem Augenblick an folgte die Revolte ihrem eigenen Schwung. Niemand, weder Deutsche noch Ukrainer noch Juden hatten dann noch die Lage in der Hand. Der Erfolg hing davon ab, welche Gewalt der Menschenstrom der Häftlinge gewann. Das war die grosse Unbekannte...

Djielo zwang sich, an nichts mehr zu denken. Die Würfel waren gefallen. Seine Aufgabe endete, wenn er und die anderen Komiteemitglieder sich im Lager verschanzten, um bis zum Schluss zu kämpfen und damit die deutsche Verstärkung so lange wie möglich aufzuhalten.

Als Galewski die Ukrainer kommen hörte, glaubt er, nicht mehr die Kraft zu haben, aufzustehen. Sein Werk war vollendet, sein Leben war erfüllt. So hätte er auf den Tod warten mögen, regungslos auf der Holzpritsche ausgestreckt, um endlich auszuruhen; nicht mehr denken, zittern, kämpfen und hoffen müssen. Schon längst hatte er die Grenzen der menschlichen Widerstandskraft erreicht, schon längst hätte er sterben müssen. Nur die ihm übertragene Aufgabe hielt ihn noch am Leben, so als gäbe sie ihm das Leben zurück, das er ihr einst eingehaucht hatte. Jetzt war es vorbei. Berliner war tot, Choken war tot, Chorongicki war tot, und nun war es an ihm, zu sterben. Gott war grosszügiger zu ihm gewesen als zu Moses; Moses starb, ehe er das gelobte Land betrat, er hatte die Vollendung seiner Mission nicht erleben dürfen. Moses musste sterben, doch Israel hatte Ägypten verlassen. Galewski musste sterben, doch die Häftlinge entrannen der Hölle, das jüdische Volk lebte weiter, eine unbezwingbare Zitadelle des Glaubens und des Geistes, denn wieder hatte das jüdische Volk über den Tod triumphiert.

Er riss sich zusammen und stand auf, um seine letzte Prüfung, den letzten Appell durchzustehen. Als er seine Meldung machte, fiel «Laika» sofort auf, wie elend er aussah. Mit eisigem Lächeln trat er näher und sah ihn einen Augenblick lang an.

«Na, Galewski, geht es nicht? Bist du nicht gesund, wie unser Freund Küttner sagen würde?»

Galewski erstarrte vor diesem unergründlichen Blick. «Laika» war für ihn mehr als ein Mensch, er war der Engel des Unheils, der Allmächtige im Reich des Bösen, ein Bote des Todes. Plötzlich war er fest überzeugt, «Laika» wisse alles und habe nur auf diesen letzten

Augenblick gewartet, um die Juden desto sicherer zu vernichten, um in ihnen die letzte Lebensflamme zu zertreten, um das Verlangen nach einem letzten menschlichen Aufbegehren abzutöten. Nach kurzem Schweigen, das denen, die von dem bevorstehenden Auf stand wussten, wie eine Ewigkeit erschien, gelang es Galewski zu sagen:

«Ich fühle mich sehr gut, danke, Herr Sturmführer.»

Seine Stimme klang fest, und Galewski begriff selbst nicht, woher er die Kraft dazu nahm.

«Laika» sah ihn noch einen Augenblick lang an, als hätte er die Antwort nicht gehört, dann drehte er sich um und ging wortlos davon.

Galewski blickte ihm ratlos nach. Er war absolut sicher, dass «Laika» alles wusste. Den ganzen Morgen rief er sich zur Vernunft, aber sooft er sich sagte, er sei zu nervös und ein Opfer seiner Einbildungskraft, er konnte sich doch nicht von der bedrückenden Ahnung befreien, die ihn beim Anblick eines jeden Deutschen zusammenfahren liess.

Punkt elf Uhr hielt Heniek mit seinem Karren vor dem Fenster der Wafenkammer.

Rasch blickte er nach den beiden Ecken des Gebäudes, wo die beiden Häftlinge gewissenhaft die Kieswege harkten. Sie schienen besonders sorgfältig zu arbeiten, denn von Zeit zu Zeit bückten sie sich, um unsichtbare Papierfetzen aufzuheben.

In diesem Augenblick kam der dritte Häftling, der die Kiste mit den Handgranaten verladen sollte, um die Ecke. Als er noch fünf Meter entfernt war, pffirte er die ersten Takte der «Tikwah». Ringsumher war alles still und verlassen, und die Töne erklangen in der eisigen Luft klar und deutlich, zögernd zuerst und dann immer sicherer.

Marcus' Kopf tauchte hinter der Scheibe auf, sobald der Häftling unter dem Fenster stand. Heniek sah wieder nach den beiden an den Barackenecken; sie harkten gleichmütig weiter, demnach war alles in Ordnung. Er nickte, und das Fenster öffnete sich. Marcus' Kopf verschwand, und an seiner Stelle erschien eine Kiste. Der Häftling vor dem Fenster machte einen leichten Sprung, packte die Kiste, ging in die Hocke, liess die Kiste zwischen den angezogenen Knien und dem gebeugten Oberkörper verschwinden. Sein Blick wanderte von links nach rechts, dann schnellte er vor. Die Kiste verschwand im Karren unter einem Haufen Bauschutt. Das Fenster schloss sich, der Häftling nahm seinen Platz darunter wieder ein. Wieder sah Heniek nach den beiden Wachen, wieder ein Nicken und wieder das gleiche Manöver, ebenso schnell, präzise und lautlos. Das Fenster war nun geschlossen, der Häftling verschwand, und Heniek hob die Peitsche, um das Pferd

anzutreiben – da sah er, wie der Häftling, der an der Gebäudeecke vor ihm Wache hielt, sich bückte und in dieser Stellung verharrte: das Zeichen, dass sich ein Deutscher näherte.

Heniek wurde zu Stein, die Hand mit der Peitsche hielt inne. Der gebeugte Rücken des Häftlings vor ihm schien ihn zu hypnotisieren. Plötzlich sah Heniek, wie der Mann sich bewegte, und ihm wurde schwindlig. Als er wieder klar denken konnte, harkte der Häftling schon wieder friedlich weiter. Heniek kam es so vor, als habe er unendlich lange Zeit in seiner Stellung verharrt, doch als er den Kopf wandte und nach dem anderen Häftling blickte, sah er den dritten, der die Kisten verladen hatte, gerade erst um die Ecke biegen. Der Film, dessen Ablauf einen Augenblick gehemmt war, lief weiter: Heniek senkte den Arm, die Peitschenschnur zuckte, rollte sich zusammen und knallte. Heniek spürte einen Ruck, das Pferd hatte sich in Bewegung gesetzt.

Nach der kurzen Mittagspause liess «Laika» Galewski zu sich rufen. Da die Sache mit den Handgranaten geklappt hatte, war es ohne Belang, denn jetzt konnte nichts mehr die Revolte aufhalten. Das Komitee hatte beschlossen, so oder so loszuschlagen. Salzberg sollte das Signal geben; durch Verbindungsleute, die «Laika» und «Kiwe» überall im Auge behielten, wurde er über die Entwicklung der Lage unterrichtet.

«Laika» setzte die leutselige Miene auf, die er zuweilen zeigte, wenn er liebenswürdig erscheinen wollte.

«Sie sehen müde aus», sagte er zu Galewski. «Ich schätze Ihr Pflichtbewusstsein, aus dem Sie das nicht zugeben wollen. Aber im Interesse Ihrer Gesundheit und im Interesse des Lagers müssen Sie Ihr Amt aufgeben.»

Galewski war jetzt alles gleichgültig, und er verteidigte sich nur lahm.

«Natürlich sollen Sie weiterhin die Vorteile Ihrer Stellung geniessen. Sie bleiben in der Baracke der ‚Hofjuden‘ und werden zu keiner Arbeit herangezogen. Wir wissen sehr wohl den Leuten zu danken, die uns treu gedient haben.»

Galewski glaubte zu träumen. Er verbeugte sich, dankte und versicherte, dass er seinen Herren gern weiter zur Verfügung stehe.

Als er ihn entliess, setzte «Laika» noch hinzu:

«Ihr Nachfolger ist Kapo Rakowski. Morgen übergeben Sie ihm Ihr Amt.»

Den neuen Anweisungen entsprechend, die schon am Vormittag gleich nach dem erfolgreichen Handstreich auf die Waffenkammer ausge-

geben worden waren, hielten sich die Männer der Kampfgruppen in unmittelbarer Nähe ihrer Chefs auf.

Adolf und Djielo, die beide im Rücktransportkommando arbeiteten, vermieden es, sich anzusehen. Sie teilten so viele Geheimnisse, dass sie fürchteten, sich zu verraten und bei den Deutschen Verdacht zu erwecken.

Alle «Hofjuden» waren eingeweiht worden. Die Spannung in den Baracken war fast schmerzhaft zu spüren. Niemand wagte zu sprechen, aus Angst, seiner Kehle könne sich ein Schrei entringen. Manche verharrten in Gedanken versunken, andere beteten; ihre Lippen bewegten sich kaum wahrnehmbar. Nicht der geringste Laut war zu vernehmen, die Spannung näherte sich ihrem Siedepunkt.

Da wurde die Tür der Schusterwerkstatt aufgerissen. Alle schreckten auf, hoben die Köpfe, die Nerven zum Zerreißen gespannt, vor Angst und Ungeduld zitternd.

«Kennt sich hier jemand mit Waffen aus?» fragte der Häftling, der auf der Schwelle stand.

«Ja! Ich! Was ist los?» Simek Goldberg schrie es fast und sprang auf.

«Schnell, Galewski braucht dich!» rief der andere. Seine Stimme bebte vor Erregung.

Goldberg stürzte hinaus.

Aus Angst aufzufallen, wagten sie nicht zu rennen.

«Die Handgranaten», stiess der andere hervor. «Irgendwas ist damit los. Was, wissen wir nicht.»

Goldberg beruhigte sich. Die Trottel hatten keine Ahnung von Waffen.

«Und die Deutschen?» fragte er.

«Schlafen», antwortete der andere immer noch ausser Atem.

«Das ist die Hauptsache», sagte Goldberg, um ihn zu beruhigen.

Er sah die unschlüssige Gestalt Galewskis vor sich und die ratlosen Häftlinge, die den Keller bewachten.

Galewski empfing ihn: «Es sieht so aus, als fehle etwas an den Handgranaten».

Goldberg verstand ihn kaum, so leise sprach Galewski. Eine offene Kiste stand neben ihm. Goldberg lief auf sie zu, bückte sich, stutzte, hielt mitten in der Bewegung inne. Als Galewski ihn fragend ansah, richtete er sich auf:

«Die andere Kiste, wo ist die andere Kiste?»

Galewski wies in die Ecke, wo sie noch halb unter Kartoffeln ver-

graben war. Goldberg stürzte hin, bückte sich, öffnete sie in fieberhafter Eile, sah hinein, liess die Arme sinken. Seine Gestalt schien zusammenzufallen.

«Was ist?» fragte Galewski.

«Aus», sagte Goldberg mit tonloser Stimme.

Kniend starrte er stumm in die Kiste, mit leerem Blick, hoffnungslos.

«Was heisst ‚aus‘? Was ist?» fragte Galewski nähertretend.

Ohne sich zu bewegen, wie hypnotisiert von der Kiste, antwortete Goldberg müde, fast gleichgültig:

«Die Sprengkapseln. Die Sprengkapseln sind nicht dabei!»

23

Eines Abends wurde das Wetter milder, und am nächsten Tag begann der Schnee zu schmelzen. Der Frühling war da. Die Sonne schien wieder, zaghaft, ein blasser Schmuck am Himmel, dann immer strahlender. Von fern hörte man die Rufe der Bauern, die nach dem langen Winter auf die Felder zurückkehrten. Die ersten Vögel sangen. Den Männern im Lager schlug das Herz unwillkürlich höher.

Der gescheiterte Aufstand war nur noch eine schmerzliche Erinnerung, die allmählich dahinschwand. Und plötzlich ein Zug . . .

An diesem Tag kam in den frühen Nachmittagsstunden ein Transport aus Deutschland; Personenwagen, Gepäckwagen, Ruhe und Ordnung. Die deutschen Juden, Schwerekriegsbeschädigte und Träger des EK I, wurden besser behandelt. Sie starben zwar wie die Armen, reisten aber wie Bürger. Dieser Todeszug hatte Deutschland in aller Unschuld durchquert, so wie Tausende von anderen Zügen tagtäglich durch Deutschland fuhren. Alles wäre ohne Aufhebens verlaufen, wenn nicht ein rotes Signal den Zug in einem deutschen Bahnhof für einen Augenblick zum Stehen gebracht hätte. Eine junge Frau, die Frau eines hohen Wehrmachtsoffiziers, stand mit ihren beiden Kindern auf dem Bahnsteig. Sie nahm an, es sei der Zug, auf den sie wartete, und stieg ein. Der Irrtum ist erklärlich, denn der Zug war nicht bewacht.

Ahnungslos stieg die junge Frau ein. Der Zug fuhr wieder ab. Vermutlich erkannte sie an den gelben Sternen ihrer Reisegefährten, dass sie Juden waren, und begriff wohl auch, dass sie in den falschen Zug gestiegen war. Sie unternahm jedoch nichts. Die Mitreisenden wiederholten ihr, was ihnen vor der Abfahrt gesagt worden war: sie sollten Gebiete im Osten besiedeln.

Niemand von diesem Transport hat überlebt, und so weiss man nicht, was unterwegs geschah, was die junge Frau sagte und tat. Der

Zug fuhr durch Deutschland und Polen. Schiene um Schiene näherte er sich der Abzweigung an der Kiesgrube und fuhr dann im Schrittempo in das Lager Treblinka ein, dessen Bahnhof vor Kurzem auf den nichts-sagenden Namen «Obermaidan» umgetauft worden war. Vermutlich las die junge Frau den Namen unter der Uhr, deren Zeiger wie immer auf drei standen. Sie sah die Wegweiser, die Schilder, den Schalter, die Türen und die Blumenbeete. Aber sie merkte wohl nicht, dass die langen gleissenden Schienenstränge, die von Deutschland bis Treblinka zwei endlose, ununterbrochene Linien bildeten, sich plötzlich in dem wildwuchernden Gras verliefen, das im Frühling darüber gewachsen war. Vielleicht begriff sie nicht, dass ihre Reise zu Ende war, sah nicht, wohin ihr Irrtum sie geführt hatte, denn sie sagte zunächst kein Wort. Sie schrie nicht, versuchte nicht einmal beim Aussteigen zu fliehen.

Erst als sie die Baracke mit der Bezeichnung «Kleiderablage und Frisiersalon» betrat, muss ihr auf gegangen sein, dass am Bahnhof Obermaidan etwas nicht stimmte. Die Überlebenden erinnern sich, dass sie sehr schön war. Sie schrie, sie sei keine Jüdin, sie sei die Frau eines Offiziers. Ihre Papiere bewiesen es. Sie zeigte, dass ihre kleinen Söhne nicht beschnitten waren.

«Laika» tauchte auf, offenbar ratlos. Er wechselte mit «Kiwe» ein paar Worte, dann ging er. Die junge Frau hatte durch Zufall das ungeheuerliche Geheimnis entdeckt. Alle Häftlinge blieben stehen: Was geschah jetzt? Auf «Kiwes» Befehl zog sie sich und die Kinder mitten auf dem Hof aus. Sie weinten, und unter Schluchzen versuchte die Mutter, sie zu trösten: «Das macht nichts, Kinderchen, bald ist alles vorbei, weint nicht, wir fahren in ein wunderschönes Land und bald kommt Vater auch zu uns.» Aber die Kinder hörten nicht auf zu weinen. «Kiwe» lachte. Die Häftlinge sahen, wie sie im Strom der Todgeweihten verschwanden.

Galewski hatte die Szene miterlebt, und am Abend schilderte er sie dem Komitee.

«Es erinnert mich an das, was Chorongicki gesagt hat: Zeugen wird es nicht geben. Alle Spuren werden verwischt. Und von denen, die das Morden mitangesehen haben, bleibt keiner am Leben. Wir wissen jetzt, woran wir sind. Unser Aufstand hat tatsächlich universale Bedeutung. Er muss gelingen, nicht nur wegen der Juden – der ganzen Welt wegen, die nichts davon weiss und vielleicht nie etwas davon erfahren würde. Gleich jetzt müssen wir einen neuen Termin festlegen.»

Djielo sah zu Adolf hin; der fing den Blick auf und nickte leicht.

«Wieder von vorn anfangen?» sagte Djielo. «Gut! Aber diesmal nicht ohne Lager II. Dann ist unser erster Versuch nicht umsonst gewesen.» Alle blickten auf ihn.

«Aber wie denn?» fragte Galewski.

«Es gibt eine Möglichkeit», antwortete Djielo. «Ich habe darüber mit Adolf gesprochen. Wir denken schon lange daran.»

«Welche Möglichkeit?»

«Hingehen.»

Alle Männer des Komitees, das nun neun Mitglieder zählte, sahen ihn ungläubig an.

«Reiner Wahnsinn!» sagte Galewski. Dann überlegte er und fügte nach einer Weile hinzu: «Wie wollt ihr das machen?»

«Das ist unsere Sache. Wenn der Plan soweit ist, bekommt ihr Bescheid.»

«Es ist vollkommen unmöglich», sagte Kurland.

Djielo sah ihn schweigend an und sagte dann langsam: «Nein, es ist nicht unmöglich. Wir müssen uns nur versetzen lassen.»

Die Idee stammte von Adolf. Am Abend des Fehlschlags hatte er Djielo davon erzählt, als er ihn in der Baracke wiedersah.

Sobald Galewski von Goldberg erfahren hatte, dass die Handgranaten unbrauchbar waren, war seine Erschöpfung wie weggeblasen, und er hatte in seine Rolle als Chef zurückgefunden. Es gab nur einen Weg, es nicht zur Katastrophe kommen zu lassen: die Kisten mussten ins Waffenlager zurückgebracht und alle Gruppenchefs benachrichtigt werden, vor allem Kleinmann, der sich mit dem Tarnkommando irgendwo im benachbarten Wald aufhielt und im Begriff war, die Wachtposten anzugreifen.

Galewski spürte seine Erschöpfung nicht mehr; er hatte das Gefühl, niemals krank gewesen zu sein. Er gehörte zu jenen Menschen, die günstige Anzeichen eher verwirren als beruhigen, die aber alle ihre Befürchtungen vergessen, sobald die Gefahr sich zu einer Katastrophe auszuweiten droht: Pessimist, wenn alles gut ging, und Optimist, wenn es nicht schlimmer werden konnte.

Djielo und Adolf arbeiteten am anderen Ende des Lagers und durften trotz ihrer Stellung als Kapos den Arbeitsplatz tagsüber nicht verlassen. Dieses Privileg war den «Hofjuden» vorbehalten, und auch das nur in höchst seltenen Fällen. Galewski musste also nicht nur allein entscheiden, sondern auch alles allein in die Wege leiten.

Als erstes musste ein Verbindungsmann zu Djielo, Adolf, den Gruppenchefs und dem Kommando geschickt werden, das die Baracken in

Brand stecken sollte. Galewski liess sofort Henochsberg zu sich kommen, einen Häftling, der im Kartoffelkeller arbeitete. Er sollte Djielo mitteilen, dass die Operation abgeblasen war; Djielo selber sollte die Gruppenchefs informieren lassen, bevor sie ihren Mann losschickten, um die Handgranaten zu holen. Jedes verdächtige Hin und Her konnte die Deutschen misstrauisch machen und möglicherweise den Rücktransport der Handgranaten an ihren ursprünglichen Ort gefährden. Danach sollte Henochsberg die Brandstifter unterrichten. Er stellte keine Fragen, er hatte verstanden.

«Und dann», sagte Galewski abschliessend, «nehmen Sie Ihre Arbeit wieder auf, als wäre nichts geschehen.»

Sobald Henochsberg fort war, ging Galewski ins Getto zu Salzberg und Moniek. Sie waren blass und sagten kein Wort.

Als Galewski sie sah, war ihm klar, dass sie Bescheid wussten. Entscheidend war jetzt das psychologische Moment, und er sagte ohne Umschweife:

«Ich habe Djielo, Adolf, die Gruppenchefs und die Brandstifter informieren lassen. Bleibt nur noch das Problem der Handgranaten und Kleinmann. Die Waffen in die Waffenkammer zurückbringen ist möglich, es wird nicht viel schwieriger sein, als sie rauszuholen . . .»

An Salzberg gewandt fügte er hinzu:

«Salzberg, jeder muss an seinen Platz zurück: Marcus, dein Sohn und unsere Wachtposten, genauso wie vorher. Die Deutschen ahnen nichts, davon bin ich jetzt überzeugt...» Und dann – um zu zeigen, dass alles nur aufgeschoben, dass noch nichts verloren war, dass der Kampf weiterging – sagte er:

«Nach ein paar Tagen schicken wir einen Waffenspezialisten hin, um festzustellen, was los war.»

Salzberg sah ihn wortlos an, verblüfft, den alten Galewski wieder zu hören. Da er noch zu zögern schien, sagte Galewski:

«Wenn wir es schaffen, haben wir den denkbar besten Beweis unserer Überlegenheit. Dann wissen wir, dass wir nicht besiegt sind, sondern stärker denn je.»

«Du hast recht», sagte Salzberg und ging.

Galewski wandte sich an Moniek, der noch kein Wort gesagt hatte.

«Was Kleinmann betrifft, da ist mir etwas eingefallen. Ob es gut geht, hängt nur von dir ab. Es ist äusserst schwierig, das sage ich dir gleich. Dazu braucht man Nerven und Mumm. Kurz: eine riskante Sache.»

«Verlass dich auf mich», sagte Moniek. Er hatte sich wieder gefasst.

«Also: du bist der einzige, der das Lager verlassen kann. ‚Laika‘

respektiert dich offensichtlich mehr als die übrigen Kapos, und die Ukrainer wissen das. Du gehst zur Torwache und sagst dem Wachhabenden, ‚Laika‘ schickt dich mit einer Meldung zu dem SS-Mann, der das Tarnkommando begleitet. Am Tor gibt's kein Telefon, also kann er das nicht nachprüfen und muss selber entscheiden. Was du willst, ist so unglaublich, und diese Primitiven sind derart naiv, dass du Chancen hast, damit durchzukommen. Alles hängt natürlich von deinem Auftreten ab . . .»

Moniek war sich der Erfolgsaussichten nicht so sicher.

«Hoffentlich sind sie so dumm wie du meinst!»

«Viel dümmer! Ihre Dummheit ist die einzige Entschuldigung für das, was sie machen.»

«Also, ich komme zum Posten und sage: Ich muss dem SS-Mann eine Meldung von ‚Laika‘ überbringen.»

«Nein! Erstens: du kommst angerannt, um zu zeigen, wie eilig die Sache ist; dann wird er nicht zu lange überlegen. Zweitens: du bittest ihn nicht, dich hinauszulassen, denn das würde er dir sofort verbieten. Zuallererst fragst du, wo das Kommando heute arbeitet. Das ist kein Geheimnis, er wird dir schon antworten. Dann sagst du, dass ‚Laika‘ Befehl gegeben hätte, er solle dich von einem bewaffneten Posten begleiten lassen. Er wird dich fragen, warum. Darauf sagst du ganz beiläufig, du müsstest dem SS-Mann, der das Kommando überwacht, etwas Wichtiges ausrichten. Das geht dann in seinem Kopf durcheinander und macht ihn ratlos, weil er einerseits Angst hat, dich ohne schriftlichen Befehl aus dem Lager zu lassen, und andererseits befürchtet, eine wichtige Meldung zu verzögern. Du musst dann zusehen, dass seine Angst vor ‚Laika‘ den Ausschlag gibt. Dräng' ihn und mach' ihn konfus. Wenn du spürst, dass er weich wird, dräng' ihn noch mehr, aber mach sofort einen Rückzieher, wenn er stur wird. Lass durchblicken, dass es dir ja egal ist, aber ‚Laika‘ vermutlich nicht. Das erhöht deine Chancen; wenn er merkt, dass du keinen Wert darauf legst, rauszukommen, verliert er sein Misstrauen und sieht, dass die Verantwortung bei ihm liegt. Wenn er nicht in die Falle geht, bleibt dir immer noch eine Hintertür. Wenn er nicht nachgibt, sagst du ihm einfach, du würdest ‚Laika‘ Meldung machen.»

«Und dann? Was passiert, wenn er merkt, dass ich von meinem Gang zu ‚Laika‘ nicht zurückkomme? Meinst du, er erkundigt sich nicht?»

«Gut möglich – bei der Angst, die sie alle vor ‚Laika‘ haben.»

«Und wenn er es trotzdem nachprüft? Oder wenn er mich rauslässt, sich auf einmal anders besinnt und es doch noch meldet...?»

«Du musst wissen, ob du auf der Folter den Mund halten kannst. Sonst...»

Moniek sah auf. Seine Augen glänzten. Sein Gesichtsausdruck verriet eine seltsame Spannung, er lächelte unsicher. Galewski war beeindruckt, ja, ergriffen.

«Wie, glaubst du, stehen die Chancen?»

«Eins zu vier, dass du Kleinmann informierst, eins zu zehn, dass sie es nie erfahren.»

«Das genügt», antwortete Moniek.

Als er gehen wollte, hielt ihn Galewski zurück: «Wiederhole die Szene.»

Moniek zögerte, wollte sagen, er kenne sie auswendig, und fing doch an:

«Ich komme also angerannt...»

Marcus, der die Schlüssel zur Waffenkammer noch bei sich hatte, wartete ganz in der Nähe auf die Explosion der Handgranate, um sich dann auf die Tür zu stürzen und sie aufzuschliessen. Er hatte die Aufgabe, die Waffen zu verteilen. Er war siebzehn und Waise seit seiner Ankunft in Treblinka. Er war allein, der einzige Überlebende seiner Familie. In Treblinka aber hatte er so viel Leid gesehen, dass er allmählich die Seinen vergass. Seine eigene Tragödie ging in der Tragödie des jüdischen Volkes auf. Sie war zu schmerzvoll, als dass man sie Tag für Tag neu durchleben konnte. Er hatte sie tief im Innersten vergraben, unter all den tragischen Begebenheiten, mit denen die Geschichte seines Volkes durchzogen war. Diese Leiden hatten sein Herz gehärtet und seinen Körper geschmeidiger gemacht. In dieser Kindergestalt, hinter diesem ergreifenden Gesicht verbarg sich ein menschen-scheues Tier, dessen Herz klopfte.

Marcus fuhr zusammen, als Salzberg ihn an der Schulter fasste.

«Die Granaten taugen nichts. Wir müssen sie ins Waffenlager zurückschaffen.»

Einen Augenblick lang verdunkelten sich die Kinderaugen in hilfloser Enttäuschung. Salzberg drückte ihm den Arm – eine zugleich gebieterische und liebevolle Geste.

«Ich weiss, wie dir zumute ist. Nächstes Mal gelingt es. Nichts kann uns aufhalten, ich schwöre es dir.»

Alle waren auf ihren Posten. Heniek wartete am Kartoffelkeller. Die Kisten standen schon auf dem Karren.

Wenn er den Wachtposten an seiner Seite umbrächte, dachte Moniek, wäre er frei. Er sah ihn verstohlen an. Der andere ging gleichgültig

und arglos neben ihm her. Die Vorstellung, beinahe frei zu sein, liess Moniek kalt; er wollte nicht fliehen, er wollte rebellieren.

Als er das Tarnkommando sah, beschleunigte er seine Schritte, damit der Ukrainer zurückblieb. Der wusste, dass Moniek ihm nicht entkommen konnte, und liess ihn vorangehen. Moniek schätzte den Weg ab, den er nehmen musste, um an Kleinmann vorbeizukommen. Als er auf seiner Höhe war, flüsterte er ihm zu: «Operation abgeblasen, nichts unternehmen.» Als Zeichen, dass er verstanden hatte, schüttelte Kleinmann unmerklich den Kopf. Moniek tat, als sähe er ihn nicht, und ging noch schneller, damit der Ukrainer nicht hören konnte, was er dem SS-Mann sagte. Der SS-Mann sah Moniek auf sich zukommen und schien nicht verwundert.

«Wiernik möchte, dass Sie auch Bauholz mitbringen. Man hat mich hierhergeschickt, damit keine Zeit verlorengelht.» Sein Wächter näherte sich schon. Moniek drehte sich um, sagte ihm, er habe die Meldung abgegeben und müsse gleich wieder zurück. Der Ukrainer nickte, und sie kehrten um.

«Geschafft», sagte sich Moniek. «Wenn die anderen mit den Handgranaten genausoviel Glück haben, will ich gern erwischt werden und sterben.»

Die Schreiner hatten das Schloss gut geölt. Lautlos sprang es auf. Marcus trat ein paar Zentimeter zurück. Ein Trupp Arbeiter mit Eimern, Schaufeln und Planken kam heran. Marcus kehrte ihnen den Rücken zu, drängte sich neben der Tür eng an die Mauer. «Los», murmelte unsichtbar eine Stimme. Die Tür ging halb auf und fiel sofort ins Schloss.

An beiden Ecken des Gebäudes harkte träge und gleichgültig ein Arbeiter. Ein paar Meter von Marcus entfernt, ging ein Mann langsam hinter dem Karren her.

Plötzlich blieb der Karren stehen, und nach einer Sekunde hörte Marcus ein leises Pfeifen: die «Tikwah». Er sprang hoch. Das Fenster öffnete sich.

Moniek kam als erster ins Getto zurück. Er betrat die Baracke, wo Galewski auf ihn wartete. Wortlos liess er sich auf eine Pritsche fallen. Seine Hände zitterten. Galewski nahm Rücksicht auf seine Erregung und fragte nicht. Nach langer Pause hob Moniek den Kopf. Er zwang sich, seiner Stimme einen normalen Klang zu geben.

«In Ordnung», murmelte er. «Sie wissen Bescheid.»

Galewski beugte sich über ihn und nahm seine Hand. Er um-

klammerte sie fest, und allmählich hörte sie auf zu zittern. Es war ein ergreifender Augenblick. Plötzlich unterbrach Moniek das Schweigen:

«Und die Handgranaten?»

«Weiss ich noch nicht. Sobald sie es geschafft haben, bekomme ich Bescheid.»

Wieder herrschte Schweigen.

Marcus klopfte an die Tür des Waffenlagers und wartete. Wenige Minuten später hörte er draussen ein Getöse und gleich darauf drei rasche Klopfzeichen. Er hatte das Manöver stundenlang geübt. Es war, als bewegte sich die Tür überhaupt nicht, und er trat wieder ins Freie. Er nutzte die leichte Verwirrung aus und schloss die Tür wieder mit einer einzigen Bewegung. Blitzschnell zog er die Hand aus der Tasche, steckte den Schlüssel ins Loch und fühlte erst einen, dann den zweiten Widerstand nachgeben. Der Schlüssel verschwand.

Galewski sah ihn ohne Eile zurückkommen. Marcus trat ein, schob die Hand in die Hosentasche und zog sie langsam wieder heraus.

«Da!» sagte er und hielt ihm den Schlüssel hin. «Ich hoffe nur, nächstes Mal brauchen wir keine Rückfahrkarte!»

Gerüchtweise war etwas durchgesickert, und in der Baracke herrschte eine seltsame Stimmung. Das Gemurmel war gedämpfter als gewöhnlich, man hatte über ernsthaftere Dinge zu reden. Es herrschte ein gleichsam unvollkommenes Schweigen. Die Frommen hatten aufgehört zu beten. Der stille Raum vibrierte.

«Alle waren grossartig», sagte Djielo leise.

Adolf antwortete nicht.

«Galewski hat mich am meisten überrascht. Ich verstehe ihn wirklich immer weniger. Es war von Anfang an hoffnungslos.»

«Nichts ist jemals hoffnungslos», erwiderte Adolf, vor sich ins Leere starrend.

Djielo wechselte das Thema.

«Warum wolltest du eigentlich nicht, dass wir das Ganze auf ein bestimmtes Datum verschieben?»

«Weil mir was eingefallen ist. Vielmehr liegt es mir schon lange am Herzen. Ich wollte, dass wir darüber sprechen, bevor wir Weiteres beschliessen. Übrigens habe ich, glaube ich wenigstens, dir schon davon erzählt. Erinnerst du dich?»

Adolf schwieg. Djielo dachte nach, zögerte, bevor er kaum vernehmbar fragte:

«Lager II?»

«Ja, Lager II. Wir müssen hin. Wir dürfen die Revolte nicht improvisieren, wir müssen etwas Aufsehenerregendes machen, worüber man in tausend Jahren noch spricht.»

Djielo fehlte etwas von dieser typisch jüdischen Eigenart, immer wieder den schwierigsten Weg zu wählen, es ständig besser machen zu wollen, sich niemals mit dem Möglichen zufriedenzugeben, sondern verbissen das logisch Unmögliche anzustreben. Diese Eigenschaft fehlte ihm zwar, aber er besass Mut und Entschlossenheit. Er selber wäre niemals auf die Idee verfallen, sich ins Lager II versetzen zu lassen. Die Erfolgchancen waren zu gering, und als guter Taktiker ging Djielo nur wohlüberlegte Risiken ein. Bei weniger als fünfzig Prozent Chancen schien ihm jedes Unternehmen aussichtslos. Seiner Ansicht nach gehörte eine solche Idee in das Reich der Phantasie, nicht in den Bereich der Kriegskunst. Sich von einem solchen Unternehmen Erfolg zu versprechen, war in der Tat nicht weniger töricht, als die Liquidierung der Gettos zu leugnen – wie es die meisten Juden taten. Aber ein Jude lässt sich auch durch Logik, rationales Argumentieren und Berechnen die Hoffnung nicht nehmen. Alles in den Gettos deutete darauf hin, dass man die Juden ausrotten wollte, und doch blieben sie bei ihrer Hoffnung – gegen jede Vernunft. In Treblinka sprach alles für die Aussichtslosigkeit einer Revolte. Dennoch nahmen sie das Wagnis auf sich. Es waren dieselben Beweggründe, dieselben Menschen, nur die Situation war anders.

Adolf ist ein Held ohnegleichen, wie Choken und Galewski, wie alle Mitglieder des Komitees und alle Gruppenchefs, wie Marcus und all die anderen, die an der Revolte teilnahmen. Sie sind deswegen Helden, weil die Umstände sie aus der namenlosen Masse heraushoben, aber nichts Wesentliches unterscheidet sie von den anderen Häftlingen. Genauso wie sie liessen sie sich zum Schlachthof führen, genauso wie sie liessen sie sich zu Helfershelfern bei der Ausrottung ihres Volkes machen. Ihre Tugenden und ihre Fehler sind jüdische Tugenden, jüdische Fehler. Adolfs irrsinnige Idee war in einem jüdischen Hirn herangereift. Djielo wäre nie auf sie verfallen. Ihm schien sie wahnwitzig. Dennoch fragte er:

«Hast du schon einen Plan? Ich weiss nicht recht, ob die Deutschen unsere Bewerbung ohne Weiteres annehmen.»

«Wenn ein Häftling etwas falsch macht, muss er auf dreierlei Strafen gefasst sein: Peitsche, Lager II oder ‚Spital‘. Für Kapos sieht es anders aus: Degradierung, Versetzung oder Genickschuss. Unser Fehler muss so schwer sein, dass er uns mehr als Degradierung kostet, aber nicht so schwer, dass wir ihn mit dem Leben bezahlen müssen.»

«Klar!» entgegnete Djelo.

«Natürlich müssen wir uns die Sache genau überlegen.»

«Natürlich.» Nach kurzem Schweigen sagte er: «Ich denke, es ist möglich, das heisst, nicht ganz unmöglich. Sie können nicht auf die Idee kommen, dass wir freiwillig dort hingehen.»

Der Tag war anstrengend gewesen. Sie schliefen bald ein.

Am nächsten Tag erwachte Treblinka wie immer. Der Tag unterschied sich in nichts von allen anderen. Beim Abendappell wurde Kapo Rakowski zum Lagerältesten ernannt. Zwei Meter gross, fast einen Meter breit, schwarze krause Haarmähne, grob behauenes, kaum modelliertes Gesicht, das war Rakowski. Halb Mensch, halb Ungetüm, stark wie Herkules, unersättlich, das war Rakowski. Als das Spekulieren blühte, hatten ihn die Häftlinge «Spekulantenkönig» und die Deutschen, die von seinen Grosstaten wussten, «Oberspekulant» getauft. «Kiwe» mochte ihn nicht, aber «Laika» war von seiner Kraft und Urwüchsigkeit fasziniert und protegierte ihn. Er war Bauer gewesen, und sein Judentum beschränkte sich auf die jüdische Abstammung und die routinemässige Einhaltung des Sabbats. Er konnte einen ganzen Liter Wodka aus der Flasche trinken, ohne die leiseste Spur von Trunkenheit zu zeigen. Der Tag seiner Ernennung war einer der schönsten seines Lebens. Er war bereit, jeden Eid zu leisten. Er hatte nur eines im Sinn: gut zu leben.

Später, als «Laika» beschloss, eine Anzahl junger Mädchen und Frauen in Treblinka am Leben zu lassen, damit sie sich um die Hausarbeiten kümmerten und verdienten Häftlingen die Freizeit angenehmer gestalteten, wurde Rakowski als erster versorgt: «Quia nominor Leo.» Die Deutschen arrangierten eine «kirchliche» Trauung, und Rakowski bekam ein Einzelzimmer als Liebesnest. Auch er beteiligte sich am Widerstand, aber ausserhalb des Komitees, das ihm nicht recht traute. Er brachte eine Gruppe zusammen, mit der er fliehen wollte. Da ihm aber seine Mannschaft zu schwächlich schien, liess er sie Sport treiben, um ihre Kondition zu bessern. «Laika», dem er dieses Projekt vorlegte, sah darin eine Möglichkeit, die Häftlinge von ihrem bevorstehenden Ende abzulenken, und willigte ein.

Machtlos und bedrückt liess das Komitee Rakowski gewähren. Als die Komiteemitglieder radikale Massnahmen in Erwägung zogen, kam das Schicksal ihnen zu Hilfe.

Rakowski hatte zwei Todfeinde: «Kiwe», über den er sich, der Unterstützung «Laikas» sicher, ständig lustig machte, und Chackel, den Spitzel, den er ganz offen verachtete, dem «Kiwe» aber insge-

heim den Posten des Lagerältesten versprochen hatte. Das waren zwei nicht zu unterschätzende Feinde. Doch Rakowski fürchtete niemand und nichts – es sei denn, mangelhafte Ernährung. War er guter Laune, machte er sich einen Spass daraus, mit Chackel zu boxen, und war er hungrig, schloss er sich mit seiner Frau ein – die er sich nach seinem Ebenbild ausgesucht hatte – und frass zu «Laikas» grösster Freude Stunde um Stunde. In der Regel nahm er täglich fünf Mahlzeiten ein, dazu reichlich Wein und Wodka. Völlig blind für die Gefahr, kaufte er bei vier Ukrainern gleichzeitig, ohne einen Hehl daraus zu machen. Das war seine Art, der Katastrophe zu begegnen.

Das Leben in Saus und Braus hielt drei Monate an, dann schnappte die Falle zu. Da die Deutschen nach Meinung ihrer Vorgesetzten in Treblinka anstrengenden Dienst taten, hatten sie alle zwei Wochen Anspruch auf acht Tage Urlaub, so dass sie ein Drittel der Zeit ausserhalb des Lagers zubrachten. «Kiwe» wartete geduldig ab, bis «Laika» eines Tages Urlaub nahm, während er selber im Lager war. Drei Monate musste er warten. Am Tage nach «Laikas» Abreise erschien «Kiwe» vormittags plötzlich in Rakowskis Zimmer, als er gerade zum zweitenmal frühstückte. Der Tisch stand voll Schüsseln und Flaschen.

«Na, Rakowski! Du spekulierst ja immer noch!» sagte er. Rakowski antwortete lächelnd, das alles seien Geschenke. Seine Freundin lag halb nackt auf der Pritsche, auf der Rakowski sass, und starrte auf «Kiwe» wie gelähmt vor Schreck. Auf «Kiwes» Befehl zog sie sich an, und er nahm sie beide mit. Geschenke anzunehmen, war kein ausreichender Grund für das, was «Kiwe» vorhatte, aber alles war gut inszeniert. Kaum hatten sie das Zimmer verlassen, trat Chackel ein und versteckte unter Rakowskis Pritsche einen Beutel mit Gold.

Dann schickte «Kiwe» zwei SS-Männer und liess sie das Zimmer durchsuchen. Sie hatten keine Mühe, den Beutel zu finden.

Als man Rakowski den Beutel zeigte, begriff er, dass er in die Falle gegangen war. Er versuchte nicht, sich zu verteidigen. Er hatte wie ein Fürst gelebt und wollte wie ein Edelmann sterben.

«Mein Kompliment!» sagte er zu «Kiwe». «Los, gehen wir!»

«Kiwe» aber fühlte sich dem Riesen gegenüber nicht wohl in seiner Haut. Er liess sechs Wachtposten kommen, um Rakowski ins «Spital» zu bringen. Bevor sie aufbrachen, liess er ihm die Hände auf den Rücken fesseln. Die Prozession marschierte ab. Umgeben von der sechs Mann starken Wache, die er alle überragte, schritt der Koloss gelassen dahin. Wie eine Bachstelze hüpfte «Kiwe» in einigem Abstand hinterher. Der Vorfall hatte sich rasch abgespielt, aber die Häftlinge, die die Prozession vorüberziehen sahen, verstanden sofort.

Rakowski war mit Schlägen nie kleinlich gewesen, daher war er nicht gerade beliebt. Und doch waren sie irgendwie stolz auf ihren Bruder, der so unerschrocken und voller Verachtung in den Tod ging. Zum erstenmal in Treblinka zeigten die Schinder ihr wahres Gesicht: sie hatten sich zu sieben zusammengetan, um einen einzigen, wehrlosen, gefesselten Mann zu töten.

Die Gruppe liess den Appellplatz hinter sich und überquerte den riesigen Sortierplatz in seiner ganzen Länge. Deutsche, Ukrainer, Juden – alle liessen die Arbeit stehen und liegen und sahen betroffen den Todeszug vorbeiziehen. Diesem Koloss von Rakowski traute «Kiwe» alles zu. Er fürchtete, er könne noch im letzten Augenblick seine Fesseln sprengen, davonlaufen, ihn erschlagen oder sonst etwas tun. Seine Angst war absurd, aber er glaubte, bei diesem hünenhaften Juden müsse man auf alles gefasst sein.

Mitten auf dem Sortierplatz zog «Kiwe» langsam den Revolver, hielt inne, zielte sorgfältig und schoss. Rakowski zuckte zusammen. Die sechs Wachmänner sprangen weisungsgemäss zur Seite, um Abstand von Rakowski zu gewinnen, und schossen alle gleichzeitig. Rakowski brüllte laut auf, zerriss mit einer plötzlichen Muskelanspannung die Fesseln und sprang nach vorn. Mitten im Sprung rollte er zu Boden. Er zuckte noch, fiel endlich zusammen, das Gesicht mit Blut und Staub beschmiert. Kopflos gaben die Wächter noch zwei, drei Schüsse ab und hörten dann wie benommen auf.

Einem besiegten Stier gleich wurde Rakowski zur Grube des «Spitals» geschleppt.

Von einem Spitzel als Lagerältesten wollte «Laika» nichts wissen. Gleich nach seiner Rückkehr setzt er Galewski wieder in sein Amt ein.

Rakowskis Herrschaft war eine wichtige Phase in der Welt des Todes gewesen. Dieser urwüchsige Hanswurst hatte «Laika» und zugleich dem Komitee in die Hände gearbeitet, obwohl er dessen Pläne zum Schluss fast gefährdet hätte.

Dank Galewskis sonderbarer Vorahnung hatte das Komitee die Situation im letzten Augenblick noch retten können. Hätten die Häftlinge es im voraus gewusst, wäre es schwierig gewesen, ihre Explosivkraft zu bändigen. Damit die Aktion ein zweites Mal gestartet werden konnte, musste man die Deutschen in dem Glauben lassen, dass die Juden nicht mit der Liquidierung rechneten. Die erste Massnahme, die das Komitee zu diesem Zwecke traf, bestand darin, Gerüchte über das, was im Gange war, zu verbreiten. Adolf nahm sich der Sache an.

Am Abend der ersten Kirmes, der der Tag X hatte folgen sollen, hatten die Häftlinge ein tiefes Gefühl der Schmach empfunden. Es war daher zu befürchten, dass sie aus Reue die Festlichkeiten in Zukunft boykottieren würden. Also musste ihnen die Teilnahme an den Belustigungen als ein Akt des Widerstandes hingestellt werden. In der verkehrten Welt von Treblinka war die Freude zur Pflicht geworden.

Auch «Laika» setzte seine Unterminierungstaktik systematisch fort. In Erwartung der versprochenen segensreichen Transporte begann er ein Programm grossangelegter Arbeiten zu verwirklichen, das zugleich sein Werk krönen und das Misstrauen der Juden zerstreuen sollte. Es war ein bewährtes Prinzip der «Techniker», die Juden glauben zu lassen, Arbeit bedeute Leben. Zurzeit der Gettos war dies eines ihrer stärksten Argumente gewesen, dessen Logik die Juden lange Zeit irregeführt hatte. «Arbeitet und ihr kommt mit heiler Haut davon», sagten die «Techniker». Die Juden dachten: «Sie brauchen uns, also lassen sie uns leben.» Das war natürlich ein Irrtum. Für die «Techniker» aber lag darin ein zweifacher Gewinn: einerseits arbeiteten die Juden für sie, andererseits wurden sie seelisch zermürbt, da die Arbeit ihnen als die einzige Sicherheit erschien. Und weil ihr Leben davon abhing, suchten sie keinen anderen Ausweg.

«Laika» hielt sich an diesen alten Trick und begann also zu bauen. Treblinka verwandelte sich in einen riesigen Bauplatz. Unter der Leitung des SS-Manns Kurt Seidel wurde eine Hauptstrasse von Westen nach Osten gezogen und ihm zu Ehren benannt. Sie verband das grosse westliche Tor mit dem Bahnhof. Das Tor wurde im Stil mittelalterlicher Stadttore aus Holz neu gebaut. Zwei durch einen befestigten Steg verbundene Türme flankierten die gewaltigen Torflügel. Der südliche Turm wurde als Wachstube eingerichtet, ebenfalls in mittelalterlichem Stil. Treblinka war im Begriff, eine deutsche Ritterburg zu werden.

Entlang der Hauptstrasse wurden die alten Baracken niedrigerissen und im Stil des Mittelalters wiedererrichtet, nach dem die «Techniker» offenbar Heimweh hatten. Unter Leitung Sudowitschs, eines Diplomlandwirts, der zu den Chefs der Adolf-Gruppe gehörte und mit anderen Mitglied des Komitees werden sollte, wurden Gärten geplant. Ein Sportplatz entstand. Die ukrainischen Kasernen erhielten den Namen «Max-Bielas-Viertel». Neue, ebenfalls mittelalterlich anmutende Baracken säumten die linke Strassenseite. Die Werkstatt der «Goldjuden» befand sich nun in der ersten Baracke, die zweite war für die Zahnärzte der Deutschen, die dritte für die Friseure bestimmt. Daran schloss sich die deutsche Wäscherei, in der junge Jüdinnen arbeiteten. Die

letzte Baracke diente als Lebensmittellager. Dahinter breitete sich das Getto aus.

Von der Mitte der Hauptstrasse aus führte eine Gasse bergauf nach Norden, bog dann in westlicher Richtung ab und endete am Lager II. Sie erhielt den Namen «Aussiedlerstrasse». Später, in den ersten Frühlingstagen, kam eine weitere Abzweigung nach Westen hinzu. Sie führte zum Tiergarten, der noch im Entstehen war: ein Garten mit Rasen und Blumenbeeten, von kleinen, mit feinem weissen Kies bedeckten Wegen durchzogen. Auf den Rasenflächen setzte Abraham Silver, der eine künstlerische Ader hatte, aus buntfarbigen Steinchen Ornamente und deutsche Wappen zusammen. In einer schattigen Ecke des Gartens wurde ein Brunnenbecken gegraben; mitten darin sass ein von Häftlingen gemisselter Frosch, aus dessen Maul eine Wasserfontäne spritzte. Rund um den Brunnen stellte man rustikale Bänke für die Herrenmenschen auf. In der Mitte des Gartens erhob sich ein sechseckiges, mit Birkenrundhölzern überdachtes Häuschen; an jeder Seite sah man in Käfige, mit Singvögeln, mit Eichhörnchen und anderem Geter...

An Arbeitskräften fehlte es nicht, und die «Architekten» waren unermüdlich. Auf der rechten Seite der «Aussiedlerstrasse» wurden Ställe für Kühe, Pferde und Schweine gebaut. Hinter dem Tiergarten erstreckte sich der Gemüsegarten des Lagers bis hin zum Stacheldraht. Treblinka war eine perfekte, sich selbst genügende Welt geworden. Die rechte Strassenseite blieb ausschliesslich den Deutschen vorbehalten. Neben dem Wachgebäude befand sich eine beschotterte Fläche, auf der ein Panzerspähwagen postiert war. Weiter nach Süden hin erstreckten sich die deutschen Gärten mit Tischen, Stühlen, sogar Sonnenschirmen. Jenseits der beschotterten Fläche standen die deutschen Häuser; daneben ein als Wasserbehälter dienender hoher Turm, auf dessen Spitze eine riesige Fahne mit dem Hakenkreuz wehte. Ein Seitenflügel wurde den älteren Gebäuden angeschlossen, und das Innere mit grösstem Komfort neu eingerichtet: Gästezimmer, Bar, Badezimmer ... Die Arbeit wurde von den Häftlingen geleistet, das Material, von den Flaschen in der Bar bis zu Matratzen in den Gästezimmern, stammte von den Transporten.

Aus einem der letzten Januartransporte hatte sich «Laika» einen sehr begabten Holzschnitzer ausgewählt. Er liess ihn eine Reihe von Holztafeln in Basrelief schnitzen und bemalen. Unter dem Wegweiser «Zum Bahnhof» am Ende der Hauptstrasse hängte man ein Relief, das eine Gruppe bärtiger, bebrillter Juden zeigte, die Gepäck zum Bahnhof trugen. Die Tafel an der «Aussiedlerstrasse», die zu den

Ställen, dem Tiergarten und zum Lager II führte, zeigte Haustiere, die von einem jungen Hirten gehütet wurden. Die Strasse führte durch einen Torbogen, über dem eine Weltkugel und eine Wetterfahne mit den vier Himmelsrichtungen angebracht war. Hier, über der «Ausiedlerstrasse», sollte es das Weltjudentum symbolisieren, das bis zum letzten Mann deportiert werden sollte. Auch über dem Tor zum ukrainischen Viertel war ein Sinnbild zu finden. Dort strahlte eine grosse, auf Holz gemalte Sonne als Zeichen, dass mit der Ankunft der Deutschen über der Ukraine die Sonne aufgegangen war. Auch vor dem Eingang zum «Max-Bielas-Viertel» befand sich eine Tafel, auf ihr war eine Gruppe Deutscher und Ukrainer abgebildet, die brüderlich in den Kampf gezogen. Unter dem Schild ein Pfeil: «Zur Kaserne.»

Die Barackenschilder hingen an Ketten wie Zunftinsignien. Beim Friseur eine Schere, beim Zahnarzt ein Zahn, beim Bäcker eine Ähre.

Neben dem Pfeil «Zum Getto» war ein Riesenschild mit karikierten Juden zu sehen, die gesenkten Hauptes und mit schweren Lasten zum Steineklopfen gingen.

Treblinka, vor Kurzem in «Judenstaat» umbenannt, hatte sich in eine friedliche Kleinstadt verwandelt. Alles war da: die Fabrik, der Bahnhof, Strassen, Läden, Wegweiser, Schilder ... eine Stadt irgendwo jenseits von Zeit und Raum. Das geschah im 20. Jahrhundert, doch in mittelalterlichem Rahmen. Eines Tages war hier die Zeit stehen geblieben, und seitdem wiesen die gemalten Zeiger auf der hölzernen Bahnhofsuhr immer auf drei. Der Bahnhof hiess «Obermaidan», aber auf keiner Karte war sein Name zu finden. Die Arbeitsmethoden waren hochmodern. Zweihundert Männer arbeiteten in der «Fabrik», unter Leitung der Alchimisten des Todes. Die erste Stadt des Tausendjährigen Reiches war erschaffen. Alles war vorhanden: historische Reminiszenzen, Musik, Brutalität, Technik, Grauen, Lüge und Wahnsinn.

Die Bauarbeiten gingen dem Ende zu, als sich eines Tages die schweren Torflügel öffneten, um eine Autokolonne einzulassen. Im ersten Wagen sass kerzengerade ein kleiner Mann, der wie ein verkniffener Schulmeister wirkte; sein hämisches Gesicht zierte eine Nickelbrille. Die deutschen Juden erkannten ihn sofort, denn sie hatten sein Bild auf tausend Plakaten und in tausend Zeitungen gesehen: Heinrich Himmler, der Führer der «Techniker». Sein Hofstaat begleitete ihn und hielt sich ehrerbietig einige Schritte zurück. Ausführlich liess er sich erklären, wie die «Fabrik» funktionierte, und schien damit zufrieden. Er wollte alles sehen, erbat Erläuterungen, schüttelte den Kopf

und ging weiter. Ein leises Lächeln verzerrte bisweilen sein Gesicht. Vor Einbruch der Nacht fuhr er mit seinem ganzen Gefolge wieder davon. Wenige Tage später stieg plötzlich schwarzer, stechender Rauch aus Lager II empor. Sofort trat das Komitee zusammen. Man musste unbedingt erfahren, was los war. Seitdem «Laika» sein Grossbauprojekt in Angriff genommen hatte, kam jeden Tag Yankel Wiemik, der Zimmermann von «drüben», ins Lager I. Er war der erste, der aus der Hölle zurückkehrte. Er wurde streng überwacht, und das Komitee hatte es für besser gehalten, ihn vorläufig nicht anzusprechen. Als jedoch der schwere schwarze Rauch die Luft zu verpesten begann, sprach ein Komiteemitglied ihn an. Flüsternd teilte Wiernik mit:

«Alle Leichen werden ausgegraben und verbrannt.»

Abends während der Komiteesitzung sagte Galewski:

«Djielo und Adolf haben recht. Wir müssen unbedingt ins Lager II. Wir müssen erfahren, wie schnell sie die Leichen verbrennen. Wenn wir das wissen, können wir ziemlich genau den Tag berechnen, an dem das Lager liquidiert wird. Eben haben sie die Sanduhr umgedreht.»

Und der Wettlauf mit der Zeit begann.

24

Musik, Tod, Frühlingstage und riesige Scheiterhaufen, auf denen die unzähligen toten Zeugen des Massakers verbrennen ... Der Eindruck des Irrealen verstärkte sich von Tag zu Tag. Der Wahnsinn dieser Welt überstieg alle Grenzen. Bald sollte die Erde sich auf tun und Treblinka verschlingen. Gleich dem Schiff im Sturm sollte das Lager versinken, um Feldern und Wiesen Platz zu machen, Feldern und Wiesen, harmlos wie die glatte, glitzernde Oberfläche des Meeres nach dem Orkan. Versunkene Tragödien, ewiger Friede ...

Djielo und Adolf hatten die letzten Vorbereitungen für ihre Expedition ins Lager II mit aller Sorgfalt getroffen. Ihr Vorgehen war genauestens ausgeklügelt, und sie warteten nur noch auf die passende Gelegenheit. Als taktvolle und tüchtige Leute waren sie bei den Deutschen gut angeschrieben, und das vergrösserte ihre Chancen, dem «Spital» zu entinnen. Ihr Plan war sehr einfach. Da sie beide mit dem Rücktransport der Kleider und Habseligkeiten der Neuankömmlinge zu tun hatten, wollten sie beim Zählen der Ballen absichtlich einen Fehler machen.

Ihre Hauptchance bestand darin, dass die Kapos im Lager I wegen der besseren Lebensbedingungen von der Typhusepidemie, die die Hälfte der Häftlinge dahingerafft hatte, verschont geblieben und seitdem überzählig waren. Dem gleichen Umstand verdankten es Djielo und Adolf, dass sie demselben Kommando angehörten. So war die Möglichkeit recht unwahrscheinlich, dass man ihnen den Fehler nicht ankreiden würde. Aber auch die Aussichten, ins «Spital» zu kommen, waren gering, und so brauchten sie nur einen «Schönheitsfehler» zu machen. Die Deutschen legten grossen Wert auf exakte Buchhaltung, und Adolf wusste, dass der Fehler, den er und Djielo sich vorgenommen hatten, sie in Wut versetzen musste.

Während sie noch auf den günstigen Augenblick warteten, überlegten sie mit dem Komitee, wie sie von Lager II aus mit Lager I Verbindung halten könnten. Nach ein paar Tagen des Nachdenkens fand Galewski einen Weg. Er war nicht gerade sehr einfach. Der «Himmelsweg», die lange Strasse, die zu den Gaskammern führte, begann im Lager I und erstreckte sich weiter ins Gebiet von Lager II. Der mit weissem Sand bestreute Weg wurde jeden Tag säuberlich geharkt. Um beide Lager völlig voneinander zu isolieren, hatten die Deutschen angeordnet, dass er innerhalb Lager I von einem Kommando des Lagers I gesäubert werden sollte und dass sich um den anderen Teil ein Kommando des Lagers II zu kümmern hatte. Daher konnte kein Häftling aus Lager I ins Lager II gelangen und umgekehrt. Die Kommandos waren von je zwei Wachtposten begleitet, die peinlichst darauf zu achten hatten, dass sie mindestens zehn Meter Abstand voneinander hielten.

«Man kann nicht behaupten, dass sie unvorsichtig sind», meinte Galewski. «Aber sie können so vorsichtig sein, wie sie wollen – man kann sie trotzdem überlisten. Dazu müssten natürlich beide Kommandos zusammenarbeiten. Auf unserer Seite ist das leicht...»

Er wandte sich an Adolf und Djielo:

«Ihr müsst zusehen, das Kommando von ‚drüben‘ dafür zu gewinnen. Der Nachrichtenaustausch geschieht auf indirekte Weise, das heisst also, wer etwas zu melden hat, ruft es einem Mann des eigenen Kommandos zu, und zwar so laut, dass ihn das andere Kommando versteht. Die Meldung muss selbstverständlich ein harmloser Satz sein, denn wir wissen nicht genau, ob die Ukrainer nicht doch etwas Jiddisch verstehen. Die Antwort erfolgt auf die gleiche Weise. Bei einiger Übung kann man mit dieser Methode regelrechte Gespräche führen.»

Die beiden Höllenfahrer hörten unbewegt zu.

Galewski fragte, ob sie verstanden hätten. Sie nickten. Dann besprach man den Termin für den Tag X. Die Verhältnisse «drüben» waren noch nicht bekannt; und da man warten musste, bis Lager II sich militärisch organisiert hatte, sollte Djielo sofort von sich hören lassen, wenn er mit der Mobilisierung fertig war. Erst dann sollte der Termin festgesetzt werden.

«Drüben», sagte Djielo, «können wir die Entwicklung besser verfolgen, denn wir sehen jeden Tag, wie die Sanduhr sich leert. Von heute ab hängt unsere Lebenserwartung nicht mehr von der Zahl der Transporte ab, sondern von der Zahl der Leichen. Himmler hat uns eine neue Frist gesetzt. Es ist die letzte.»

Um ihnen die Arbeit zu erleichtern, beschloss das Komitee, den Zimmermann Wiernik, der im Lager II offenbar hochgeachtet war, zu fragen, wie man es bewerkstelligen könne, dass Djielo und Adolf zu Kapos oder Vorarbeitern ernannt würden.

Im Komitee waren Djielo und Adolf bereits ersetzt: durch Sudowitsch, den Diplolandwirt, und Rudek, den Chef der Garage. Beide Neuaufgenommenen bewunderten Adolf und sahen seinem abenteuerlichen Vorhaben mit Bedenken entgegen.

Djielo nahm wieder das Wort.

«Es wird Zeit zum Abschied, glaube ich. Jeden Augenblick kann sich die Gelegenheit ergeben. Keiner kann sagen, was passiert, wenn wir ins Räderwerk geraten. Aber wir werden's schon schaffen. Für Gott und das jüdische Volk.»

Nach einem Augenblick des Schweigens stand Galewski auf und schloss beide in die Arme.

«Schade, dass du weggehst», sagte Rudek zu Adolf.

«Auf bald!» erwiderte Adolf. Dann, nach kurzer Pause:

«Und vergiss nicht, uns nächstes Mal mit deiner Garage ein schönes Feuerwerk zu veranstalten!»

Rudek lächelte und umarmte ihn.

Djielo gab Adolf ein Zeichen, und in dem verlegenen Schweigen gingen sie fort. Die anderen sahen ihre Silhouetten noch einen Moment vor der offenen Tür. Dann tauchten sie in der Menge der Häftlinge unter, die die letzten Atemzüge im Freien genossen, bevor sie für die Nacht in der grossen Baracke eingeschlossen wurden.

Die Luft war mild und der Himmel im Westen noch hell. Draussen, in der anderen Welt, erwachte jetzt wohl das Leben von Neuem.

Die erhoffte Gelegenheit ergab sich wenige Tage später. Seit einiger Zeit waren keine Transporte mehr angekommen, so dass der Lagerkommandant einen Sonderzug hatte bestellen müssen, der die Kleiderballen abholen sollte. Um auszurechnen, wie viele Waggons nötig seien, liess er Djielo und Adolf nach der Zahl der Ballen befragen. Sie gaben absichtlich eine viel zu hohe Zahl an. Der Zug fuhr ein und wurde beladen. Fünf Waggons mussten leer zurückgehen.

Am nächsten Morgen wurden Djielo und Adolf mit geschwollenen Gesichtern, blutig geschlagen und halb bewusstlos über den «Himmelsweg» ins Lager II geführt. Nur durch ein Wunder waren sie dem Tod entronnen. Die Reaktion der Deutschen war viel heftiger gewesen, als sie erwartet hatten. Die gähnende Leere der fünf Waggons hatte ihnen offenbar das Herz umgedreht.

Der Himmel wurde dunkler, je näher sie dem Lager II kamen. Der Geruch, im Lager I nur leicht beissend und ekelhaft, wurde nach und nach beklemmend. Unwillkürlich hielten Djielo und Adolf den Atem an. Allmählich hörten sie ein Motorengeräusch, das zwischen zwei Rhythmen wechselte. Ein langsames, gleichmässiges Surren, das sich manchmal zu einem heftigen, keuchenden, betäubenden Getöse steigerte. Als sie näherkamen, vernahmten sie ausser dem Maschinenlärm ein ungeheures Prasseln, das an einen Waldbrand erinnerte. Das schwere Holztor öffnete sich wie im Traum. Sie traten einen Schritt vor, noch einen und blieben jäh stehen, einer Ohnmacht nahe.

Nichts von dem, was sie bisher gesehen hatten, glich auch nur annähernd der Hölle, in die sie jetzt starteten. Links klappte eine riesige Grube, an deren Rand drei Bagger arbeiteten, mechanische Riesen, die ihre langen Arme mit abgehackten Bewegungen tief in das wie die Pest stinkende Loch senkten und langsam eine Ladung sich auflösender Leichen herausholten. Die Leichen beugten sich hinaus, als wollten sie fliehen, oder liessen den Kopf baumeln wie Ertrunkene. Die Greifer am Ende der Stahlarme schlossen sich während des Hochhebens und kappten unerbittlich, alles, was hinausragte ab, Köpfe, Rumpfe und Glieder, die schwer in die Grube zurückfielen. Dann beschrieb der mechanische Arm einen weiten Bogen und hielt zitternd an; ruckartig öffnete sich der riesige Kiefer und liess seine Fracht von Verdammten zu Boden stürzen.

Zwanzig Schritte weiter prasselten meterhohe Flammen. In dem Augenblick, da sie die Leichen erreichten, schienen sich die Gesichter plötzlich zu beleben. Sie verzerrten sich zu Grimassen, wie durch unerträgliche Schmerzen verunstaltet. Flüssiges Fett und Lymphe perlten hervor und bedeckten die Gesichter wie Schweiß, was den Eindruck von Leben und Schmerz noch verstärkte. Unter dem Einfluss der Hitze platzte der Leib einer schwangeren Frau wie eine überreife Frucht und gab den Embryo frei, der in Flammen aufging.

Zwischen Grube und Scheiterhaufen machte sich ein Volk von Sklaven zu schaffen.

Djielo und Adolf liessen sich wie gelähmt zu der Baracke am anderen Ende des grossen Platzes führen. Chef-Kapo Singer empfing sie:

«Willkommen in der Hölle! Die Arbeit ist hier zwar schwer, aber das Essen reicht aus. Alle vierzehn Tage bekommt ihr neue Klamotten, und die Wäsche wird jede Woche gewaschen.»

Er schien ihre Bestürzung nicht wahrzunehmen und fuhr fort:

«Verlieren wir keine Zeit. Geht gleich an die Arbeit!» Djielo und Adolf folgten ihm, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Keiner weiss aus eigener Erinnerung, wie es zu Anfang im Lager II zuing. Die Häftlinge waren wirklich zu Bestien geworden. Den ganzen Tag über schleppten sie Leichen, den ganzen Tag bekamen sie Schläge, nicht dann und wann vereinzelte Schläge, sondern in ununterbrochener Folge. Abends kämpften sie gegeneinander um das Essen und nachts schlugen sie sich um den Platz zum Schlafen. Das geringste Wort konnte Anlass zu blutigen Prügeleien geben, bei denen jedesmal mehr als einer ums Leben kam. Sie hatten die Wahl: entweder essen oder schlafen. Wer sich zum Essen anstellte, musste wegen Platzmangels auf Schlaf verzichten, und wer schlafen wollte, musste nach der Arbeit sofort in die Baracke stürzen. Als jeder in der Baracke genügend Platz bekam, beschränkte sich der Kampf ums Leben auf das Essen.

Zwei Männer trugen wesentlich zur Besserung des seelischen Zustandes der Häftlinge bei: Pinhas Alter, der fanatische Chassid, der mit Berliner befreundet war, und später Dr. Zimmermann, der Kapo der «Dentisten». Pinhas Alter, körperlich wie seelisch gleich stark, verbrachte die Nächte damit, die Erhängten abzunehmen und die Streitenden zu trennen. Ohne einen Freund, von aussergewöhnlichem Glauben und leidenschaftlicher Liebe zu Gott und dem Leben beseelt, streckte er sich erst gegen Morgen für wenige Stunden aus, wenn die Häftlinge schon auf dem Boden in schweren Schlaf gesunken waren. Bevor er einschief, betete er lange, lobte den Herrn, weil Er seines Volkes gedachte, dankte Ihm für die schweren Prüfungen, mit denen Er ihn quälte, und schwor, dass Sein Zorn ihm teurer sei als Seine Güte. Pinhas Alter starb an Erschöpfung zu Beginn der Typhusepidemie.

Dr. Zimmermann, der Pinhas Alters Werk fortsetzte, glich ihm in nichts, ausser in der Willensstärke. Er entstammte einer armen Handwerkerfamilie, hatte als Werkstudent Medizin studiert und war einer der berühmtesten Ärzte von Warschau geworden. Ärzten gegenüber, selbst jüdischen Ärzten, empfanden die «Techniker» einen vagen Respekt. Dr. Zimmermann nutzte das aus, um den Häftlingen bessere Lebensbedingungen zu verschaffen. Ausserdem ermahnte er sie Abend für Abend, nicht zu verzweifeln und sich wieder zu fassen. Er zwang sie, sich nach der Arbeit zu waschen und die mit Hautfetzen, Blut und Fäulnisflecken bedeckten Schuhe vor Betreten der Baracke zu putzen. Auf seinen Vorschlag hin ernannten die Deutschen einen Barackenwärter, der für die Einhaltung der Vorschriften zu sorgen hatte.

Nach monatelangem Bemühen war es Dr. Zimmermann gelungen, einigermaßen normale Lebensbedingungen im Lager II durchzusetzen.

Wie in Lager I hatte es eine Zeit der Fluchtversuche und der Spekulation gegeben. Auf Grund einer sonderbaren Osmose zeigten beide Lager eine ähnliche Entwicklung. Im Lager II waren die Verhältnisse jedoch so schlecht und die Stimmung so bar jeder Hoffnung, dass die Häftlinge sich eine Traumwelt schufen. Wenn sie nicht arbeiteten, fanden sie sich in Gruppen zusammen und erzählten von ihrem früheren Leben. Alle behaupteten, Millionäre gewesen zu sein und in prachtvollen Häusern gewohnt zu haben. Jeden Tag erfanden sie etwas Neues hinzu, einen Kuraufenthalt in Baden-Baden, eine Jagdpartie, einen Besitz an der Ostsee. Es war eine unerschöpfliche Fata Morgana. Bald liebte man die Lügen der anderen genauso wie die eigenen. Ein stillschweigendes Übereinkommen untersagte es, auch nur die kleinste Einzelheit in Zweifel zu ziehen. Einmal hätten sie Morsche, einen ehemaligen Droschkenkutscher, beinahe erschlagen, weil er bei einer solchen Zusammenkunft ausrief:

«Alles Millionäre! Aber verfluchte Scheisse, wo sind denn die Armen von Warschau geblieben!»

Ein zweiter Beweis für das Verlangen nach Traum und Hoffnung in dieser apokalyptischen Welt: sooft die Häftlinge sich zusammensetzten, um geschmuggelten Wodka zu trinken, wiederholte einer nach dem anderen, ehe er die Flasche ansetzte, den Wunsch, den seit der Zerstörung des Tempels alle Juden nach der Passahfeier aussprechen: «Nächstes Jahr in Jerusalem!» Mit diesem Schwur, der Treueschwur und Glaubensakt ist, bekannten sie in ihrer Weise die sinnlose und verzweifelte Hoffnung, den Lebenswillen, die Weigerung zu sterben.

Ein Orchester bildete sich, ein «Scheissmeister» wurde ernannt, der Appell in ein Zeremoniell verwandelt. Und so nahm das Leben feste Formen an. Eine kleine Besonderheit des Lagers II: ein «Wachtposten» stand am Eingang vor dem Stacheldraht, der an der Baracke die kleine Fläche umgrenzte, wo sich die Häftlinge bis zum Zapfenstreich aufhalten konnten. Die Rolle des Postens spielte ein junger Mann, den jeder unter dem Namen Motele kannte. Er war als Kosak gekleidet, trug einen russischen Helm und als Zeichen seiner Würde ein Holzgewehr. Er hatte eine doppelte Aufgabe: den Häftlingen tagsüber den Eintritt zu verwehren und vor jedem vorbeigehenden Deutschen das Gewehr zu präsentieren. Er war so etwas wie ein jüdischer «Titi», ein Gassenjunge, und spielte vor den Deutschen den Schwachsinnigen. Was er dadurch an Würde verlor, gewann er an Sicherheit. Karol Petzinger, ein SS-Mann, mochte ihn ganz gern, und wenn er an ihm vorbeikam, sprach er immer einige Worte mit ihm. Die Überlebenden erinnern sich einer Anekdote zu dieser sonderbaren Freundschaft.

Karol kam eines Tages in sehr guter Laune vorbei. Motele präsentierte stramm mit seinem Gewehr:

«Na Motele, geht's immer noch gut?» fragte Karol.

«Ausgezeichnet! Danke, Chef! Aber es ginge noch besser, wenn der Krieg vorbei wäre.»

«Bald! Bald! Motele. Noch ein bisschen Geduld.»

Motele – immer noch im Stillgestanden – fragte harmlos:

«Geht's vorwärts in Russland?»

«Natürlich geht's vorwärts! Aber Russland ist gross, musst du bedenken, das braucht seine Zeit.»

«Ja freilich!» antwortete Motele scheinbar tief überzeugt. «Aber wie weit sind sie denn eigentlich?»

«Was meinst du damit?»

«Nun, Kiew zum Beispiel. Habt ihr das schon?»

«Natürlich!»

«Und Lwow?»

«Ach, schon lange!»

Die Unterhaltung wurde auf deutsch geführt. Motele nannte noch zwei, drei Städte, und jedesmal nickte der SS-Mann selbstgefällig.

Plötzlich stiess Motele hervor:

«Und's Kotzen? Wann kriegt ihr das?»

Karol meinte, das sei der Name einer Stadt. Er wollte weder den Anschein erwecken, sie nicht zu kennen, noch den Sieg bezweifeln. Mit unerschütterlicher Sicherheit erwiderte er:

«Bald, bald ...»

Motele rührte sich nicht; die Häftlinge, die bei ihm standen, wichen langsam zurück, aber Karol ging lächelnd und selbstzufrieden davon. Das Leben nahm seinen tödlichen Lauf, als Himmler kam, um Treblinkas Todesurteil zu unterzeichnen. Alle Spuren sollten beseitigt werden, bevor der «Laden dichtgemacht» wurde. Kurz danach öffnete sich die Erde.

Aber Töten und Verbrennen sind zweierlei. «Laika» sollte es zu seiner Enttäuschung erfahren. [Unter Treblinkas Erde lagen zu dieser Stunde siebenhunderttausend Leichen, ein Gewicht von ungefähr fünfunddreissigtausend Tonnen und ein Volumen von neunzigtausend Kubikmetern.](#) Fünfunddreissigtausend Tonnen – das entspricht dem Gewicht eines Panzerkreuzers. Neunzigtausend Kubikmeter – das ist ein viereckiger Turm von neunhundert Meter Höhe und zehn Meter Seitenlänge. Eine gigantische, übermenschliche Arbeit, ein unlösbares Problem. Bei einer Tagesleistung von tausend Leichen – was doch ein

recht gutes Tempo wäre – müsste man siebenhundert Tage veranschlagen, das heisst fast zwei Jahre ohne einen einzigen Tag Pause, vorausgesetzt, dass keine neuen Transporte mehr kamen. Die Zukunft sah düster, wenn nicht gar hoffnungslos aus, und jeder andere hätte sofort aufgegeben – nur ein «Techniker» nicht. «Laika» machte sich mutig ans Werk. Den Befehl des obersten Führers der «Techniker» stellte man nicht in Frage, selbst dann nicht, wenn er undurchführbar schien.

Er liess zunächst eine Grube öffnen; die Leichen kamen zum Vorschein, sorgfältig nebeneinandergereiht, Kopf bei Fuss geordnet, und verströmten Pestgestank. «Kiwe» hielt sich die Nase zu und bemerkte, ohne zu wissen, dass er den Ausspruch eines französischen Königs parodierte:

«Tot stinken sie noch mehr als lebendig.»

Es war nicht sehr geschmackvoll, aber die Atmosphäre entspannte sich etwas.

«Laika» liess die Leichen mit Benzin übergiessen und befahl, das Ganze anzuzünden. Fauchend schlug eine hohe Flamme empor. Eine dicke schwarze Rauchwolke quoll in die Höhe, überschlug sich, senkte sich wieder und hüllte die Zuschauer ein. Lange noch toste das Feuer im Rauchnebel, dann aber wurde es schnell immer kleiner. Der Qualm wurde weiss und dünn, und man konnte die erstarrten Gestalten der Zuschauer wiedererkennen. Mit einer letzten trägen Rauchspirale erlosch der Brand. Gespannt und vorsichtig traten die SS-Männer näher. Kaum angesengt von der Glut lagen die Leichen immer noch da. Zwei, drei Versuche hatten dasselbe kümmerliche Ergebnis.

An diesem Abend herrschte Bestürzung im Kasino der Deutschen.

Ein kühnes Unternehmen bedarf nicht der Hoffnung, ebensowenig ist Beharrlichkeit vom Erfolg abhängig. «Laikas» blühende Phantasie gebar eine neue Methode. Bei Tagesanbruch ging er hinaus und liess von den Baggern eine breite, flache Mulde ausheben, von den Häftlingen ungefähr hundert Leichen bringen und sie zu einem ebenso hohen wie breiten Stapel aufhäufen. Man goss Benzin darauf, drückte den Daumen und steckte den Haufen in Brand: Flamme, Rauch, Nebel, hoffnungsvolles Warten. Das Feuer erlosch, der Rauch löste sich auf, die Leichen waren immer noch da. Sie waren zwar stärker angesengt als am Vortage, doch der Misserfolg war offenkundig. «Laika» verhehlte es sich nicht.

In den nächsten Tagen unternahm man weitere Versuche, variierte fortwährend die Form des Stapels, die Menge des Benzins und die Brandstätte. Die Ergebnisse blieben enttäuschend wie zuvor. Binnen acht Tagen konnte man ungefähr hundert Leichen als vollständig ver-

brannt bezeichnen, aber dieses Resultat hatte einige hundert Liter Benzin gekostet. Nach oberflächlicher Berechnung musste «Laika» sich sagen, dass man etwa hundertundvierzig Jahre brauchen würde, um die Arbeit zu erledigen. Ein bisschen zu lange, selbst für das Tausendjährige Reich.

Da entsann sich ein SS-Mann, von einem Kollegen in einem zweitklassigen Lager gehört zu haben, dass Leichen- und Holzschichten abwechseln müssten. Ein einleuchtender Gedanke. Man liess ein paar Kubikmeter Holz kommen und fing wieder von vorne an. Zuerst sparte man mit dem Benzin, so dass die Baumstämme nicht einmal Feuer fingen. Dann wurde der Scheiterhaufen mit allem begossen, was an flüssigem Brennstoff vorhanden war: Spannung, Zündholz, die Flamme zischt, der Rauch steigt auf, senkt sich, verfliegt. Man stürzt hinzu und Welch ein Wunder! das Feuer flackert weiter. Feierliche Stille verbreitet sich, als wollte man das leise Knistern des Erfolges deutlicher hören. Als nur noch ein winziger Haufen Asche übrig war, erhob sich lauter Beifall. Komplimente, Glückwünsche, Sieg und Heil dem geliebten Führer und dem ewigen Reich.

Als der Jubel vorbei und die Asche abgekühlt war, zog man Bilanz. Die Selbstkosten erwiesen sich als unerschwinglich: ausser Unmengen Benzin brauchte man ebenso viele Baumstämme wie Leichen. Es war kein rentables Geschäft, denn selbst wenn man zur Not noch alle Wälder Polens fällen konnte, so würde doch das Benzin knapp werden. Stalingrad war gefallen und damit die reichen Erdölfelder des Kaukasus wie eine Fata Morgana verschwunden. Auch an diesem Abend blieben die Sektflaschen im Kühlschrank.

In den folgenden Tagen wurde mit Benzin und Holz mengen und der Grösse der Baumstämme herumexperimentiert. Ein doppeltes Problem war zu lösen: erstens musste die Holzmenge auf ein Minimum reduziert werden, zweitens musste man versuchen, das Benzin durch Kleinholz zu ersetzen und zahlreiche kleine Scheiterhaufen zu entzünden. Menschen und Leichen wurden stark beansprucht. Doch trotz unbestreitbarer Fortschritte blieb das Unternehmen ein Misserfolg: Treblinka war nicht in der Lage, eine Lösung zu finden. Nach einer schlaflosen Nacht rang sich «Laika» tief bekümmert zu dem Entschluss durch, seine Vorgesetzten von seinem Versagen in Kenntnis zu setzen und sie um Hilfe zu bitten.

Er war blond und hager, hatte ein freundliches Gesicht, trat bescheiden auf und kam an einem sonnigen Vormittag mit seinem Kofferchen vor dem Tor des Todesreiches an. Er hiess Herbert Floss und war Fach-

mann für Leichenverbrennung. In den zweitrangigen Lagern, in die ihn das Schicksal verschlagen hatte, hatte er, der Autodidakt, seine Kunst vervollständigen können. In Treblinka war er noch nie gewesen, doch er kannte das Lager vom Hörensagen. Zu jener Zeit hatte Birkenau, das Vernichtungslager von Auschwitz, seine Vorrangstellung noch nicht erreicht, und so blieb Treblinka das grosse geistige Zentrum aller «Techniker». Herbert Floss war sich der Bedeutung seines Auftrags wohl bewusst: sie glich einer Beförderung, ja sie bestätigte geradezu seine Kunst. Es war die Rede von Hunderttausenden von Leichen gewesen.

Sofort meldete er sich beim Verwaltungskommandanten, der ihm Hals- und Beinbruch wünschte und ihn zu «Laika» schickte. «Laika» führte ihn in sein Zimmer und erläuterte ihm die Lage. Der «Heilsbringer» der Techniker hörte aufmerksam zu und bat dann, man möge ihn gleich an Ort und Stelle bringen.

Dort liess er sich über Lage und geschätzten Inhalt der Gruben informieren. Dem Alter der Leichen schien er besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Nach jeder Angabe sagte er zufrieden lächelnd: «Tadellos.»

Am selben Abend unterbreitete er seinen Plan.

In der Nacht verliess eine Häftlingsgruppe in angemessener Wachbegleitung das Lager, um die Schienen eines Eisenbahngleises abzuschrauben. Am nächsten Morgen erhielten die Maurer Befehl, in einem Rechteck von zwanzig Meter Länge und ein Meter Breite in der Nähe der Gruben vier Zementpfeiler von fünfundsiebzig Zentimeter Höhe zu errichten. Herbert Floss überwachte die Arbeit. Er brüllte viel, schien aber ausserstande, die Häftlinge zu schlagen, so ungeschickt war er. Ständig rannte er hin und her, brüllte, gab Erläuterungen, gestikulierte wild und fiel mehrmals hin. Die Häftlinge wagten nicht zu lachen, bedachten ihn aber mit zwei Spitznamen: «Der Künstler» wegen seines begeisterten Gesichtsausdrucks und «der Mann mit zwei linken Händen» wegen seiner Ungeschicklichkeit.

Als der Zement getrocknet war, liess Herbert Floss mit viel Gezeter und ebensoviel Vorsicht die Schienen als Rost auf die Pfeiler legen. Am nächsten Tag wurde der erste Scheiterhaufen auf geschichtet und Herbert Floss gab sein Geheimnis preis: die Zusammensetzung des musterhaften Scheiterhaufens. Wie er erklärte, brannten nicht alle Leichen gleichmässig. Es gab gute und schlechte Leichen, feuerfeste und leichtentzündliche. Die Kunst bestand darin, die guten zur Verbrennung der schlechten zu benutzen. Nach seinen Forschungen – offensichtlich waren sie weit gediehen – brannten alte Leichen besser als

neue, dicke besser als magere, Frauen besser als Männer, und Kinder zwar schlechter als Frauen, aber besser als Männer. Daraus ergab sich, dass alte Leichen von dicken Frauen ideale Leichen darstellten. Herbert Floss liess sie beiseite legen und ebenso die von Männern und Kindern. Als nahezu tausend Leichen ausgegraben und sortiert waren, ging man an die Stapelung, wobei man das gute Brennmaterial nach unten und das schlechte darüber packte. Angebotene Benzinkanister wies Floss zurück und liess stattdessen Holz bringen. Seine Vorführung hatte perfekt zu sein. Das Holz wurde unter dem Rost des Scheiterhaufens in kleinen Brandherden, Lagerfeuern ähnlich, zurechtgelegt. Die Stunde der Bewährung schlug. Man überreichte ihm feierlich eine Streichholzsachtel, er beugte sich nieder, zündete den ersten Brandherd, dann die anderen an, und während das Holz allmählich in Flammen aufging, trat er in seiner sonderbaren Gangart zu den Funktionären, die in einiger Entfernung warteten.

Immer höher züngelten die Flammen und leckten an den Leichen, zögernd zunächst, dann aber mit loderndem Schwung, wie die Flamme einer Karbidlampe. Allen stockte der Atem, den Deutschen aus Spannung und Ungeduld, den Häftlingen aus Bestürzung und Entsetzen. Allein Herbert Floss schien entspannt; geistesabwesend, selbstsicher murmelte er: «Tadellos, tadellos . . .» Plötzlich brannte der Scheiterhaufen lichterloh. Die Flammen schossen in die Höhe, stiessen Qualmwolken aus, ein gewaltiges Prasseln ertönte, die Gesichter der Toten verzogen sich schmerzhaft, das Fleisch platzte. Ein höllisches Schauspiel. Selbst die SS-Männer waren einen Augenblick wie versteinert und betrachteten stumm das Wunder. Herbert Floss strahlte. Das Aufblitzen des Scheiterhaufens war das schönste Ereignis seines Lebens.

Als sie sich aus ihrem stummen Staunen gelöst hatten, liessen die Deutschen ihrer Freude und ihrer Dankbarkeit freien Lauf. Herbert Floss war der Held des Tages.

Ein solches Ereignis musste gefeiert werden. Tische wurden herangetragen, dem Scheiterhaufen gegenüber aufgestellt und mit Schnaps-, Bier- und Weinflaschen beladen. Der Tag ging zur Neige und der Abendhimmel schien die hohen Flammen des Scheiterhaufens widerzuspiegeln, drüben am Horizont, wo die Sonne mit der Pracht eines Feuerbrandes unterging.

Auf «Laikas» Zeichen hin knallten die Korken, und ein phantastisches Fest begann. Der erste Trinkspruch galt dem Führer. Die Baggerleute waren wieder an die Geräte gegangen. Als die SS-Männer brüllend die Gläser erhoben, schien Leben in die Maschinen zu kommen:

mit abrupter Bewegung reckten sie die Stahlarme gen Himmel zu einem ruckartigen vibrierenden Hitlergruss. Es war wie ein Signal. Zehnmal hoben auch die Männer den Arm und liessen jedesmal das «Sieg-Heil» ertönen. Die belebten Maschinen erwiderten den Gruss der Maschinen-Menschen, und die Luft erzitterte von Hochrufen auf den Führer. Das Fest dauerte an, bis der Scheiterhaufen ausgebrannt war. Nach den Trinksprüchen wurde gesungen, wilde, grausame Gesänge klangen auf, hasserfüllte, schauerliche Lieder, Lieder auf das ewige Deutschland. Dem Wahnsinn der Menschen eines anderen Zeitalters ausgeliefert, schien Treblinka die Weihestätte ungeheuerlicher, heidnischer Riten geworden. Die «Techniker» hatten sich in barbarische, blutrünstige Halbgötter einer grausigen Mythologie verwandelt.

Am nächsten Tag waren die SS-Männer wieder pflichtbewusste, tüchtige und peinlich genaue «Techniker». Der Versuch hatte überzeugt. Es galt jetzt, ihn aus der experimentellen in die industrielle Phase zu überführen. Herbert Floss machte sich ans Werk.

Als ordnungsliebender Mann gliederte er das Problem: einerseits die eigentliche Verbrennung, andererseits die Beschickung. Der zweite Punkt teilte sich wiederum in Ausgrabung, Transport und Stapelung. Da die Verbrennung nur durch die Zahl der Scheiterhaufen begrenzt war, die beliebig vermehrt werden konnten, hing das Tempo ganz von den Möglichkeiten für Ausgrabung, Transport und Stapelung ab.

Die Lösung all dieser Probleme sollte ihn noch eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen.

Erste Neuerung: Die Bagger sollten die Leichen ausgraben und sie neben der Grube aufhäufen. Dort sollten die Häftlinge sie holen und sie – zwei Mann pro Leiche – zu den Scheiterhaufen bringen. Das war die erste Etappe. Herbert Floss stellte fest, dass die drei Bagger ihre Ladung nur schwer an ein und derselben Stelle abladen konnten und dass die Häftlinge sich gegenseitig behinderten. Er teilte also die Häftlinge in drei Mannschaften ein, eine pro Bagger. Schon ein Fortschritt. Aber jetzt ergab sich am Scheiterhaufen eine Stockung. Folglich wurden noch zwei errichtet. Wieder ein Fortschritt. Neues Problem: Von einer gewissen Tiefe an waren die Leichen zerfallen, und die Häftlinge mussten sie stückweise transportieren, unter dem einen Arm ein Bein und einen Rumpf unter dem andern. Ergebnis: sie transportierten weniger als zuvor. Herbert Floss führte das System der Tragbahnen wieder ein, auf denen die Leichen von den Gaskammern zu den Gruben befördert worden waren. Abermals ein Fortschritt. Es kam jedoch vor, dass beim Transport, der im Laufschrift erfolgte, Leichenteile von der Tragbahre

fielen. Die Tragbahnen wurden geändert: eine Kiste ersetzte das Tuch. Ein weiterer Fortschritt. Jetzt entdeckte man, dass sich die Schienen unter Einwirkung der Hitze verzogen. Also wurden neue Stützpfiler in der Mitte der Brandfläche errichtet: noch ein Fortschritt.

Die Tagesleistung betrug nun zweitausend Leichen. Eines Abends erschien Herbert Floss während des Appells und hielt eine Ansprache:

«Heute haben wir zweitausend Leichen verbrannt. Das ist schön, aber damit dürfen wir uns nicht zufriedengeben. Wir müssen uns ein Ziel setzen und es mit allen Mitteln zu erreichen versuchen. Morgen müssen wir dreitausend verbrennen, übermorgen viertausend, dann fünftausend, sechstausend und so fort, bis wir die Zehntausend-Grenze erreicht haben. Wir wollen unsere Leistung täglich um tausend Einheiten steigern. Ich rechne auf eure Hilfe.»

Herbert Floss, der freundliche Mann, der nicht imstande war, jemand zu ohrfeigen, und wie ein Fabrikdirektor zu seinen Arbeitern sprach, liess an jeden Häftling eine zusätzliche Brotration austeilen.

Weitere Verbesserungen folgten. Nicht nur «Laika» frönte der Manie des Spezialisierens. Da die Häftlinge beim Be- und Entladen der Tragbahnen Zeit verloren, wurden die Kommandos unterteilt: eins zum Beladen, ein zweites zum Transport und ein drittes zum Verbrennen, das den Namen «Feuerkommando» erhielt. Fortschritt. Aber noch war die Zehntausend-Grenze nicht erreicht. Die Scheiterhaufen wurden also tagsüber aufgeschichtet und abends angesteckt; sie waren schon über fünfzig Meter lang. Sie konnten zwar noch verlängert werden, aber die Beschickung lief schon auf vollen Touren, und gerade dabei zeigte sich ein Engpass. Herbert Floss machte eine neue Verbesserungsmöglichkeit ausfindig. Kamen die Transporteure zu dem Leichenhaufen am Bagger, mussten sie warten, bis ihre Tragbahnen beladen waren, und nutzten die Zeit, um sich auszuruhen. Das ergab grosse Zeitverluste. Um diesen Nachteil zu beheben, bekamen die Bagger Anweisung, die Leichen nicht mehr an einer Stelle, sondern an einem Kreisbogen abzuladen. Die Verloader wurden längs des Bogens verteilt, so dass die Transporteure an der Runde der Verloader vorbeifilieren konnten. Herbert Floss hatte das Prinzip des Fließbandes wieder entdeckt. Jeder Verloader hatte nicht mehr jede Kiste für sich zu füllen, sondern warf in jede gerade vorbeikommende Kiste ein Leichenteil.

Jetzt reagierten die Häftlinge. Drei waren für die Zählung der Leichen zuständig. Die Häftlinge spürten, dass sie bald alle an Erschöpfung sterben würden, und baten die drei, dem «Künstler» einen Gefallen zu tun und ihm seine zehntausend Leichen zu melden. Am Tag

darauf erfuhr Herbert Floss, dass die ersehnte Grenze erreicht sei. Er liess es sich nicht nehmen, den Häftlingen für ihren Eifer seinen Dank auszusprechen.

Eines Tages ging bei einem Bagger das Benzin aus. Der Baggerführer holte schnell einen Kanister, und die Häftlinge nahmen die Gelegenheit wahr, um Atem zu schöpfen. Ausgerechnet in diesem Augenblick tauchte Herbert Floss auf. Da die Häftlinge wussten, dass er sie nicht schlug, fürchteten sie ihn kaum und erklärten ihm, sie müssten warten, bis der Bagger weitermachen könne.

«Wie lange dauert das noch?»

«Drei, vier Minuten», antwortete man ihm aufs Geratewohl.

«Vier Minuten? Dann habt ihr gerade Zeit, eine Runde um den Bagger nebenan zu machen.»

«Aber für eine Runde verlieren wir mehr Zeit, als wenn wir hier warten», antworteten sie.

Herbert Floss gab die denkwürdige Antwort:

«Eine Runde aus Prinzip, damit ihr euch beweist, dass ihr keine Faulpelze seid. Sagen wir: eine Ehrenrunde.»

Herbert Floss war verrückt.

25

Die erste Nachricht von Djielo und Adolf traf erst gut vier Wochen nach ihrem Weggang ein. Sie war lakonisch: «Gut angekommen in der Hölle; fangen mit der Arbeit an.» Das war alles, was der Kapo der Putzkolonnie mitteilen konnte.

Getrieben von seiner eigenen Dynamik, geriet Lager I immer tiefer in den Wahnsinn. Wie ein irre gewordener Mechanismus, wie ein durchgehendes Pferd, das dem Abgrund zustürmt, raste das Lager in höllischem Taumel seinem eigenen Verderben entgegen. Nur eines war sicher: Treblinkas baldiges Ende. Alle wussten es, die Deutschen, das Komitee, die Häftlinge; aber jeder tat so, als wisse er es nicht: die Deutschen, um die Häftlinge zu beruhigen, das Komitee und die Häftlinge, die von der Revolte wussten, um die Deutschen in Sicherheit zu wiegen, und die anderen Häftlinge, die von nichts wussten, um sich selbst zu beruhigen.

Es kamen zwar hin und wieder noch Transporte, aber alles hatte den Doppelsinn eines Traumes.

Ein Zug Zigeuner erschien eines Tages mit Gepäck und Wohnwagen vor den Toren des Lagers. Die Zigeuner waren glücklich, dass ihre lange Reise zu Ende war, und auch die Deutschen freuten sich. In einer Stunde war alles erledigt. Ein anderes Mal kamen Juden aus Bulgarien. Es war Sonntag und im Hof des Gettos war die Kirmes im vollem Gange. Plötzlich ertönte ein Lokomotivenpfeiff. «Laika» beorderte das Orchester auf den Bahnsteig, und das Aussteigen geschah mit Musik. Als alles erledigt war, richtete «Kiwe» das Wort an ein Häftlingskommando, das auf dem Rückweg zum Getto war. Er klopfte dem Nächstbesten auf die Schulter und sagte:

«Keine Sorge, es kommen noch viele ...»

Während die Sanduhr unerbittlich rieselte, während die Gruben sich leerten und die Leichen in Rauch auf gingen, herrschte in Tre-

blinka Optimismus. Jeder spielte den Optimisten in der Hoffnung, sich selber und die anderen zu täuschen.

Die Kulissen sind aufgebaut, die Schauspieler stehen auf ihren Plätzen, der Vorhang kann aufgehen zum vorletzten Akt. Im letzten Akt brennt das Lager; entweder zünden die Deutschen es an, falls sie alle Leichen verbrannt haben, ehe die Juden fertig sind – oder die Juden zünden es an, falls sie, ohne Verdacht zu erregen, ihre Vorbereitungen abschliessen können, ehe die Deutschen die letzte Leiche verbrannt haben.

Treblinka hatte nun seine eigene Sprache, seine Neubauten, seine sonntägliche Kirmes. Nur eines fehlte noch zur perfekten Parodie: Frauen. Der nächste Transport schloss diese Lücke. Er kam aus Grodno und brachte die letzten Juden dieser Stadt. Ausnahmsweise zogen sich die Frauen im Hof aus. Als sie nackt waren, liess «Laika» sie in Reih und Glied aufstellen und musterte sie. Er wollte sie jung, frisch und schön. Ungefähr zwanzig Mädchen fanden seine Billigung. Man wies sie an, sich anzuziehen, und führte sie ins Getto. Die eine Hälfte blieb dort, und die andere wurde ins Lager II gebracht. Die zehn, die im Lager I blieben, wurden in einem eigens für sie bestimmten Zimmer untergebracht, das an die Goldjudenbaracke angebaut war. Tagsüber arbeiteten sie in der deutschen Waschküche, abends durften sie sich den Häftlingen im Hof anschliessen.

Ihre Ankunft veränderte das Lager. Streitereien entbrannten um diese verschreckten, hilflosen Frauen, die noch nicht begriffen hatten, was ihnen geschah. Alles, was Treblinka an Kapos und Privilegierten aufzuweisen hatte, begann sich zu schniegeln, zu waschen und vornehme Allüren zuzulegen.

Als «Laika» sah, dass die Häftlinge auf den Köder ansprachen, gab er bekannt, dass Kapos und verdiente Hofjuden heiraten dürften. Es werde eine Ziviltrauung und eine rituelle Trauung geben. Die Jungvermählten hätten Anspruch auf Einzelzimmer. Interessenten möchten sich bei ihm melden.

Damals regierte Rakowski, der als erster versorgt wurde. Die Ziviltrauung war kurz. Das junge Ehepaar stellte sich «Laika» vor, und auf den Mannweisend sagte er: «Das ist dein Mann.» Die einfache Formel sollte daran erinnern, dass «Laika» unumschränkter Herr über Leben und Tod und auch über die Liebe war. Dann fand die kirchliche Trauung statt. Kapo Meir, der die Frommen gegen sich aufbrachte, versah das Amt des Rabbiners. Die Tradition wurde bis in die letzten Einzelheiten gewahrt. Aus einer kleinen jüdischen Ortschaft in der Umgebung Treblinkas hatten die Deutschen sogar einen Hoch-

zeitsbaldachin beschafft. Die Zeremonie ging abends nach Arbeitschluss vonstatten. Die SS war zugegen, und «Kiwe» trug an solchen Anlässen eine weisse Offiziersjacke, die er sich hatte schneiden lassen. Nach der Einsegnung hielt «Laika» eine kurze Ansprache, in der er den Jungvermählten langes Leben und viel Glück wünschte. In Paradeuniform spielte das Gold-Orchester den Hochzeitsmarsch.

Nach Rakowski heirateten mehrere Kapos im selben Stil. Das waren die Spielregeln. Chackel, der gesellschaftliche Ambitionen hatte, heiratete Perele, den Kapo der Frauen.

Sie war mit einem anderen Transport angekommen und verdankte ihre Ernennung der Feindschaft, die sie sich durch ihre Bosheit sofort zugezogen hatte. Sie war von kräftiger Gestalt, doch nicht ohne Reize. Chackel hatte sie selber bei ihrer Ankunft erwählt. Da es weit mehr Heiratskandidaten als Frauen gab, hatte «Laika» beschlossen, alle «lizenzierten» Kandidaten bei Ankunft der Transporte sich selbst bedienen zu lassen.

Chackels Hochzeit gab Anlass zu einem jener demütigenden Scherze, die «Laikas» Spezialität waren. Die Feier sollte abends stattfinden. Während des Appells liess er Chackel vortreten und sagte, er wolle ihm gemeinsam mit den Häftlingen ein Geschenk überreichen, weil er ihm für seine treuen Dienste zu danken habe.

Etwas abseits stand unbeweglich Rakowski und hielt in den Händen ein hübsches, ziemlich grosses Paket, das mit einem weissen Band verschnürt war. Chackel errötete vor Freude, wollte sich bedanken und brachte nur Stammeln heraus. «Laika» sah ihn wohlwollend an, sagte noch, er sei kein undankbarer Mensch und wisse gute Dienste zu würdigen; ausserdem sei kein Geschenk so wohlverdient. Dann gab er Rakowski ein Zeichen; der überreichte Chackel das Paket. Stotternd wollte Chackel mit seinem Präsent in die Reihe zurücktreten, doch «Laika» bestand darauf, dass er es öffne.

Inzwischen hatten sich alle insgeheim verständigt und warteten mit Spannung. Chackel knüpfte das Band auf und faltete das Papier auseinander; ein zweites Papier erschien, ein drittes, ein viertes und schliesslich ein kleiner Karton. Am Geruch begriff Chackel, was darin war, rot vor Scham hielt er inne. Aber es war zu spät, brüllendes Gelächter brach hinter seinem Rücken auf. «Sie lachen, und bald sind sie tot», dachte «Laika».

Am prachtvollsten war Dr. Ribacks Hochzeit, der Dr. Irena, eine Ärztin, heiratete.

Der Fall Riback ist aufschlussreich für die zu dieser Zeit in Treblinka herrschende Stimmung. Er zeigt, was aus der Welt des Todes und der

Lüge geworden war, als die doppelte Täuschung – die der Deutschen und die des Komitees – sie vergiftet hatte.

Dr. Riback war mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern nach Treblinka gekommen. Er hatte seine Familie überlebt, weil Überleben Pflicht war. Tagsüber arbeitete er, nachts pflegte er die Kranken, denn er hatte sich die Aufgabe gestellt, die Schmerzen seiner Brüder zu lindern. Die Überlebenden erinnern sich einer Nacht, in der er einem Häftling ein entsetzliches Geschwür herausschnitt, während die anderen dicht um ihn standen und sangen, damit die Wachtposten die Schreie nicht hörten. Nacht für Nacht führte er, ohne Medikamente, mit primitivsten Hilfsmitteln, einen verzweifelten Kampf gegen den Tod. Mit seinem Mut und seiner Ausdauer rettete er nachts zehn Häftlinge vor dem Tod, und am nächsten Tag wurden zwanzig ins «Spital» gebracht. Dennoch gab er nicht auf. Ein anderes Mal opferte er eine ganze Nacht, um einem an Erschöpfung sterbenden Häftling eine Bluttransfusion zu geben. Am nächsten Tag starb der Häftling während des «Todeswettrennens». Aber am selben Abend fuhr Dr. Riback wieder fort, die Männer zu pflegen, zu operieren, zu trösten und zu ermutigen. Sein Kampf gegen den Tod war aussichtslos, das wusste er, doch er wollte nicht daran denken. Erfüllt von einem Pflichtgefühl, das mit der Vernunft nichts zu tun hatte, versuchte er Nacht für Nacht die Lebensfäden, die die Deutschen tagsüber zerrissen hatten, wieder zusammenzuflicken. Nach Dr. Chorongickis Tod hatte er dessen Posten bekommen. Diese Stellung interessierte ihn nur, weil er jetzt den Häftlingen Medikamente verschaffen konnte. Er brachte sie abends unter seinem weissen Kittel mit und gab sie Kuba Jakubowitsch, dem Krankenpfleger, der sie dann in der Baracke verteilte. Das geschah während der Typhusepidemie.

Als die Frauen kamen, begann der Arzt, sich mit mehr Eleganz zu kleiden. Abends sahen ihn die Häftlinge, wie er sich im Gettohof mit Dr. Irena, einer jungen Witwe um die Dreissig, unterhielt, die mit zwei kleinen Kindern nach Treblinka gekommen war. Bald darauf bewarb sich Dr. Riback offiziell.

«Laika» gab sich viel Mühe für diese beiden Menschen, die so taten, als ob das Leben weiterginge. Nach der kirchlichen Trauung wurde in der Schneiderwerkstatt ein Empfang inszeniert. Die Deutschen stellten das Büfett, und «Laika» eröffnete mit der Braut den Ball. Das Fest dauerte bis tief in die Nacht; Lärm, Gelächter und Walzertakte klangen zum Himmel auf, den die Scheiterhaufen des Lagers II röteten.

Auch Galewski war dabei, und einen Augenblick erschrak er über

sein eigenes Spiel. Von Anfang an hatte er für die Teilnahme an den Belustigungen plädiert. Das Komitee hatte die Initiative der Deutschen nicht behindert, sondern die Anregung aufgenommen und sogar noch betont, wie wichtig die Feste seien. Galewski dachte an die anderen Häftlinge, die in einem luftleeren Raum eingeschlossen waren und auf den grossen Holzpritschen so eng beieinanderlagen, dass alle sich umdrehen mussten, wenn einer sich umdrehte, und er fragte sich, was sie wohl von solchen Veranstaltungen hielten. Er dachte an die Toten, die drüben in Flammen auf gingen. Er erinnerte sich an die ersten Tage in Treblinka, an die Selbstmorde, an Choken, Berliner, Chorongicki. Was eben jetzt geschah, hatte etwas Unvorstellbares, Unfassliches. Und er selber – was hatte er hier zu suchen, warum trank er und hörte Musik? Dass er trinken konnte, ohne sich erbrechen zu müssen, dass er zuhören und die Seinen vergessen konnte, darüber erschrak er am meisten. Gewiss war das alles nur Taktik, aber Taktik rechtfertigt nicht alles. Als er in die Baracke zurückging, sprach er mit Salzberg und Kurland darüber.

«Ich weiss», sagte er, «die Deutschen wollen uns täuschen, und wir wollen die Deutschen täuschen. Aber das erklärt nicht, warum Riback und Irena einander lieben und warum ich selbst Gefallen daran fand, mitzu trinken.»

«Ich habe auch gern mitgetrunken», sagte Kurland. «Und trotzdem erlebe ich jeden Tag die Tragödie des jüdischen Volkes wohl noch direkter mit als ihr.»

«Sind wir wirklich Sklaven geworden? Sind wir denn wirklich keine Menschen mehr?»

«Weder Sklaven noch Menschen; wir sind Einwohner Treblinkas, Treblinkaner.»

Salzberg nahm das Wort. Er hatte eine erstaunliche sittliche Kraft bewahrt, und wenn er die Feste auch nicht kritisierte, so vermied er doch, daran teilzunehmen.

«Inwiefern sind Treblinkaner keine Menschen? Wer kann von sich behaupten, er verhielte sich in einer solchen Situation anders? Wer? Sag mir das.»

«Die, die das Leben nicht lieben», antwortete Kurland.

«Ist es denn ein Fluch, das Leben zu lieben?»

Die Frage blieb unbeantwortet. Durch die ausnahmsweise offen gebliebene Tür klang die festliche Musik zu ihnen herüber. Die Nacht war mild, eine Frühlingsnacht, erfüllt von Musik, Verzweiflung und Hoffnung.

Kurland brach als erster das Schweigen.

«Man sollte den Fall Riback unseren Rabbinern unterbreiten. Ist es eine Sünde, unter solchen Umständen zu heiraten? Oder ist es vielleicht ein Akt des Glaubens an das Leben?»

«Aber man kann leben, ohne so weit zu gehen», sagte Galewski.

«O nein, man lebt nicht im luftleeren Raum. Leben, das heisst essen, heisst hoffen, heisst lieben; leben, das heisst handeln. Man liebt das Leben, wie man eine Frau liebt, mit dem Herzen–und mit dem Körper.» Nach einer Pause sagte Kurland: «Ja, das Leben ist wie eine Frau; vielleicht darf man es nicht zu sehr lieben, wenn man nicht leiden möchte...»

Und wieder nach einer Weile: «Die tun mir leid, die nie geliebt haben.»

Ribacks Liebe erhielt eine offizielle Bestätigung, anderen aber war nichts als Unglück beschieden. In Treblinkas vielschichtiger Gesellschaft waren nicht nur Ehebande, sondern auch die Symbolgestalten der Liebe zu finden. Der Kabarettist Yajik, ein Einundzwanzigjähriger, stellte mit einem siebzehnjährigen Mädchen Romeo und Julia dar. Er konnte lachen und andere zum Lachen bringen, hatte seine Familie in Treblinka verloren und wie durch ein Wunder sich sein kindliches Gemüt bewahrt. Sie war siebzehn, trug lange, schwarze Zöpfe und sah wie eine Blume aus. Auch sie war verwaist, hilflos und von Kummer verzehrt. Als Yajik sie das erste Mal sah, vergass er Treblinka, so schön war sie, so sanft, so rein und so zerbrechlich. Sie erschien ihm wie ein Geschöpf des Himmels, wie ein Traum in dieser Welt des Wahnsinns, des Todes und des Hasses. Er schenkte ihr einen Apfel, und sie lächelte ihn an. Seitdem dachte er nur noch an sie. Am Tage sprach er von ihr, nachts träumte er von ihr. Während der kurzen Zeit zwischen Arbeitsschluss und Zapfenstreich sass er mit ihr in einer Ecke des Hofes und nahm ihre Hand, um zu vergessen, um auch sie vergessen zu lassen. Schweigend, mit verstohlenen Blicken, lebten sie ihrer tragischen Liebe und kosteten jeden Augenblick aus, der der letzte sein konnte. Er war einundzwanzig, sie war siebzehn.

Der Juni brachte die langen hellen Abende, ersetzte das Tageslicht mit dem Leuchten der Nacht. Kam der Zapfenstreich, fiel ihnen der Abschied von Tag zu Tag schwerer. Eines Nachts versuchte Yajik, zu ihr in die Baracke zu gehen. Er hatte sich in einer Hofecke versteckt und wartete, bis die Tür der Häftlingsbaracke abgeschlossen wurde; aber die letzte Wachrunde entdeckte ihn. Als Hofnarr blieb ihm der Tod erspart, aber am nächsten Morgen wurde er beim Appell zu fünfundzwanzig Peitschenschlägen verurteilt. Er zählte sie und weinte dabei vor Schmerz, Demütigung und Liebe.

In Treblinka durften Romeo und Julia nicht umarmt sterben.

Er hiess Schlomo. Sie war bei allen unter dem Namen Malka bekannt. Er war Kapo beim «roten» Kommando, sie arbeitete in der Waschküche der Deutschen. Er war Metzgergeselle gewesen, sie hatte gerade die Schule hinter sich. Er war schön, von einer wilden Schönheit, braun und stämmig; sie war blond und schlank, hatte emailleblaue Augen. Als sie einander zum erstenmal begegneten, trug er Stiefel und Reithosen und hatte eine lange Peitsche in der Hand; sie war nackt und auf den Tod gefasst. Aus dem Getto, aus dem sie kam, hätte sie fliehen können; ein deutscher Offizier hatte es ihr, von ihrer Schönheit bezaubert, sogar nahegelegt. Aber sie hatte ihre Familie nicht verlassen wollen und sich für den Tod mit den Ihren entschieden. Auf gereiht, nackt, wartete sie jetzt, dass der Tod sie von dieser tiefsten Demütigung befreite. In einer letzten Geste des Stolzes und der Herausforderung den Schindern und dem Tod gegenüber, versuchte sie nicht einmal, ihre Nacktheit zu verbergen. Hochmütig und verächtlich liess sie sich ansehen und wünschte nur eins: zu sterben.

Kapo Schlomo war zu seinem Vergnügen gekommen. Er gehörte zu jenen, die Treblinka verdorben hatte. Als er sie sah, schön und voll Verachtung, ausgeliefert und doch unerreichbar, traf ihn ein Schock. Die Ziviltrauung fand auf der Stelle statt. «Das ist dein Mann», sagte «Laika» zu dem Mädchen. Bis zum Abend konnte sie ihre Tränen noch zurückhalten, aber als sie die Baracke betrat, brach sie in Schluchzen aus. Die rituelle Trauung folgte einige Tage später.

Inzwischen hatte sich Schlomo, die prachtvolle Bestie, völlig verwandelt. Aus dem sadistischen Kapo war ein schüchterner Pennäler geworden. Jede Nacht weinte sie vor Verzweiflung und sehnte den Tod herbei. Ihren Kummer achtend, fast demütig, selber verzweifelt über ihre Verzweiflung, beugte er sich über sie und sprach ihr lange zu, bis sie endlich erschöpft einschlief. Regungslos wachte er über ihren Schlaf und beobachtete jede Bewegung in ihrem schönen Gesicht.

Diese wenigen Stunden, die die Flammen der Scheiterhaufen erhellten, waren für Schlomo Momente unsäglichen Glücks. Manchmal sprach er zu der Schlafenden; lange Sätze ohne Zusammenhang, Wörter, oder auch nur ihren Namen, den er unzählige Male wiederholte: «Malka, meine kleine Malka, meine Königin, meine Liebste! Malka, ich liebe dich. Ist es meine Schuld, dass wir uns in der Hölle beegnet sind? Ich liebe dich, Malka, ich liebe dich! Bald sterben wir, und du hast nicht gelacht. Verzeih mir, dass ich dich zum Leben zwang, da wir doch sterben müssen.» Manchmal begann er zu phantasieren. «Ich rette dich, Malka, wir flüchten, wir heiraten richtig, wir vergessen alles und reisen nach Israel, in unsere Heimat. Malka, wir werden Kinder

haben, blond wie du, und stark und fröhlich. Ich beschütze dich, Malka, ich verteidige dich, niemand wird dir etwas antun. Ach, meine kleine Malka, wie ich dich liebe.»

Allmählich hatte sich Malka angewöhnt, so zu tun, als schliefe sie, und hörte Schlomos phantastischen Träumen zu. Ohne dass sie es wusste, erlag sie der Macht der Worte, regte sich etwas in ihr, ein leises Zittern des Lebens, sanft wie Liebe und bitter wie der Tod.

Eines Nachts, von der leidenschaftlichen Litanei ihres Peinigers verwirrt, warf sie sich plötzlich in die Arme ihres «Ehemannes» und weinte vor Kummer und Hoffnung. Am Tage zuvor hatte sie erfahren, dass es ein Komitee des Widerstandes gab. Gegen Morgen fiel sie zum erstenmal beruhigt in Schlaf.

In den dar auf folgenden Tagen versuchte sie, über das, was vor sich ging, Näheres zu erfahren. Sie musste schwören, Schlomo nichts davon zu verraten, und man sagte ihr, was im Gange war. Man bat sie, so zu tun, als habe sie sich eingewöhnt, als habe sie vergessen, was Treblinka in Wirklichkeit war. Da begann sie zu trinken, um sich selber zu täuschen, um sich Mut zu machen. Allmählich erwiderte sie Schlomos Liebe. Es war wie ein Rausch, wie Hoffnung, wie Leben und Glück. Auf ihre Weise war Malka denselben Weg gegangen wie alle Häftlinge, und nun wollte sie leben, wollte glauben, dass das Leben noch existiere, dass der Alptraum bald zu Ende sei, dass es irgendwo weit im Süden ein Land voller Sonne gäbe, dass jenes von ewig blauem Meer umspülte Land das Land der Juden sei. Sie wollte leben, glücklich sein, Kinder haben. Sie liebte. Sie wartete mit Ungeduld auf den Abend, auf den Augenblick des Wiedersehens. Und Schlomo, der sie zum Leben erwachen sah, war wie ausser sich vor Liebe.

Eines Nachts brachte sie es nicht mehr fertig, das Geheimnis der Revolte für sich zu behalten, und erzählte ihm, was sie wusste. In dieser Nacht war Treblinka für sie völlig verschwunden. Sie schmiedeten wahnwitzige Pläne. Sie nahmen sich vor, zusammen zu fliehen, sich bis Kriegsende in den Wäldern zu verstecken, nach Israel zu fahren, zu heiraten, in einem Kibbuz zu leben. Immer würde Sommer sein und der Himmel blau wie das Meer. Sie würden Kinder haben, schön wie der Sommer, heiter wie die Sonne, und eines Tages würden sie ihnen alles erzählen, damit sie sich immer daran erinnerten.

Sie hatten Treblinka vergessen, aber Treblinka hatte sie nicht vergessen. Perele war eifersüchtig auf Malka und denunzierte sie bei «Kiwe», als Malka betrunken war. Trunkenheit wurde in Treblinka mit dem Tode bestraft. Ausser sich vor Verzweiflung beschimpfte Malka «Kiwe», als man sie vor ihn führte. Das spielte sich während

des Tages ab, und Schlomo war nicht da. Ein Häftling, der gesehen hatte, dass Malka von «Kiwe» abgeführt wurde, informierte ihn sofort. Schlomo rannte zu «Kiwe» und flehte ihn an, seine Frau zu verschonen. «Kiwe» sah eine Möglichkeit, einen neuen Spitzel zu gewinnen, und geruhte, Malka am Leben zu lassen.

«Sie wird ins Lager II versetzt», entschied er.

Schlomo wusste, was das bedeutete, und bat «Kiwe» von Neuem um Erbarmen. Aber «Kiwe» wusste, was er wollte.

«Wenn ich mit dir zufrieden bin, kommt sie wieder zurück.»

Sofort dachte Schlomo an den Aufstand. Sie standen alle drei am Ende des Sortierplatzes, neben dem «Spital», Malka, «Kiwe» und er.

Malka blickte Schlomo durchdringend an. Sie sah ihn zögern und spürte, dass er bereit war, das Geheimnis preiszugeben. Er schien sie nicht zu sehen, mit gesenktem Kopf stand er da, schmerzzerrissen, unentschlossen.

Plötzlich hob er den Kopf, und sie begriff, dass er sich für Verrat entschieden hatte. Er wollte sprechen, aber sie kam ihm zuvor:

«Auf Wiedersehen, Schlomo! Auf bald, wenn alles zu Ende ist!»

Schlomo verstand nicht sofort, was sie meinte, aber er sah die Bitte in ihren Augen. Er stockte. Eine Weile blickten sie sich wortlos an.

Dann setzte Malka hinzu:

«Sag' nichts, Liebling, du machst alles kaputt...»

Schlomo begriff:

«Auf bald, Malka. Bald sind wir für immer zusammen.»

Sie lächelte ihm zu und wandte sich zum Gehen.

Als er sie Weggehen sah, wusste Schlomo, dass er ohne sie nicht weiterleben konnte, dass die Freiheit ohne Malka sinnlos war. Revolte, Rache, Freiheit, was ging ihn das an? Er wollte nur sie sehen, nur an ihrer Seite leben, irgendwo, irgendwie. Er war wie geblendet vor Liebe, nichts zählte mehr ausser Malka.

In den folgenden Tagen war er zehnmal drauf und dran, die Revolte zu verraten, aber zehnmal sah er Malkas Gesicht vor sich, den tiefen, gebieterischen, flehentlichen Blick. Gegen diesen Blick konnte er sich nicht auflehnen. Wenn er es täte, das wusste er, würde sie es ihm nie vergeben.

Der Einfall kam ihm eines Abends. Er sass in einer Ecke des Gettohofs und sah dem Rauch nach, der hinter der Böschung emporstieg. So sass er lange, wie jeden Abend und betrachtete den Rauch, der für ihn ein Symbol geworden war. Auf einmal wurde ihm klar, dass er ohne Malka sterben würde, und beschloss, ihr zu folgen. «Laika» hatte Urlaub; gleich nach seiner Rückkehr wollte er ihn bitten, ihn ins

Lager II zu versetzen. Auch dort würde er sicherlich sterben, sie aber wenigstens wiedersehen.

«Laika» brach in schallendes Gelächter aus, als Schlomo mit seiner Bitte kam. Er fand die Idee lustig und erklärte sich einverstanden, warnte ihn aber, dass er «drüben» nicht mehr Kapo sein würde, sondern den ganzen Tag Leichen schleppen musste. Schlomo war alles gleich; er war zu allem bereit, um Malka wiederzusehen.

Am folgenden Tag verliess er Lager I.

Von der ihm eigenen Dynamik getrieben, steigerte sich das «grosse Leben» weiter.

Insgeheim zunächst, dann in aller Öffentlichkeit entstand im Getto eine Art Nachtlokal. Dr. Ribacks Hochzeit hatte den Anstoss gegeben. Anfangs ging Gold allabendlich in die Schneiderwerkstatt, um bis zum Zapfenstreich zu musizieren, und die Privilegierten, die gewisse Freiheiten genossen, leisteten ihm Gesellschaft. Eines Tages nahm einer seine Frau mit, und bald kamen alle Frauen. Musik, Männer, Frauen: also begann man zu tanzen. Der Sommer nahte, das Tanzen machte Durst, also brachte man Getränke mit.

Als «Laika» davon erfuhr, dachte er gar nicht daran, die Sache zu unterbinden, sondern spendierte selber Getränke und ermunterte die SS, auch hinzugehen. Beim ersten Kontakt war die Stimmung etwas kühl, aber bald gelang es den SS-Männern, ihre Funktion vergessen zu machen, und man vergass sie. Nach dem Tanz kamen Kabarettvorstellungen. Zwischen Juden und SS-Männern war das Eis gebrochen. Das hinderte die SS-Männer nicht, tagsüber die Juden zu töten, aber die Aussicht, sich bald von ihnen trennen zu müssen, machte sie ein wenig sentimental. Man war ja so lange beisammen gewesen und hatte so viele gemeinsame Erinnerungen. Schliesslich war dieses Lager doch ihr gemeinsames Werk.

Der Anfang allerdings war schwer gewesen. Doch man hatte alles gemeinsam überwunden, hatte zusammen gelitten, wenn auch nicht auf ein- und dieselbe Weise, und nun kam die Trennung! Die Juden sollten sich zu ihren Brüdern gesellen, die SS-Männer in ein anderes Lager versetzt werden, mit Häftlingen, die sie nicht einmal kannten. Ach, wie schwer ist doch das Leben!

Andere hörten lieber den Juden in der grossen Baracke zu, wenn sie ihre sonderbaren traurigen Lieder sangen. Die SS-Männer sassen unter den Dachluken, lehnten sich an die Wand, gaben sich ihren sehnsüchtigen Träumen hin und lauschten gerührt den Liedern, die in der feuerroten Nacht von Tod und Hoffnung sprachen. Ein Lied liebten

sie besonders, ein Klagelied, das Kapo Meir wie ein nicht enden wollendes Schluchzen sang. Die ganze Traurigkeit der Welt floss in dieser seltsamen Melodie zusammen, die schrill wie ein herzerreissender Schrei emporschwang und dann immer leiser, langsamer und feierlicher wurde, wie bei einem majestätischen Begräbnis. Auch ein Volkslied mochten sie sehr, eine lange Klage an Gott, der sein Volk verlassen hatte. Das Lied fragte: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du uns verlassen?» Lange erklangen die jüdischen Lieder in den Baracken, und die wehmütigen SS-Männer hörten bewegt zu. Die bekannteste Ballade war die der «Jiddische Marne», die Geschichte einer armen jüdischen Mutter, die so sanft und gütig war, dass ihre Liebe auf die ganze Familie ausstrahlte. Ein anderes Lied sagte, auch der arme Jude in tiefster Not sei noch reich, denn er habe seinen Gott. Manchmal mischte sich in den Gesang das Schluchzen der Häftlinge, und die SS-Männer waren gerührt und teilnahmsvoll; doch am nächsten Tag schlugen sie wieder mit der Peitsche zu. Solche Gefühlsaufwallungen überdauerten die Nacht nicht. Man mochte eine schöne Stimme haben und konnte trotzdem eine schöne Leiche abgeben.

Der Höhepunkt der Festlichkeiten war zweifellos Arthur Golds Geburtstag. Ein riesiges Büfett stand in der Schneiderwerkstatt, und die Deutschen garnierten es eigenhändig. In Schönschrift geschriebene Einladungen gingen an den «Adel» des Lagers. Es sollte die grösste Veranstaltung des Jahres werden, und jeder liess es sich angelegen sein, im besten Anzug zu erscheinen. Die Kleiderlager waren zu diesem Anlass geplündert worden, selbst Smokings waren ans Tageslicht gekommen, Überreste eines Transports, der wahrscheinlich schon wieder zu Staub zerfiel, nachdem er erst Leiche, dann Asche gewesen war.

Auch Galewski, nun Rakowskis Nachfolger, nahm teil. Er war sehr blass, sein Gesicht von der langen Krankheit abgemagert, und er lächelte mühsam. Die Frauen hatten sich gegenseitig beim Frisieren geholfen und die schönsten Kleider des Warenlagers ausgesucht, kurz und schlicht für die Mädchen, lang und dekolletiert für die Frauen. «Kiwe» hatte seine weisse Jacke aus dem Schrank geholt «Laika» war in Hochform, redete viel und erklärte, was aus Treblinka nach dem Krieg werden sollte. Seinen Worten nach würde es prachtvoll sein.

«Wirklich, das Paradies», sagte Gold nichtsahnend.

Eiskalter Hauch schien da durch den Raum zu streifen. Es war der einzige heikle Augenblick dieses denkwürdigen Tages. «Laika» und Galewski überspielten ihn schnell.

«Ein irdisches Paradies», warf Galewski ein.

«Laika» lachte, und sofort war die gute Laune wieder da. Arthur Gold übertraf sich selbst bei den Trinksprüchen, die das Fest eröffneten. Er hielt es für angebracht, den Deutschen für die Art und Weise, wie sie die Juden behandelten, zu danken: «Manche», sagte er, «beklagen sich ein bisschen, aber sie vergessen, dass jedes Volk zuerst an sich selbst denken muss. Was die Deutschen tun, liegt im Interesse Deutschlands. Wer vermag zu sagen, ob ein anderes Volk, ja sogar unser Volk, unter solchen Umständen nicht genauso reagiert hätte ...»

Unterdessen hatten sich die Ukrainer der Stimmung angepasst. Da sie das Getto nachts nicht betreten durften, schauten sie gewöhnlich den Festlichkeiten durch das Hoftor zu. Anfangs kamen sie allein, dann brachten sie ukrainische Mädchen mit, die im Lager arbeiteten. Eines Abends holte ein Ukrainer seine Ziehharmonika, und die anderen fingen an zu tanzen. Das Schauspiel hatte die Juden angezogen, die mit dem Beginn des Sommers in ihrem «Nachtlokal» langsam erstickten. Die Nächte waren mild und sternenklar; wäre der ständig brennende Scheiterhaufen nicht gewesen, dessen hohe Flammen anklagend gen Himmel schlugen, hätte man glauben können, auf einem ukrainischen Dorfplatz am Johannistag zu sein. Nichts fehlte, weder das Sonnwendfeuer noch der Reigen noch die bunten Röcke oder die nächtliche Kühle. Man fand Kontakt zueinander. Man wollte einander nicht böse sein, selbst dann nicht, wenn man am nächsten Tag den anderen töten musste. Ganz im Gegenteil, die nächtlichen Ruhepausen mussten ausgenutzt werden. Die Juden wollten den Ukrainern nichts schuldig bleiben und brachten ihr Orchester mit. Sie stellten die Kapelle, und die Ukrainer tanzten. Seit zweitausend Jahren, in denen Juden und Ukrainer nebeneinander gewohnt hatten, waren sie zum erstenmal um ein Lagerfeuer vereinigt. Das alles hatte geschehen müssen, damit man nun entdeckte, dass sie schliesslich alle Menschen waren, und dass sich jüdische Musikanten durchaus imstande zeigten, ukrainischen Mädchen zum Tanz aufzuspielen. Schade, dass man sich bald trennen musste, also galt es, die Gelegenheit zu nutzen. Inzwischen tauschte man Flaschen durch das Gitter, bot einander Zigaretten an und sprach von den Dörfern, die man hatte verlassen müssen.

Das geschah im Juli, als Treblinka ein Jahr alt war. Aus dem Chaos entstanden, versank Treblinka in Wahnsinn. Achthunderttausend Menschen, Männer, Frauen, Kinder, Weise und Schwachsinnige, Schöne und Hässliche, Grosse und Kleine, alle waren ausgerottet worden. Die Verbrennung ihrer Leichen ging dem Ende zu. Der Vorhang senkte sich nach dem vorletzten Akt der Tragödie. Wie in den Epen

der Antike schlossen die Feinde Brüderschaft, ehe sie aufeinander losgingen.

Auch die Gettos hatten vor dem Untergang die rauschenden Feste gekannt, diesen Durst nach Vergnügungen, das rasende Verlangen nach Vergessen. Während in den Strassen Warschaus die Menschen nicht mehr die Kraft hatten, sich zu bewegen, und langsam Hungers starben, barsten Warschaus Nachtlokale vor Musik und hemmungslosem Gelächter.

Im Lager II hatte sich gleichfalls das «grosse Leben» etabliert. Während Djelio sich der militärischen Organisation widmete, war auf Adolfs Anregung das Lager zu einer Art Kirmes geworden. Den ganzen Tag gruben die Männer Leichen aus, schleppten sie weg und verbrannten sie. Und wenn die Arbeit beendet war, tanzten, sangen und spielten sie unter den wohlwollenden Blicken der Deutschen. Da die Nachmittagshitze die Arbeit in den Gruben unmöglich machte, begann die Arbeit nun um vier Uhr morgens und endete um ein Uhr mittags. Nach dem Mittagessen wurden die Häftlinge innerhalb des Gettostacheldrahts eingesperrt und konnten tun, was sie wollten.

Trotz der physischen Nähe der Leichen vollzog sich der Prozess genauso wie im Lager I. Schon vor Adolfs Ankunft hatten die Deutschen mit der «Aufheiterung» der Juden begonnen. Doch das Lachen blieb bitter, und die meisten Häftlinge boykottierten die Festlichkeiten – zur grössten Enttäuschung Karol Petzingers, der sie angeregt hatte. Mit Adolfs Ankunft änderte sich das. Im Gegensatz zu Lager I, wo ausser sonntags die Veranstaltungen nur von einer Minderheit besucht wurden, nahmen im Lager II alle daran teil. Lager I zählte etwa achthundert Häftlinge; Lager II dagegen nur zweihundert, die, ausser den Frauen, in derselben Baracke hausten. Da sie weniger zahlreich waren, kamen sie einander näher. Ausserdem konnten sie täglich den Fortgang der Verbrennung verfolgen, den Todeskampf des Lagers. Mit jeder Leiche, die sie zum Scheiterhaufen trugen und verbrannten, rückte ihr Ende näher. Sie wussten es.

Mit diesen Gruben, die sie eine nach der anderen öffneten, sahen sie ihr Lebenslicht schrumpfen. Indem sie an den Vergnügungen teilnahmen, täuschten sie die Deutschen; zugleich aber suchten sie in den Ausschweifungen das Grauen zu vergessen. Von Adolf inszeniert, wurden die Nachmittage ein ununterbrochenes Fest.

Gesang, Tanz, Glücksspiel lösten sich bis zum Abend ab. Die Frauen, von dem herrschenden Wahnsinn überreizt, stürzten sich in dieses wilde Leben, und bald fehlte nur noch die rote Laterne über

ihrer Tür. Plötzlich war eine zügellose Lüsternheit aufgebrochen, trotz der Nähe der Leichen oder gerade deswegen, trotz der Nähe des Todes oder gerade deswegen, trotz des Grauens, das jeden Tag beklemmend wurde, oder gerade deswegen.

Adolf und Djielo förderten solche Ausschweifungen. Djielo begnügte sich aber nicht damit, sie zu fördern, er nahm selber daran teil.

Sie hiess Mascha und war Ende April mit einem Transport Aufständischer aus Warschau gekommen. Was sie von der brennenden Stadt erzählte, die kämpfend starb, half mit, dass sich die Häftlinge ihrer selbst wieder bewusst wurden. Als Mitglied einer zionistischen Jugendgruppe hatte Mascha an dem Aufstand teilgenommen. In den Augen der Sklaven, der Häftlinge des Lagers II, wurde sie zum lebenden Symbol der Revolte.

Djielo, der sich bis dahin isoliert gefühlt hatte, fand in ihr einen wertvollen Verbündeten. Sie war von knabenhafter Gestalt, ihre Gesten wirkten schroff, ihr Gesicht leidenschaftlich. Djielo war körperlich und seelisch erschöpft. Erst lange Zeit nach seiner Ankunft war er zum Kapo ernannt worden, und da er niemanden kannte, blieb ihm anfangs der schwarze Markt verschlossen. Jetzt erst hatte er den Schock gespürt und die Fahrt in den Abgrund erlebt, die Adolf ihm bei seiner Ankunft in Treblinka erspart hatte. Später, angesichts der Skepsis der Häftlinge, hatte er das Gefühl gewonnen, dass seine Opferbereitschaft vergeblich war. Als er mit Mascha das erstemal über die Revolte sprach, warf sie sich schluchzend an seine Brust; bald darauf weckte sie in ihm neuen Kampfesgeist, und dann wurde sie seine Geliebte. Zögernd hatte er eines Abends mit Adolf darüber gesprochen. Adolf hatte ihn bestärkt:

«Erstens liebst du sie, und in Treblinka lieben zu können, ist etwas Unerhörtes. Zweitens passt es zu unserem Plan.»

Aber Djielo hatte einen letzten Offiziersreflex:

«Was werden die Männer sagen?»

«Dass du verdammtes Glück hast», erwiderte Adolf lächelnd.

Djielo schlug den Weg zum Haus der Frauen ein.

Dem Frühling folgt der Sommer. Die Gruben leeren sich, unaufhaltsam, in dieser Atmosphäre eines Alptraums, unter dem Gedudel der Musik.

Treblinka hat ein Jahr hinter sich, und jeder spürt, dass die Tage gezählt sind. Das Grauen der Häftlinge wächst. Die Deutschen scheinen den Wettlauf gegen Zeit und Tod, die allerletzte Phase der Vernichtung, gewonnen zu haben.

Da erklingt ein Schrei, der die Ereignisse beschleunigt. Am Freitag, dem 20. Juli 1943, stellt Lager II Lager I ein Ultimatum: *«Wir gehen an die letzte Grube. In vierzehn Tagen wird das Lager liquidiert. Wenn ihr in achtundvierzig Stunden keinen Termin festsetzt, lösen wir die Revolte aus.»*

26

Während die Feste immer ausgelassener wurden, befasste man sich in Lager II mit den letzten Vorbereitungen für die Revolte.

Sobald Djelo und Adolf ihr Entsetzen überwunden hatten, waren sie ans Organisieren gegangen. Die Anfänge waren mühsam und enttäuschend. Sie stiessen auf dieselben Schwierigkeiten, denen Galewski in Lager I begegnet war: denselben Egoismus, dieselbe Skepsis. Dr. Zimmermann war tot, niemand in Lager II besass noch moralische Autorität. Fluchtversuche, allein oder in Gruppen, erschienen als einziger Ausweg. Djelo und Adolf waren Aussenseiter, sie hatten die erste Zeit des Lagers nicht miterlebt und nicht miterlitten. Man bemühte sich zwar, ihnen das Leben ein wenig zu erleichtern, dennoch blieben sie Fremde. Die neuen Arbeitsbedingungen zermürbten sie, und es fiel ihnen schwer, die ständige Gegenwart der Leichen zu ertragen, die die anderen – aus Abhärtung oder Gewohnheit – nicht mehr zu sehen schienen. Eines stiess sie besonders ab: der «Arbeitsjargon» der Häftlinge. Es war üblich, die Lebenden schon als künftig zu tragende Leichen zu betrachten. Wenn ein Häftling zuviel ass, sagten seine Kameraden: «He, Mosche! Iss nicht so viel, du wirst dick. Denk daran, dass wir dich demnächst abschleppen müssen!» Als guter Transport galt ein Transport armer Leute, weil sie schon lange nichts mehr gegessen hatten und daher mager und leicht waren. Faulpelze nannte man «Kinderspezialisten». Die Ankunft der braunen, gutgewachsenen bulgarischen Juden war ein grosses Ereignis. Abends in der Baracke konnte man die Bemerkung hören:

«Schön waren sie, aber schwer!»

Djelo und Adolf war es zwar gelungen, ein paar Männer zu gewinnen, doch die überwiegende Mehrheit machte nicht mit. Einer ihrer ersten Rekruten war Schlomo Finkelstein, Chef der Strassenkehrerkolonie für den «Himmelsweg». Durch ihn hatten sie ihre erste Mel-

dung dem Komitee übermitteln können. Sie war kurz und bündig: «Gut angekommen in der Hölle.»

Dann gab es noch Herzlik und Wiemik, den Zimmermann. Aber weiter gingen die Kontakte nicht, und die beiden Höllenfahrer verloren schon die Hoffnung. Die Gruben leerten sich von Tag zu Tag. Da kam Mascha mit einem der ersten Transporte aus der rebellierenden Hauptstadt. Ihr Bericht vom Warschauer Aufstand hatte auf die Häftlinge des Lagers II denselben Einfluss wie Langners Aufruf im Lager I.

Das brachte alles ins Rollen. Abends in der Baracke erzählte man sich immer wieder die Geschichte des grossen Kampfes der Juden und bereicherte sie um tausend erfundene Details. Djielo spürte, wie alles um ihn her von Hoffnung und Phantasiegebilden vibrierte. Rasch entschlossen rief er in die dunkle Baracke: «Warum nicht wir?» Diese namenlose Stimme, die aus der Finsternis aufklang, traf die Häftlinge wie ein Schlag. So hätte Gott gesprochen. Die Gespräche verstummten, und in den Hirnen begann es zu arbeiten.

Djielo entwickelte nun einen Plan, während Adolf die Feste in Schwung brachte. Djielos Grundgedanke war einfach, da Lager II ja nicht die Hauptrolle spielen sollte. Nur eines war wichtig: jeder musste im entscheidenden Moment in der Lage sein, über den Erdwall zu gelangen. Djielo, Adolf und eigens dafür ausgesuchte Männer mussten sich um die Vernichtung der schwachen Bewachung kümmern. Mit den Deutschen und den Ukrainern, die sich im Hof befanden, würde man keine Mühe haben. Schliesslich waren es nur ein Dutzend Leute, und wenn man die Operationen gut aufeinander abstimmte, konnte man dank dem Überraschungseffekt mit ihnen schon fertig werden. Mit den Wachttürmen war es weit schwieriger. An jeder Lagerecke stand einer, und ihre Maschinengewehre bestrichen den ganzen Hof. Das hatte der Vorfall mit dem Raben bewiesen, der an einem Wintertag gekommen war, um an den Leichen zu picken.

«Wir müssen sie um jeden Preis unschädlich machen», hatte Djielo gesagt, «sonst gibt es ein Gemetzel. Wir können nichts unternehmen, solange die Vögel in ihren Nestern sitzen. Also müssen wir zuallererst die Wachttürme ausschalten.»

Zunächst war vorgeschlagen worden, sie in Brand zu stecken. Aber Djielo wies darauf hin, dass sich die Wachttürme gegenseitig Feuer-

schutz geben konnten und die drei anderen schiessen würden, sobald man sich dem ersten näherte. «Und ausserdem», hatte er hinzugefügt, «lässt sich ein Wachturm nicht anstecken wie ein Streichholz.» Das Problem schien unlösbar wie das von der Henne und dem Ei, doch dann fiel

dem Zimmermann Wiemik etwas ein. Sein fachliches Können hatte ihm einen gewissen Respekt bei den Deutschen und dadurch auch bei den Ukrainern verschafft. Er hatte die Ukrainer eingehend beobachtet und feststellen können, welche enorme Anziehungskraft Gold auf sie hatte. Er hatte es ausprobiert: der blosse Anblick des gelben Metalls versetzte sie regelrecht in Trance.

«Ihre Goldgier ist genau so gross wie ihre Angst vor den Deutschen», erklärte er. Sie sasssen weit hinten in der Baracke auf Wiemiks Pritsche; draussen glühte die purpurrote Nacht von Treblinka.

Wiemik liess den anderen Zeit zum Überlegen, dann erläuterte er seine Idee:

«Ich bin sicher, dass ein Ukrainer, wenn er ein bisschen Gold sieht, von seinem Turm herunterkommt. Vielleicht zögert er zu Anfang, aber bestimmt kann er der Versuchung nicht widerstehen. Wir könnten sie darauf dressieren. Man sollte es mehrmals ausprobieren, um Präzedenzfälle zu schaffen, und sie dann am Tag der Revolte alle damit herunterlocken.»

«Der Fuchs und der Rabe», meinte Adolf, aber niemand kannte La Fontaines Fabel. Er erklärte sie ihnen. Das literarische Beispiel überzeugte, und man beschloss, es zu versuchen. Die Ergebnisse waren sehr zufriedenstellend.

Und die Gruben leerten sich.

15. Mai; das Rückwärtszählen näherte sich der Null immer mehr. Unaufhaltsam rieselten die Körner der Sanduhr, zusehends schrumpfte das Lebenslicht. Djielo forderte das Komitee auf, den Startschuss zu geben.

Im Lager I war die Lage nicht gut. Rakowski war an der Macht, und sein Wirken behinderte das Komitee. Galewski erwiderte, man müsse warten.

Bald darauf wurde Rakowski erschossen, und Chackel brüstete sich, er werde Lager ältester werden. Das Komitee erschrak. Galewski zwang sich, gesund zu wirken. Die Schuhmacher fertigten ihm Sonderstiefel an, man beschaffte ihm aus dem Magazin ein Korsett, damit er sich aufrecht hielt, und jeden Morgen schminkte er sich, um seine Blässe zu verbergen. Als «Laika» vom Urlaub zurückkehrte, fiel er darauf herein und ernannte ihn von Neuem zum Lagerältesten. Die Nachricht wurde auf dem «Himmelsweg» dem Lager II übermittelt: «Macht euch fertig, in ein paar Tagen geben wir euch das genaue Datum.»

Und die Gruben leerten sich.

Die Feste waren in vollem Gange, da kam es im Lager II zu einem furchtbaren Rückschlag. Wegen der Hitze war die Arbeitszeit geändert worden, die Arbeit ruhte ab ein Uhr mittags. Von diesem Zeitpunkt an waren die Häftlinge in der Einfriedung um die Baracke eingesperrt, konnten also nichts unternehmen. Man musste einen Gegenzug ersinnen und vorläufig die Aktion einstellen.

Neue Nachricht: «Schwierigkeiten, alles rückgängig machen. Wir geben wieder Bescheid.»

Im Lager I verstärkten die Deutschen die Sicherheitsvorkehrungen. Das Komitee forcierte die gute Laune, um die Ungeduld der Häftlinge abzufangen. Verschiedene Punkte des ursprünglichen Plans wurden abgeändert: Rudek sollte sich mit seinen Männern des Panzerspähwagens bemächtigen und Yankel, sein Helfer in der Garage, den Treibstoffbunker sprengen.

Nach tagelangem Kopfzerbrechen fand sich im Lager II die Lösung: die «Trauungen» liefen gerade an; Djielo und Adolf entschieden, dass am Tage des Aufstands eine Trauung stattfinden musste. Damit bekämen sie alle Deutschen in die Hand, die in der Regel den Zeremonien beiwohnten. Man suchte einen Kandidaten, aber sie waren rar. Schlomek, der den Motor der Gaskammern schmierte, stellte sich zur Verfügung. Er war ein schwächlicher Mann, den die Arbeit vollends zermürbt hatte. Mascha trieb eine Braut auf. Sie hiess Esther, war klein und rundlich. Zuerst hatte sie sich geweigert, aber Mascha machte ihr begreiflich, wie wichtig es sei. Djielo liess Lager I wissen, dass sie soweit waren.

Antwort des Komitees: «Datum: letzter Montag im Mai.» Lager II antwortet, es habe verstanden, alles sei in Ordnung, man warte voll Ungeduld.

Und die Gruben leerten sich.

Der Sonntag vergeht in festlichem Rausch. In der Nacht schläft niemand. Montagmorgen, als die Häftlinge zur Arbeit aufbrechen, schrillt der klagende Pfiff der Lokomotive. Galewski steht auf dem Bahnsteig, als die Deportierten aussteigen. Viele sind schwer verletzt, Schusswunden, Verbrennungen. Die Deutschen und die Ukrainer behandeln sie bestialisch, erschlagen die Verwundeten mit dem Kolben, verstümmeln die Unverletzten. Es sind die letzten Kämpfer des Warschauer Aufstandes. Die Deutschen fürchten sie so, dass im Zug eine hundert Mann starke Eskorte mitgefahren ist, die offenbar im Lager bleibt. Galewski beschliesst, die Revolte zu verschieben: Das Kräfteverhältnis ist zu ungünstig. Der Gegenbefehl geht sofort an Lager II.

An diesem Tag lassen Deutsche und Ukrainer ihrer Bestialität freien Lauf. Auf dem «Himmelsweg» schlitzt Iwan, eine zwanzigjährige Bestie, mit einem grossen Säbel den Frauen von oben nach unten den Bauch auf. Andere wirft man lebend in die Flammen. Kinder werden zuerst hineingeschleudert, dann befiehlt man den Müttern, ihnen zu folgen. Manche stürzen sich von selbst in die Flammen, andere zögern. Mit dem höhnischen Ruf, sie hätten keine Mutterliebe, stösst man auch sie hinein. Die Häftlinge in beiden Lagern fiebern; die Geheimorganisation hat Mühe, sie zu zügeln. Adolf sieht sich gezwungen, einen Mann niederzuschlagen, der sich auf Iwan stürzen will. Iwan fängt die Frauen mit dem auf geschlitzten Bauch am Ausgang der Gaskammer auf und zwingt Häftlinge, sich auf sie zu legen und einen Liebesakt zu simulieren.

Am nächsten Tag richtet Djielo einen dringenden Appell an Lager I: «Beeilt euch, wir können die Männer kaum mehr zurückhalten.»

Das Komitee antwortet, man müsse warten, bis die Erregung nachgelassen habe, damit die Deutschen vergessen, dass die Juden einer Revolte fähig seien; damit die Häftlinge, ausser sich vor Hass, nicht alles im letzten Augenblick vereiteln.

Djielo ist es klar, dass der Plan mit der Trauung nicht mehr zu verwirklichen ist. Etwas anderes muss gefunden werden. Nach ein paar Tagen kommt ihm die Lösung.

Erstens: das Küchenkommando muss fragen, ob es Wasser aus dem Brunnen holen dürfe, der sich ausserhalb der Einfriedung befindet. Adolf muss sich den Wasserträgern anschliessen, die nur aus Vertrauensmännern bestehen. Zweitens: es muss dafür gesorgt werden, dass an diesem Morgen nicht alle Leichen auf den Scheiterhaufen gestapelt werden – koste es Schläge, soviel es wolle. Nach dem Mittagessen wird sich Djielo mit einer Gruppe entschlossener Männer freiwillig melden, um die Scheiterhaufen fertig aufzuschichten. Damit bleibt die Tür offen, so dass die Häftlinge leichter flüchten können.

Und die Gruben leeren sich.

Das Leben ging wieder weiter, zunächst langsam, dann immer schneller. In Treblinka löschten Leiden und Grauen die Erinnerung aus.

Neue verzweifelte Botschaft aus Lager II. Neue ausweichende Antwort des Komitees: «Spätestens in vierzehn Tagen.»

Das Fieber steigt, das Grauen wächst. Und die Gruben leeren sich. Der Termin rückt näher. Da ereignet sich ein alarmierender Vorfall.

Seit einigen Tagen lassen die Deutschen – als Vorbereitung zum letzten Akt – rund um das Lager, fünfzig Meter vom Stacheldraht

entfernt, ein Netz von Panzersperren errichten und mit dichtem Drahtverhau verbinden. Mit Bangen verfolgt das Komitee den Fortgang der Arbeit. Die Männer spüren, wie sich die Zange um das Lager schliesst, unerbittlich. Der Vorfall ereignet sich während der Arbeit, die das Tarnkommando zu erledigen hat. Kleinmann, Chef der Kampfgruppe dieses Kommandos, hat die Katastrophe nur durch ein Wunder verhindern können. Der Bau der Panzersperren machte die Rodung eines kleinen Waldes nötig. Dabei fand ein Häftling unter einem Baum einen Revolver. Als er ihn heimlich in seine Tasche stecken will, fällt Kleinmann der bläuliche Schimmer des Stahls ins Auge. Er tritt hinzu und erbittet sich den Revolver. Zuerst weigert sich der Häftling, fügt sich aber dann. Kleinmann nimmt die Waffe, aber ehe er sie in seinen Gürtel versteckt, betrachtet er sie genauer. Sie ist fast neu, und der Stahl ist noch blank. Das wundert ihn, und er zögert. Plötzlich begreift er: das ist eine Falle, eine Provokation. Er gibt die Waffe dem Häftling zurück, befiehlt ihm, sie wieder hinzulegen, einen Augenblick zu warten, so zu tun, als hätte er sie eben gefunden, und sie dem SS-Mann zu geben. Während der Mann das tut, beobachtet Kleinmann den Gesichtsausdruck des Deutschen. Jetzt ist er sicher, dass es eine Falle war.

Das Komitee tritt abends zusammen. Galewski berichtet die Sache mit dem Revolver. Die Schlussfolgerung ist klar: Die Deutschen ahnen nichts, sind aber auf der Hut. Wären sie im Bilde, hätten sie das Lager, das sie kaum noch brauchen, schon vernichtet. Dennoch: sie sind misstrauisch, die Provokation beweist es. Die Männer des Komitees geraten hart aneinander. Rudek will sofort aufs Ganze gehen. Galewski möchte warten, um das Misstrauen der Deutschen zu zerstreuen.

Rudek war ein einfacher, furchtloser Mann. Seiner Ansicht nach verbarg sich hinter Galewskis ausgeklügelter Strategie nichts als Angst. Alle seine Schachzüge sollten nur die Ohnmacht des Komitees bemänteln, dessen Mitglieder, alles alte Männer, lieber reden als handeln. Er, Rudek, spricht für die Männer der Kampfgruppen.

«Ihr präpariert die Revolte, wie man den Talmud studiert! Das ist kein Aufstandskomitee, das ist eine Yechiva.» Galewskis Argumente aber haben auch ihr Gewicht. Er erinnert an den ersten fehlgeschlagenen Versuch, an die Vorahnung, die er hatte, und erklärt dann, dass die Revolte nur gelingen kann, wenn die Überraschung vollständig ist.

«Wenn die Deutschen auf der Hut sind, haben wir nicht die geringste Chance, und dann kommt keiner mit dem Leben davon. Wir dürfen unser Ziel nicht aus den Augen verlieren: wir wollen nicht unseren Tod selbst bestimmen, sondern soviel wie möglich aus Tre-

blinka herausbringen, damit mindestens einer von ihnen überlebt und über alles berichten kann! Wir sind nicht lebensmüde! Unser Ziel ist nicht Selbstmord. Wir haben eine Mission zu erfüllen. Ich pfeife auf den Tod! Aber ich will, dass einer von der Tragödie unseres Todes berichtet.»

«Du hast schon längst kein Rückgrat mehr!» schreit ihm Rudek ins Gesicht. Aber er fügt sich. Das Komitee beschliesst, noch zu warten.

Und die Gruben leeren sich. Das Fest ist in vollem Gange.

In dieser übersensiblen Welt, in der die Reizbarkeit ihren Höhepunkt schon längst überschritten hat, ist alles wie ein Alptraum und zugleich wie ein Wunder. Jeden Tag steht das Komitee am Rande des Abgrunds, vor der Katastrophe, der man immer nur knapp entgeht. Eines Tages glaubt Kurland, dass diesmal alles verloren ist.

«Laikas» natürliches Ausleseverfahren wurde immer noch angewendet. Zumeist fand die «negative Auslese» während des Abendappells statt. An diesem Abend beschloss «Kiwe», eine ganze Werkstatt zu liquidieren, in der überwiegend körperlich schwache Häftlinge arbeiteten. Die Werkstatt hatten die Arbeiter selbst ins Leben gerufen, um ihren erschöpften Kameraden leichtere Beschäftigung zu verschaffen. Die Arbeit war in der Tat ebenso leicht wie unnützlich und bestand darin, Topfhenkel und -stiele schwarz anzumalen. Warum auch nicht? Lange hatten die Deutschen ein Auge zugeedrückt, aber eines Tages holten sie sich die Häftlinge dieses Kommandos und brachten sie ins «Spital», vielleicht um sich Arbeit zu sparen, wenn einmal die Stunde der Ausrottung aller geschlagen hatte.

Unter ihnen befand sich Kronenberg, ein ehemaliger Journalist aus Warschau. Er war ein Mann mittleren Alters, krank, völlig erschöpft. Als er an der Grube stand, packte ihn plötzlich ungeheurer Lebenswille und entsetzliche Todesangst. Er wusste, dass die Revolte bevorstand, und die Erkenntnis, so kurz vor der Befreiung zu sterben, ging über seine Kraft. Alles überstanden zu haben, um in diesem Augenblick zu sterben, das war unmöglich, das war zu ungerecht! Soviel Mühsal umsonst! So viele Qualen, um dennoch sterben zu müssen, und gerade in dem Augenblick, da das Leben von Neuem begann!

Er hob den Kopf und beschwor den Ukrainer, ihn zu verschonen. Der Ukrainer, der das Gewehr schon angelegt hatte, hielt inne, überrascht, einen Juden zu sehen, der sich gegen den Tod auflehnte. Kurland hörte die klagenden Schreie und trat rasch aus der Baracke. Das Opfer verstummte, und einen Augenblick sahen die drei Männer einander an. Dann setzte das flehentliche Bitten wieder ein, die klagende Stimme steigerte sich ins Rasende. Das Gewehr des Ukrainers hob

sich wieder, zielte auf den Nacken des Häftlings, der jetzt nur noch stammelte. Kurland witterte die Gefahr, noch ehe sie eintraf.

Kronenberg warf den Kopf zurück und schrie:

«Verschont mich, lasst mich leben und ich sage euch, was hier los ist!»

Ohne auf ihn zu hören, wollte der Ukrainer abdrücken, als Kronenberg mit letzter Kraft herausschrie:

«Die Männer hier revoltieren! Sie wollen das Lager zerstören.»

Der Ukrainer stockte. Totenblass wagte Kurland ein verzweifertes Manöver. Er ging auf den Ukrainer zu und gab ihm ein Zeichen; der Ukrainer wandte sich ihm zu. Lächelnd, mit wissender Miene, tippte sich Kurland mit dem Zeigefinger an die Schläfe, um zu zeigen, dass Kronenberg verrückt sei. Der Ukrainer erwiderte das Lächeln und drückte ab.

«Armer Kerl», sagte Kurland. «Er war nicht mehr ganz klar im Kopf. Für ihn ist der Tod eine Erlösung.»

Die anderen Todeskandidaten hatten die Szene verfolgt. Sie senkten den Kopf und murmelten das «Chema Israel», «Höre Israel, der Herr unser Gott ist Herr allein». Der Ukrainer schoss ein zweites, ein drittes, ein viertes Mal, und jedesmal wurde das Gemurmel leiser und schliesslich verstummte es. Der Ukrainer richtete sich auf, lächelte. Seine Arbeit war getan. Als Kurland die Szene dem Komitee vortrug, schauderte es ihn noch immer.

Und die Gruben leeren sich.

Allmählich verloren die Häftlinge die Nerven. Das Tarnkommando versuchte zu rebellieren. Im Wald gingen die Männer eines Tages langsam auf die Wachtposten zu. Kleinmann hatte grösste Mühe, sie aufzuhalten, ehe die Ukrainer es merkten, und zu verhindern, was nicht wiedergutzumachen gewesen wäre. Es war wie ein Dressurakt.

Kein Wort fiel, alles spielte sich mit Blicken ab. Kleinmann setzte sich durch, doch er wusste, das nächste Mal würde er die Männer nicht mehr in Schach halten können. Abends ging er zum Komitee.

«Die Männer sind am Ende. Jeden Moment kann es losgehen. Wir sind nicht mehr Herr der Bewegung, die wir ausgelöst haben.»

Die Gruben leeren sich. Treblinka gleicht einem Pulverfass.

Im Lager II ist es noch schlimmer. Abends in der Baracke sprechen die Männer nur noch vom Aufstand. Bisher hatte Adolf die Lage in der Hand, nun droht sie ihm zu entgleiten. Er selber ist zutiefst erschüttert von den grauenhaften Szenen, die er bei der Ankunft der

letzten Warschauer Aufständischen miterlebt hat. Er organisiert noch mehr Belustigungen, um die Männer abzulenken, deren Nerven zum Zerreißen gespannt sind. Alles ist nun erlaubt. Adolf spornt dazu an, denn er hat keine Wahl, und er weiss, dass er für nichts mehr bürgen kann, wenn er die Zügel verliert. Das Geheimnis kann bei jedem belanglosen Wortwechsel preisgegeben werden. Jeden Abend mischen sich die Deutschen unter die Häftlinge, und jeden Abend zittert Adolf, einer könne auf einen Deutschen losgehen und ihm sagen, die Stunde der Abrechnung sei nicht mehr fern. Aber er weiss auch, dass die rasende Maschine explodieren wird, wenn er versucht, sie anzuhalten. Seine einzige Chance liegt in der Flucht nach vorn. Die Frauen schlendern jetzt unter den Zurufen der Häftlinge halb nackt über den Hof. Bei der Arbeit in der Waschküche ziehen sie sich ganz aus. Dieses Schauspiel macht die Häftlinge vollends verrückt. Aber Adolf pfeift auf die Moral. Ihm ist alles recht, wenn nur seine Männer abgelenkt sind.

Jeden Abend bittet er Djielo, Notrufe an Lager I zu senden. Tag für Tag lässt Djielo das Komitee dringender um einen festen, endgültigen Termin bitten.

Und die Gruben leeren sich.

Das Komitee will noch warten; es scheint geblendet, vom Schwindel ergriffen angesichts der Mächte, die es entfesselt hat und nicht mehr zu kontrollieren vermag. Nach Galewskis Ansicht wäre es Wahnsinn, den Aufstand in diesem Augenblick auszulösen. Die Überwachung sei zu streng, die Stimmung zu gespannt. Seine Antwort ist immer dieselbe: zuerst muss man die Männer beschwichtigen, deren Nervosität das Misstrauen der Deutschen steigert. Aber die Juden sind nicht mehr zu beschwichtigen. Die Unwirklichkeit dieser Welt, das Warten auf die Revolte, der nahe Tod, alles fliesst in eins und verwandelt sie in Fackeln.

Sogar die Männer der Stosstrupps verlieren ihre Kaltblütigkeit. Weinstein und einige andere haben mit dem Vorsteher des Werkzeugmagazins – wegen seiner Hässlichkeit «Affe» genannt – beschlossen, einen Tunnel zu bauen. Das Magazin grenzt an die Häftlingsbaracke. Sie haben die Schlafplätze gewechselt und sich auf der Pritsche versammelt, die entlang der Trennwand zwischen Baracke und Magazin verläuft. Unter der Wand haben sie einen Gang gegraben und schleichen sich Nacht für Nacht abwechselnd in das Magazin, in dem der Tunnel endet. Die ausgeschachtete Erde wird nur oberflächlich versteckt. Bei der geringsten Untersuchung kann sie entdeckt werden.

Und die Gruben leeren sich.

In Lager II wird die gesiebte, noch einmal verbrannte Asche der Leichen mit Sand vermengt und die leeren Gruben damit aufgefüllt. Darüber wird Rasen gesät; Wege mit weissem Kies werden angelegt, und schliesslich wie in einem öffentlichen Park Holzbänke aufgestellt. Jede Spur von dem, was Treblinka einmal war, verschwindet.

Und die Gruben leeren sich.

Angesichts des friedlichen Parks bemächtigt sich der Häftlinge eine seltsame Beklemmung. Nicht nur der Tod droht ihnen, sondern auch das Nichts; vernichtet sind Menschen, Spuren, Erinnerungen. Die Angst vor dem Tode verschwindet in der Angst vor dem Nichts. Der Tod ist ein natürliches Phänomen, ist Teil des geschichtlichen Werdens. Das Nichts lässt den Menschen in den Abgrund blicken, der vor der Erschaffung der Welt bestand. Vor dem Nichts existiert nichts mehr.

Der Gesang ist zum Schrei geworden, der Tanz ein barbarischer Ritus.

In dieser Atmosphäre wird die letzte Grube geöffnet. In ihr liegen zehntausend Leichen. Zehntausend Leichen, das heisst vierzehn Tage. In vierzehn Tagen wird Treblinka liquidiert. Es ist der 30. Juli, ein Freitag. «Laika» ist eben auf Urlaub gefahren. Djielo stellt das Ultimatum.

Die Antwort kommt am nächsten Tag: *«Montag, 2. August 1943, beständigen Vereinbarung morgen auf dem üblichen Weg, Parole: Revolution in Berlin!»*

Der Tag hatte kein Ende nehmen wollen. Es war ein schöner, heisser Tag gewesen, der Abend war mild und hell. Langsam brach die letzte Nacht über Treblinka herein.

Im Lager II war es Schlomo gelungen, sich mit Malka für wenige Augenblicke in einer dunklen Ecke des Hofes zu treffen. Die Kehle war ihnen wie zugeschnürt, und sie vermochten kein Wort zu sprechen. Schweigend hielten sie sich an der Hand. War das Ende Treblinkas das Ende ihrer Liebe? Malka schien erschöpft und lehnte sich mit geschlossenen Augen kraftlos gegen die Umzäunung, als wolle sie hier und jetzt sterben. Bevor Schlomo sie verliess, drückte er sie heftig an sich:

«Morgen komme ich und hole dich ab. Wir fliehen zusammen.»

«Ja, ja, wir fliehen zusammen», erwiderte sie mechanisch.

Schlomek Blumenthal, früher Dr. Zimmermanns Helfer, lag auf seiner Pritsche. Eine Knochenkrankheit hatte seine Gelenke gelähmt, und er konnte weder Arme noch Beine beugen. Nur mit grosser Mühe konnte er noch gehen. Es war ein Wunder, dass die Deutschen ihn nicht hatten töten lassen. Aber was änderte das schon? Er wusste, dass er am kommenden Tag nicht fliehen konnte und so oder so sterben musste. Stumm sah er zu, wie der Flammenschein der Scheiterhaufen auf der Barackenwand spielte. Er wollte nicht einschlafen. Morgen würde er ja für immer schlafen.

Joseph Rapoport lag dicht neben Passamonik, seinem Kameraden, und versuchte, seiner Aufregung Herr zu werden. Sobald er die Augen schloss, sah er ein von Flammen verwüstetes Lager. Da er sich aber jede Erinnerung an die letzten Stunden von Treblinka fest einprägen wollte, schlug er sie sofort wieder auf. «Ich darf nichts vergessen, ich muss alles behalten», sagte er sich unaufhörlich; doch in seinem Hirn

strudelten die Bilder wie ein rasender Sturzbach durcheinander. Er stellte sich Fragen, um die Flut seiner Erinnerungen einzudämmen, um sich zu vergewissern, dass er nichts vergessen hatte: «Meine Ankunft?» Nichts, ein Loch; er weiss das Datum nicht mehr. Er denkt nach: «Ach ja! Es war an Roch Hachana, nein, am Tag davor; ja, jetzt weiss ich wieder, am selben Abend hat Berliner Bielas erstochen ...» Den Zügeln seines Willens nicht mehr gehorchend, spulen sich die Erinnerungen ab wie eine irre gewordene Spindel. Wieder erlebt er die schreckliche Nacht der Ängste; die Erinnerung wird zum Alptraum, er klammert sich an Passamonik. Wieder sieht er sich in Lager II ankommen, wieder schreckt er zurück vor den Leichenbergen. Und Erwin taucht auf, der sadistische SS-Mann, der aus reiner Freude täglich fünfzig Häftlinge umgebracht hat: Von einem kleinen Sandhügel aus rief er die Auserwählten zu sich; um es schneller hinter sich zu haben, stürzten sie Hals über Kopf los und zogen sich unterdessen schon aus. Wenn sie vor seinen Füßen standen, waren sie nackt. Das war Befehl; wer nicht nackt war, wurde totgeprügelt, wer zu langsam kam oder den Kopf nicht tief genug neigte, ebenfalls. Dann hatten die Häftlinge «es raus». Wie ein Mann rannten sie hin, zogen sich aus dabei, knieten nieder und senkten den Kopf. Die «Glücklichsten» starben sofort. Es ging wie ein höllischer Tanz.

«Schläfst du?» flüsterte Passamonik.

«Nein, ich habe einen Alptraum gehabt. Weissst du noch, wie der Rabe kam?»

«Ja.»

«Noch nie hat jemand soviel durchgemacht wie wir.»

«Nein.»

«Glaubst du, dass wir es schaffen?»

«Ja.»

«Und dass wir uns eines Tages Wiedersehen?»

«Nein.»

«Morgen schlafen wir im Wald, auf Moos, mit hohen Bäumen über uns. Und wie es duftet, wie still es ist; und wir schlafen, schlafen. Ich sehe mich schon dort liegen, zum Himmel blicken, dem Wind lauschen

und die Luft atmen. Wie schön das ist, Freiheit, wie schön, das Leben.»

«Ja.»

«Oder nicht?»

«Doch, aber vorher wirst du etwas erleben!»

«Wir kriegen sie doch, oder?»

«Ja.»

«Bist du sicher?»

«Ja.»

«Ach, Passamonik, gut, dass du da bist. Du bist mein einziger Freund.»

Djielo und Adolf hatten sich Seite an Seite auf der Pritsche ausgestreckt.

«So», sagte Djielo, «jetzt geht's zu Ende.»

«Für uns ja, für die anderen nicht. Es ist niemals zu Ende.»

«Was hältst du von dem Schlachtplan?»

«Es könnte schlimmer sein, aber wir haben immerhin Chancen, ein paar Leute herauszubringen.»

«Glaubst du, dass die Deutschen was ahnen?»

«Sie wissen nichts Genaues, aber irgendetwas ahnen sie. Sie sind misstrauisch. Bis jetzt haben sie uns in Hoffnung wiegen können, aber damit ist es vorbei. Jetzt gibt's keine Hoffnung mehr, die sie uns machen könnten. Jetzt müssen sie Farbe bekennen. Sie wissen, wie heikel das ist. Ich glaube, sie haben vor, das Lager mit Panzern zu umzingeln – am Tag der Liquidierung.»

«Na, da sind wir ihnen zuvorgekommen.»

«Knapp, knapp ...»

«Was ist mit dem Komitee los gewesen, was meinst du?»

«Vor lauter Perfektionismus sind sie zu keiner Entscheidung gekommen», sagte Adolf. «Eine typisch jüdische Eigenschaft: nichts tun, unter dem Vorwand, dass man es noch besser machen könnte. Ausserdem sind sie keine Tatmenschen. Und Angst und Erschöpfung haben mitgespielt. Du musst dir vorstellen, was sie seit der Ankunft der Deutschen durchgemacht haben: gelber Stern, Getto, Hunger, Schläge, die trügerisch entfachte Hoffnung, dann Treblinka, der Sturz in eine andere Welt, in das Grauen, in die verkehrte Welt.»

«Ja, ich glaube, ich verstehe. Seit meiner Ankunft ist mir manches klar geworden.»

Treblinka und seine vibrierenden Baracken erleben zum letztenmal, wie die Sterne im Westen versinken. Übermannt von Erschöpfung und Nervenanspannung fallen die Häftlinge gegen Morgen in Schlaf.

Im Lager I hatte Avraham Silber seine spärliche Habe sorgfältig verpackt: ein Stück Seife, eine Wolljacke und ein Paar Ersatzschuhe. Er hatte das Päckchen unter den Kopf gelegt, damit man es ihm nicht stiehlt. Erst lange danach war er eingeschlafen; ein Schlaf voll Angst und Hoffnung. Auf einmal hat er einen Traum. Das Lager ist nur noch ein riesiges Flammenmeer. Er will seine Freude und seinen Sieg hinausschreien, aber aus seiner Kehle kommt kein Ton.

Plötzlich schlägt er die Augen auf. Grelles Licht blendet ihn. Blinzeln dreht er sich um. Durch eine Dachluke trifft ihn die Sonne wie ein glühender Stachel mitten ins Gesicht. In diesem Augenblick be greift er, wo er ist und was bevorsteht. Zugleich vom Grauen der Vergangenheit und der Freude auf die Zukunft gepackt, schaudert es ihn und er weiss nicht, ob er jubeln oder weinen soll. Dann beginnt er zu beten, lobt den Herrn und dankt Ihm. Er weiss weder weshalb noch warum er Ihm dankt: dafür, dass Er diese leuchtende Sonne geschaffen hat, oder dafür, dass er sie schauen darf. Er hangelt sich zur Luke hoch, und fern, jenseits des dreifachen Stacheldrahtverhaus, sieht er die Aue, noch feucht vom Tau, und den Wald, wo der leichte Nebel sich in Schwaden auflöst. Er wird leben, er weiss es. Das Leben ist übermächtig, nichts kann ihm widerstehen.

Langsam belebt sich die Baracke; Silber geht zu seiner Pritsche zurück, streckt sich aus, bleibt regungslos liegen, in das Licht des strahlenden Tages getaucht.

Sechs Uhr. Der Appell beginnt. Herzl Weinstein kann den Blick von den beiden alten Bäumen nicht lösen, zwischen denen, schwarz und unbeweglich, die SS-Männer stehen. Die stummen Zeugen so vieler Tragödien strecken ihre knorrigen Äste zum Himmel: friedlich, gleichgültig. Seit Langem führt Weinstein mit ihnen einen grotesken Dialog. Als vertraute Kumpane seiner Not haben sie ihm immer mit derselben majestätischen Freundlichkeit zugehört, genauso wie heute. Im Winter kahl, scheinen sie, hochmütigen Krautjunkern vergleichbar, seit Frühjahrsanfang dicker und grösser geworden zu sein, sogar Farbe haben sie jetzt, ein schönes, tief dunkles Grün. Gerührt und respektvoll nimmt Weinstein Abschied von ihnen: «Lebt wohl, alte Kumpane, lebt wohl, meine schweigsamen Freunde, meine Zeugen, die ihr nur Augen hattet, zu sehen, aber keinen Mund, um zu reden.»

Galewski tritt vor, kerzengerade, eisern beherrscht, um der Schwäche nicht zu erliegen. Er bleibt stehen, schmal und müde. Seine Lippen öffnen sich, er spricht:

«Ein neuer Tag beginnt. Es wird nicht der letzte sein. Ich hoffe, dass jeder von euch sich bemüht, wie immer» – er wechselt den Tonfall –, «seine Arbeit nach besten Kräften zu tun.» Sein Gesicht erhellt sich, und alle Häftlinge sehen, wie er mit einem Auge zwinkert. «Unsere Dienstherrn, die Deutschen, haben ihr Versprechen gehalten, und die, die seit Langem hier sind, wissen, was sie für uns getan haben. Jetzt sind wir dran, unser Versprechen zu halten, unsere Arbeit anständig zu tim.» Er wendet sich zu den Deutschen und salutiert.

Neun Uhr. Heniek schlägt mit seinem Pferdekarren den Weg zur Waffenkammer ein. Nur die Sonne, die den Weg erleuchtet, lässt die Schatten anders fallen. Die Baracke, die Häftlingswachtposten an den beiden Enden, die Männer ein paar Meter dahinter sind dieselben. Nichts hat sich geändert seit dem letzten Mal. Fünf Monate ist es schon her ...

In der frischen, glasklaren Luft knirschen die Räder auf dem Kies, zögern, halten. Schwermütig erklingen die letzten Töne der «Tikwah». Das Fenster steht schon offen. Die drei Kisten tauchen gleichzeitig auf. Mit einer einzigen Bewegung stellt der Häftling sie auf den Boden des Karrens. Heniek, der abwechselnd die beiden Posten im Auge behält, spürt das dreifache Rucken des Wagens. Das Komitee hat angeordnet, auch Gewehre mitzunehmen. Heniek sieht die Kolben, einer nach dem anderen, auftauchen, sich umdrehen, verschwinden. Eine Hand erscheint, gibt ein Zeichen. Das Fenster schliesst sich. Der Karren fährt los. Kein Wort ist gefallen.

Der neue Plan sieht die Verteilung der Gewehre an zwei Stellen vor: am Kartoffelkeller und an der Garage. Als Heniek die Höhe der Garage erreicht hat, zügelt er das Pferd. Ein Häftling geht neben ihm her. «Fünf Gewehre», flüstert Heniek, ohne sich umzuschauen. Der Karren bleibt vor einem Müllhaufen stehen. Drei Häftlinge warten regungslos. Auf einmal bücken sie sich und greifen in den Müll auf dem Karren. Andere sind nähergekommen und bilden eine Kette bis zur Barackentür. Blitzschnell gehen die Waffen von Hand zu Hand. Die Kette löst sich auf, genauso rasch wie sie sich gebildet hat, und der Karren fährt weiter.

Die Hauptstrasse ist ruhig. Als Heniek in die «Aussiedlerstrasse» einbiegt, trifft er auf einen Deutschen. Der Deutsche schaut ihm ins Gesicht, Heniek hält den Atem an, da lächelt der SS-Mann ihm zu.

Der Kartoffelkeller. Wieder bildet sich die Kette, löst sich auf, fertig. Heniek sieht Galewski näherkommen und im Kartoffelkeller verschwinden. Im Vorbeigehen glaubt er, ein Lächeln auf dem Gesicht des Chefs zu erkennen. Vor Glück scheint ihm das Blut zu stocken, und plötzlich ist er wie gelähmt.

Zehn Uhr. Im Lager II hat die Arbeit schon lange begonnen. Djelo hat als Parole ausgegeben: möglichst langsam arbeiten, selbst wenn es Schläge gibt. Neben dem Scheiterhaufen türmen sich die Leichen. Djelo spielt seine letzte Komödie. Brüllend lässt er wahllos die Peitsche über die Rücken knallen, die sich im Zeitlupentempo bewegen. Aber weder Schläge noch Flüche können den Rhythmus beschleunigen.

Adolf geht von Gruppe zu Gruppe, als Verbrenner, dann als Transporteur, dann hilft er mit, die Säcke voller Asche auf das Sieb zu leeren. Er prüft alles, ermutigt, wiederholt die Anweisungen. Aber je mehr Zeit vergeht, desto drängender wird die Frage, die Angst in den Augen der Häftlinge, ein und dieselbe Frage, ein und dieselbe Angst: Ist es heute endlich soweit? Ist es der Tag des Todes? Ist es der Tag des Sieges?

Elf Uhr. Die Strassenkehrerkolonnie vom «Himmelsweg» ist heute nicht ausgerückt: der Kontakt mit Lager I ist unterbrochen.

Alles scheint gefährdet. Nur einer kann die Situation noch retten: Wiemik. Hören wir seinen Bericht*:

«Die für den Auf stand Verantwortlichen waren unruhig, denn wir hatten von Lager I über den Zeitpunkt des Losschlagens keine Anweisung bekommen. Ich konnte mich nicht still verhalten und musste mich ständig zusammenreissen, um keinen Verdacht zu erregen. Ich versuchte, mich auf meine Arbeit zu konzentrieren, aber mir war klar, dass wir verloren waren, wenn ich keinen Weg fand, mit Lager I in Kontakt zu kommen. Die Vorstellung, nach so vielen Qualen und so vielen Anstrengungen erbärmlich sterben zu müssen, war unerträglich. Es musste mir gelingen, meinetwegen, der anderen wegen, der ganzen Welt wegen, um mich und die anderen zu retten, um berichten zu können. Aus dem grossen Hof, auf dem meine Kameraden ihren endlosen Todeskampf erlitten, spürte ich die Angst aufsteigen, ich fühlte, wie sie mich würgte; Verzweiflung packte mich. Ich wusste, dieser Tag bedeutete für alle Zukunft Rechtfertigung oder Verdammnis für uns, die wir alles erduldet, bei allem mitgemacht hatten. In der sengenden Hitze entstieg aus Angst und Tod ein entsetzlicher Geruch ...

Endlich fand ich eine Lösung. Mein deutscher Vorgesetzter, dessen Name ich vergessen habe – wir nannten ihn ‚Braunhemd‘ – hatte wegen meiner Geschicklichkeit Respekt vor mir. Ich ging zu ihm und sagte, ich brauchte Bretter (das Holzdepot befand sich im Lager I). Das war unsere letzte Chance. Als er mir sagte, er wolle selber mit ein paar Männern hingehen, war alles wie leer in mir, und ich legte mich wie gelähmt hinten in der Werkstatt auf den Boden. Ich weiss nicht mehr, wie lange sie wegblieben, auch nicht, was ich unterdessen machte, aber als «Braunhemd» wieder im Türrahmen auftauchte, wollte ich weiterleben und weiterkämpfen. Und in diesem Augenblick

* 1944 in Warschau vom Jüdischen Koordinierungs-Komitee im Untergrund herausgegeben.

fiel mir meine allerletzte List ein. Ich prüfte die Bretter und mass sie aus, warf sie dann beiseite, als wäre ich enttäuscht, und sagte, sie passten nicht. «Braunhemd» fragte mich, ob er andere bringen sollte. Ich antwortete ihm, auf diese Weise könnten wir mit dem Hin- und Herlaufen einen ganzen Tag verlieren, und das Beste wäre, ich ginge selber hin. Er hatte offenbar seine Befehle, denn er schien verärgert. Ich setzte hinzu, mir sei es ja egal, und ich würde einfach Pause machen, wenn ich die Bretter heute nicht bekäme. Nach langem Zögern befahl er mir, selber hinzugehen.

Ich war lange nicht mehr im Lager I gewesen und wusste nicht, wie sie mich verständigen würden. Ich kam hinüber und sah mich nervös um, immer in Erwartung irgendeines Zeichens, und angstvoll suchte ich in den verschlossenen Gesichtern der Häftlinge, die mir entgegenkamen, nach einem Wink. Mein fragender Blick glitt an ihnen ab, ihre Gesichter schienen nichtssagend, gleichgültig, tot. Der Vorarbeiter im Holzlager war ein Jude um die Fünfzig; er trug eine Brille. Ich kannte ihn vom Sehen, wusste aber nichts über ihn. Als ich ins Depot kam, dachte ich, mein Vorhaben sei fehlgeschlagen. Der Mann sah durch mich hindurch, als ich ihn fragend anblickte, und sein Gesicht spiegelte nur Gleichgültigkeit, nur Gram über einen zu langen Todeskampf. Plötzlich fiel mir ein, wahrscheinlich sei der Termin verschoben worden. Während meine drei Helfer mit dem zuständigen Deutschen ein Gespräch einfädelten, um seine Aufmerksamkeit abzulenken, ging ich nach hinten, um Bretter auszusuchen. Es war dunkel, und nach dem blendenden Tageslicht konnte ich fast nichts erkennen. Da hörte ich eine flüsternde Stimme dicht hinter mir. Ich fuhr zusammen und wandte langsam den Kopf. Der Vorarbeiter stand neben mir. Er wiederholte mit regungslosem Gesicht: «Heute sechzehn Uhr' und setzte mit verhaltenem Atem hinzu: «Das Signal: die Explosion einer Handgranaten

Ich packte fieberhaft ein paar Bretter zusammen und bat meine Kameraden, sie mitzunehmen. Als wir wieder ans Tageslicht traten, traf mich die Sonne wie ein Stich.»

Im Lager II verbreitet sich die Nachricht wie ein Lauffeuer. Ein Gemurmel erhebt sich, Gebet und Klage zugleich, ein Grollen, das sich zu wilden Rufen steigert. «Heut zittert und erschauert die Welt, heut ist der Tag des Jüngsten Gerichts.» Die Peitschen zischen, die Knüppel sausen, immer schneller rennen die Männer. Während die grosse Grube klafft und Tod und Verwesung atmet, setzt die Sonne am wolkenlosen Himmel ihren glorreichen Lauf zum Zenit fort.

Zwölf Uhr. Im Lager I kehren die Arbeitskommandos zum Getto zurück, um den Napf Wassersuppe und das Stück steinhartes Brot in Empfang zu nehmen. Sie singen laut und falsch die Hymne von Treblinka. Die Männer wollen sich ihren Napf nicht holen, so verengt ist ihr Magen vom Warten. Die Gruppenchefs drängen sie unauffällig, vor dem Küchenschalter Schlange zu stehen. «Los, los, wie immer, alles muss wie immer sein.» Träge bildet sich die Schlange; fiebernd rückt sie kaum merklich voran. Sobald sie ihren Napf haben, setzen sich die Männer auf die staubige Erde. Niemand isst. Unter dem weissglühenden Himmel herrscht Totenstille.

Ein Uhr. Im Lager II geht die Arbeit zu Ende. Es ist nicht zu übersehen, dass die ausgegrabenen Leichen heute nicht alle verbrannt werden können. Herbert Floss tobt. Karol Petzinger droht. Der Geruch ist erstickend geworden, und die Männer wanken, betäubt von Hitze und Gestank. Manche kippen um. Da geht Djielo zu Karol. Er stellt sich freiwillig zur Verfügung, die Arbeit nach dem Mittagessen zu beenden. Eine Gruppe robuster Männer werde ihm helfen.

Der SS-Mann dankt ihm und verspricht ihm doppelte Ration. In der Stacheldrahtumzäunung lassen sich die Häftlinge zu Boden fallen, von der erbarmungslosen Sonne und der Spannung erschöpft.

Zwei Uhr. Die Häftlinge erwachen aus ihrer Betäubung und beginnen, wieder nervös zu werden. Ehe Djielo mit seinem Freiwilligenkommando die Arbeit wiederaufnimmt, gibt er Kalman, dem Barackenwärter, den Befehl, die Häftlinge in der Baracke einzuschliessen. Er geht hinaus, um die Scheiterhaufen aufzufüllen.

Der ukrainische Wächter schliesst die Umzäunung hinter ihm zu.

Zwei Uhr fünfzehn. Der Vorarbeiter der Küche geht zu dem ukrainischen Posten. Der Wassertank sei leer und müsse wieder gefüllt werden. Der Ukrainer hat nichts dagegen, dass die Tür offenbleibt, und das Hin und Her zwischen Küche und Brunnen, der ungefähr zwanzig Meter ausserhalb der Umzäunung liegt, beginnt.

Zwei Uhr dreissig. Im Lager I hat die Hitze Deutsche und Ukrainer verjagt; sie sind zum Mittagsschlaf gegangen. Kurland ist allein in der kleinen Baracke des «Spitals». Er packt seine Papiere zusammen und langsam, schweren Herzens, verlässt er den Raum, um zum Komitee zu gehen. Er wird bald sterben, aber vorher muss er noch kämpfen. Hoffnungslosigkeit und Erschöpfung drücken ihn nieder. In der glei-

ssenden Sonne liegt öde und still das Lager. Kurland durchquert es mit langsamen Schritten, auf dem Weg zu seiner letzten Mission, seinem letzten Kampf.

Drei Uhr. Lager II. In der grossen Baracke herrscht stickige Hitze. Nichts regt sich. Die Spannung unter den Häftlingen hat den Höhepunkt erreicht.

Am Scheiterhaufen machen sie Djielos Männer schweigend zu schaffen.

Im Schatten des Brunnenrandes sitzen drei Ukrainer und lassen sich von den Juden aus der Küche Getränke bringen. Sie wechseln ein paar Worte mit ihnen und sind anscheinend voller Wohlwollen.

Am Fusse der Wachttürme sind andere Juden wie vereinbart dabei, ein Gespräch mit den Posten anzuknüpfen. In der Sonne blinkt es ab und zu goldschimmend in ihren Händen. Ein Ukrainer nach dem anderen steigt vom Turm herab.

Drei Uhr dreissig. Lager I. Auf den Wegen im Tiergarten schlendert ein SS-Mann, der keinen Schlaf finden konnte, auf und ab. Kapo Sudowitsch tritt auf ihn zu und spricht ihn an. Er antwortet; sie gehen miteinander fort. Avraham Silber, der in Hemdsärmeln auf dem Rasen hockt und an irgendetwas herumbastelt, sieht ihnen nach.

Einige Zentimeter über dem vor Hitze flimmernden Boden scheint das Desinfizierungskommando wie ein eigenartiger, fliehender Schatten über die weisse Fläche des endlosen Platzes hinwegzuschweben.

Drei Uhr vierzig. In der Schneiderwerkstatt, Treffpunkt von Galewski, Salzberg und Kurland, wartet man schweigend. Die Tür steht offen, draussen regt sich kein Lufthauch. Dem Hof zugewandt, das Gesicht vom Licht überflutet, versucht Galewski mit letzter Kraft die Fäden seiner Erinnerungen zusammenzuknüpfen. Alle Einzelheiten der Revolte ist er der Reihe nach durchgegangen und hat sich noch einmal vergewissert, dass alles in Ordnung ist. Nun beschwört er die schmerzlichen Bilder seines langen Leidensweges: die Begegnung mit Choken, mit Berliner, ihr erster Kampf, die Ernennung zum Lagerältesten, das Gefühl, gebraucht zu werden, die Freundschaft zu dritt in der Hölle; Chokens Flucht, Berliners Tod. Dann wieder Einsamkeit, die lange Nacht der Ängste. Adolf und Chorongicki, Kurland, Salzberg, Moniek und schliesslich Djielo. Der Winter, die Krankheit, der erste Aufstandsversuch, der Fehlschlag, die Transporte, die unaufhörlich ankamen, ohne Ende wie ein Leitmotiv, damit sie nicht vergassen,

dass ihr Beruf der Tod war. Der Frühling, die Feste, die neuen Aufstandspläne, der Sieg der Toten, ihre Auferstehung aus dem Grabe. Heute glaubt Galewski fest an den Erfolg und weiss, dass er in wenigen Stunden endlich sterben darf, gerechtfertigt, gerächt, beruhigt. Noch eine allerletzte Anstrengung, und alles ist vorbei. Schon lulkt ihn dieser Friede ein. Ein Vorhang von Tränen trübt seinen Blick und lässt die Welt um ihn her verschwimmen.

Plötzlich ein dumpfer, angsterfüllter Schrei. Die Baracke erstarrt. Galewski bebt.

«Kiwe», der Todesbote, betritt das Getto. Alle wittern die Katastrophe und verfolgen aus den Werkstätten, wie sich ihre Ahnung verdichtet. «Kiwe» geht watschelnd auf die Tür der Schlafbaracke zu. Die Dunkelheit verschluckt ihn. Die Zeit bleibt stehen.

Dreissig Sekunden, eine Minute, zwei Minuten. Ein Geheul. Bewegung in dem dunklen Viereck der Tür. Drei Schatten erscheinen im Licht, zunächst zwei mit gesenktem Kopf, dann «Kiwe».

Die beiden Häftlinge hatten sich in der Baracke versteckt. Sie drehen ihre Taschen um: Goldstücke fallen zu Boden. Galewski sieht, dass «Kiwe» die Häftlinge durch die Gettotür drängt und weiter in Richtung zum «Spital». Kurland denkt an Kronenberg und flüstert:

«Sie reden bestimmt. Rasch – schlagen wir gleich los.»

«Einen Freiwilligen, um ‚Kiwe‘ zu töten!»

Die Erstarrung löst sich. Alle melden sich überstürzt. Galewski nimmt Wolomanski, ehemals Taschendieb in Warschau, den Adolf zum Vertrauensmann gewählt hat. Das Einsatzkommando des Komitees verfügt über fünf Gewehre, einen Revolver und eine Handgranate, mit der das Signal gegeben werden soll. Wolomanski nimmt eines der Gewehre. Rennend durchquert er das Getto und bezieht Stellung an der Ecke der grossen Baracke. Er kniet nieder, legt an und wartet. «Kiwe» geht an der Gettoumzäunung entlang. In dreissig Meter Entfernung nimmt Wolomanski ihn aufs Korn. Er sieht sein Gesicht im Visier, erkennt jeden Zug. Der Zeigefinger schliesst sich langsam um den Abzug. «Kiwe» geht weiter. Noch knapp einen Millimeter, dann bist du tot.

In der Baracke ist die Handgranate abgezogen. Reglos hält sie einer der Männer zum Wurf bereit.

«Kiwe» kommt zum Anbau der Baracke. Wolomanski wird zu Stein, hält den Atem an, schießt. Das Gewehr schlägt zurück. «Kiwe» bricht zusammen. Die Stille zerreisst. Bedächtig legt Wolomanski ein zweites Mal an und schießt. «Kiwes» Körper zuckt auf und erschläfft.

Galewski schreit Wolomanski zu, sich auf den Boden zu werfen; die Handgranate springt, rollt, bleibt liegen und explodiert.

Die Revolte hat begonnen.

Der vorzeitige Alarm trifft das Lager wie ein Schlag. Kampfgruppen, Häftlinge, Deutsche und Ukrainer zucken zusammen, überrascht, unentschlossen, bestürzt stehen sie da. Das Echo der Explosion rollt noch lange nach und verhallt unendlich langsam.

Die Männer der Einsatzgruppen sind die ersten, die sich gefasst haben. Kaum formiert, rasen sie zu ihren Stellungen. Die erste Bö vor dem Orkan.

Plötzlich bricht der Donner los und wird zu einem brüllenden Unwetter. Dutzende von Handgranaten krachen. Die Luft zerreisst. Dann Schüsse – planlos, verstreut, wütend. Die Flammen schlagen empor, leuchten und prasseln. Von allen Seiten ein gewaltiges Hurra, der erste Freiheitsruf. Aber auch die Deutschen fassen sich wieder. Ihre Befehle überstürzen sich, die Ukrainer rennen, das Schiessen verstärkt sich. Dem regellosen Gewehrfeuer folgt jetzt das rhythmische Hämmern der Maschinengewehre. Der Kampf ist im Gang.

Der vorzeitige Alarm hat den Plan der Stosstrupps über den Haufen geworfen. Die Gruppenchefs wissen, dass alles mehr denn je von ihrer Opferbereitschaft abhängt. Umgeben vom Komitee stellt Galewski die Männer der Reservegruppen auf. Ihre Aufgabe: aus dem Getto ein verschanztes Lager zu machen, den Feind auf sich zu ziehen, um den Häftlingen die Flucht zu ermöglichen, und bis zum letzten Mann, bis zur letzten Patrone durchzuhalten.

Rennend, sich hinwerfend, springend, schießend kämpfen sich Rudek und seine Kampfgruppe durch die beissenden Rauchwolken und den Geschosshagel. Sie durchstossen Chaos und Verwirrung, ohne auf den Flammenvorhang zu achten, die Schreie der Verwundeten zu hören. Sie halten nicht an, auch nicht, wenn einer von ihnen zusammenbricht, im vollen Lauf hinterrücks von der Kugel eines Ukrainers getroffen. Das Gelingen der Revolte hängt von ihrer Schnelligkeit ab. Sie müssen den Panzerspähwagen neben der Wachbaracke unschädlich machen. Alles war vorgesehen, alles war geprobt. Ein Sperrfeuer soll verhindern, dass die Besatzung ihren Panzer erreicht. Doch die Revolte ist zu früh losgebrochen. Jetzt gibt es keine Pläne mehr; jetzt heisst es nur noch wie irrsinnig rennen, um den Panzerspähwagen vor der deutschen Mannschaft zu erreichen.

Rudek steht als erster im grossen Hof. Er sieht den Panzer in der

Sonne, ein riesiges, lebloses, schwarzes Insekt, und dahinter die Baracke der Wache. Er sieht, wie die Tür der Baracke aufgeht, eine graue Silhouette aus dem Dämmerlicht hervortritt. Rudeks Geschoss trifft den SS-Mann, als er noch zehn Meter von dem Panzer entfernt ist. Der Deutsche hält sich mit beiden Händen den Bauch und macht langsam noch ein paar Schritte. Mit aufgerissenen Augen sieht er zu Rudek und seinen Männern hin, die die Fenster der Wachstube unter Feuer nehmen, dann dreht er sich um seine Achse, bricht zusammen, seinen Leuten zugewandt.

Die Tür zur Wachstube wird zugeschlagen, aber sie schiessen aus allen Fenstern zurück. Rudek ruft: «Munition sparen!» und kriecht mit einem seiner Männer hinter eine Barackenecke. Die anderen, deren Angriff am anderen Ende des Hofes im Feuer jäh zum Stehen kommt, werfen sich zu Boden. Sie können weder vor noch zurück. Sie können nur noch ihre Patronen verschiessen und sterben. Rudek schätzt ab, wie lange es dauern kann. In einer knappen Viertelstunde wird der Rest der Panzerbesatzung gefahrlos die Wache verlassen können. Der Panzerspähwagen kann sich dann in Bewegung setzen und die Revolte niederwerfen. Die Kämpfenden werden in ihre lächerliche Verschanzung gehetzt, das Feuer des schweren Maschinengewehrs wird alles niedermähen. Der Mann, der bei Rudek ist, spürt dessen Hand auf der Schulter. Er sieht auf seinen Chef und glaubt, er sei schwerverwundet, so schmerzverzerrt ist sein Gesicht.

Rudek kann den Blick nicht von dem Panzer lösen. Einen Augenblick packt er die Schulter seines Kameraden so fest, dass er nicht weiss, ob er etwas sagen soll, ob Rudek eine Reaktion erwartet. Er scheint schwer zu atmen, lehnt sorgsam das Gewehr an die Barackewand und beugt sich vor. Wahrscheinlich weiss er nicht, dass er brüllt, als er über den Hof rennt. Doch seine Männer hören seinen Schrei und sehen, wie er nach wenigen Schritten stolpert. Aus allen Fenstern wird auf ihn geschossen. Als seine Kameraden ihm Deckungsfeuer geben, ist Rudek schon am Panzer.

Auf beiden Seiten hört das Schiessen auf. Etwas Unwirkliches geschieht. Der sonnenüberflutete Hof liegt still da, lauschend, wie eine Insel. Fast andächtig verfolgt Rudeks Gruppe, den Gewehrkolben an die Backe gepresst, wie ihr Chef auf den Panzer springt. Das geduckte Klettern scheint umso unwirklicher, als alle Vorsicht überflüssig ist, denn die stählerne Panzerung schützt ihn vor den deutschen Geschossen. Er hätte sich mit einem einzigen Schwung zum Panzerturm hinaufziehen können, stattdessen klettert Rudek langsam an der Flanke des Ungetüms empor. Er klebt an ihm, als wolle er mit ihm ver-

schmelzen – für den gefährlichen Augenblick, wenn er den Turm öffnen muss, um ins Innere des Panzers einzutauchen.

Als er oben ist und nur noch den Arm auszustrecken braucht, um den Lukendeckel zu erreichen, richten die Männer ihre Gewehre auf die Fenster der Wache, und ihr Fingergelenk wird weiss vom Druck. Sie hören von drüben das heisere Kommando und geben Feuer. Sie sehen nicht, wie Rudeks Hand den Deckelverschluss berührt und plötzlich zurückfährt, als wäre er glühend heiss. Das Feuer der Deutschen lässt nach, und Rudeks Männer sehen, dass seine Hand blutrot ist. Dann geht alles sehr schnell. Der Deckel klappt auf, unglaublich schnell und geschickt gleitet Rudek ins Innere, während ein Hagel von Geschossen jaulend auf der Panzerung abprallt.

Ist er hineingestürzt, vielleicht tödlich getroffen? Wieder herrscht Stille, eine Stille, die kein Ende zu nehmen scheint. Dann hört man ein eigenartiges Quietschen wie von schlecht geöltem, rostigem Eisen. Der Panzerturm dreht sich. Der Giftstachel der Kanone, der bisher auf das Lager gerichtet war, beschreibt langsam einen Halbkreis zur Wache hin. Die Juden, die am Boden liegen, hören die Angstschreie der Deutschen und sehen, wie Rudeks Feuerstösse die letzten unbeschädigten Fensterscheiben zerschmettern und die Bretter durchschlagen. Die Wache ist unschädlich gemacht.

Sie stehen auf, werfen einen letzten Blick auf den Panzer, rennen los, anderen Aufgaben, anderen Taten zu.

Yatzek und seine Gruppe haben, ohne einen Schuss abzugeben, die Garage besetzt. Sie nehmen das Gerüst auseinander, auf dem die Petroleumfässer stehen. Zu dritt, zu viert lassen sie die riesigen Stapel umkippen, die mit ohrenbetäubendem Krach zusammenfallen. Sie rollen die Zweihundertliterfässer zu der Erdaufschüttung vor der Garage. Von hier aus senkt sich das Gelände bis zu den deutschen Baracken. Sie schrauben die Verschlüsse auf. Das Petroleum sammelt sich zu einer Pfütze, einer anschwellenden Lake, wird zum Rinnsal, zum Bach, zum Flüsschen, das unaufhaltsam den Abhang zu den deutschen Baracken herunter fließt. Yatzeks Männer starren auf die Fenster und die Silhouetten, die man dahinter ahnt, und auf das Petroleum, das auf die Baracken zufließt.

Yatzek befiehlt seinen Männern, zurückzutreten. Sie gehorchen, verschwinden. Jetzt ist Yatzek allein. Er greift nach einer Stahlstange, geht mit schweren Schritten, zögernd und entschlossen, straff und ein wenig schwankend zur Benzinpumpe. Er schlägt zu, als wolle er eine Eiche fällen, und zerschmettert sie. Schwerer Benzindunst steigt auf.

Dann legt er die Stange hin und zieht die Handgranate ab. Er tritt zurück und dreht sich um. Er ist ganz allein und sehr blass. Er steht seinem Tod gegenüber. Yatzek erkennt ihn, stellt sich ihm. Dann hebt er langsam den Arm, hält inne und schleudert die Handgranate in den Benzintank. Es ist, als zerreiße die Erde von der Explosion, ein Flammeneisler schlägt auf, der Yatzek verschlingt. Aber das Flüsschen, das den sanften Abhang hinabströmt, verwandelt sich in einen reissenden, zerstörerischen Feuerstrom.

Die Wachttürme gehen nacheinander wie Fackeln in Flammen auf.

Im Lager II hatte Djielo als erster die Situation erkannt. Er hörte den ersten Schuss und blieb stehen. Als die Granate explodierte, rannte er auf den Brunnen zu und schrie mit aller Kraft: «Revolution in Berlin!» Das war das Signal. Die Juden stürzten sich auf ihre Wächter, die von den Wachttürmen heruntergestiegen waren.

Als Djielo am Brunnen ankam, sah er den letzten der drei Ukrainer in der Tiefe verschwinden. In der Überstürzung hatten die Männer zwei der Wachtposten samt Gewehr in den Brunnen geworfen. Djielo nimmt das dritte Gewehr und schießt auf die Baracke der Ukrainer.

Wiener kennt seine Aufgabe: den Motor der Gaskammern zerstören. Mit einem Benzinkanister in der Hand rennt er auf das Gebäude zu. Im Halbdunkel des Maschinenraums schimmert der gutgeölte Motor wie ein schlummerndes Ungetüm. Wiener gießt das Benzin aus und zündet ein Streichholz an. Die Explosion erschüttert die Luft, und dicker, schwarzer Rauch quillt durch die zersplitterte Tür ins Freie. Entstellt, mit zerfetzten Kleidern, taucht Wiener wieder auf. Er stolpert, macht ein paar Schritte, bleibt stehen, wankt und bricht zusammen, tot wie sein Hass.

Adolf schleicht sich zu den Gaskammern, um sie in Brand zu stecken. Plötzlich steht Iwan vor ihm, der sadistische Riese. Der Ukrainer scheint verwirrt und erstaunt, doch nicht verängstigt. Seine schwarzen Augen fixieren Adolf, Adolfs Hände, Adolfs Gürtel – nirgends eine Waffe. Iwan verzichtet darauf, den Revolver zu ziehen. Mit leicht gebeugten Knien und offenen Armen erwartet er den kleinen Juden, der auf ihn zuläuft. Iwan lächelt. Er fühlt sich wohl in seiner Haut, in seinem fetten, muskulösen, blutdurchströmten Körper. Ohne mit der Wimper zu zucken, wehrt er den Kopfstoss ab, den Adolf ihm in die Magengrube geben will, umklammert seinen Hals, hebt ihn und streckt ihn zu Boden, wirft sich auf ihn, zerdrückt ihn mit seinem ganzen

Gewicht und beginnt ihn zu erwürgen . . . Und so stirbt Iwan . . . Wenige Minuten später, als Djielo neben der Leiche seines Freundes steht, sieht er zuerst den breiten Rücken des Ukrainers und dann den Dolch, um den sich Adolfs Hand noch krampft. Unter Iwans Leiche liegt Adolf, tot. In seinen Augen ein Ausdruck, den Erwürgte sonst nicht haben. Als hätte Adolf im Augenblick des Sterbens nichts als Glück empfunden, weil es ihm noch gelungen war, den Dolch des Ukrainers zu greifen und ihn zu erstechen.

Karol Petzinger rennt. Er rennt ins Lager II. Mit erhobenen Armen, mit vor Überraschung und Angst verzerrtem Gesicht schreit er etwas:

«Schiesst nicht, ich bin es, Karol, euer Karol!»

In der Baracke am anderen Ende des Hofes, der verschlossenen Tür zugekehrt, steht Kalman. Sein Gesicht glänzt vor Schweiß, und seine Augen funkeln wie die eines wilden Tiers. Brüllend wirft er sich gegen die Tür: «Revolution in Berlin!» Der Schrei gellt in den lichtüberfluteten Hof. Karol Petzinger bleibt stehen.

Hinter Kalman faucht und brüllt die zu lange gebändigte Menschenmenge. Woge, Strom, Lava, Herde – die Juden, Sklaven, Helfershelfer, Helden oder Verdammte, auserwähltes, gebrochenes, vergastetes, verbranntes Volk, tausendmal getötet und tausendmal wiedererstandene zusammen geschweisste, geblendete, hasserfüllte, hoffnungsvolle Menschenmenge rast, tobt, wütet, zerreisst die Ketten – ein Orkan, eine Flut aus Hass, aus Hoffnung und Zorn bricht brüllend hervor – sie, die die Ihren im Stich liessen, ihnen die Zähne ausrissen, ihre Leichen verbrannten, ihre Knochen zerstäubten, sie, die Juden der totalen Kapitulation und des Wunders, die Juden des Todes, des Lebens, der Angst, des Glaubens, der leidenschaftlichen Hoffnung.

Karol Petzinger hebt den Arm höher, schreit noch lauter:

«Halt! Ich bin es, Karol!»

Wie eine irre gewordene, blinde, entfesselte Maschine, wie eine Herde in Panik, wie ein Tornado aus Hass rast die Menschenmenge über ihn weg, zertrampelt ihn und hinterlässt in ihrem Sog nur einen Fleck, schwarz, rot, weiss, zerrissen, zerschmettert.

Malka liegt regungslos mit weit offenen Augen auf ihrer Pritsche. «Malka!» brüllt Schlomo, während er die Tür aufbricht. Er sieht sie, läuft zu ihr: «Malka! Malka, schnell!» Sie antwortet nicht. Sie ist wie gelähmt. Die Aufregung war zuviel für sie; etwas ist in ihr zerbrochen. Ohne zu prüfen, ob sie lebt oder nicht, beugt sich Schlomo über sie, nimmt sie in die Arme und hebt sie auf.

Die ersten Häftlinge haben die Panzersperre erreicht. Sie werfen sich in den Drahtverhau und versuchen verzweifelt, sich aus ihm zu befreien. Die anderen trampeln über sie hinweg. Die Panik ist derart, dass nichts sie aufhalten kann.

Schlomek Blumenthal streckt die im Kniegelenk steifen Beine. Er ist der letzte, er wird sterben. Seine Augen trüben sich, aber er geht weiter, grotesk, wankend, schiebt er einen Fuss vor den anderen. Hinter ihm setzt von Neuem das Schiessen ein. Plötzlich geschieht das Wunder. Seine Kniee biegen sich, er kann gehen, er ist gerettet. Vor Freude, Angst und Erregung weinend, läuft er immer schneller dem dunklen Wald zu.

Das Lager ist leer. Djelo gibt seinen Männern Befehl zum Rückzug. Mascha ist bei ihm. Gebückt rennt er los, nimmt Richtung auf den Wald, in dem die ersten Häftlinge schon verschwinden. Plötzlich stösst Mascha an seiner Seite einen leisen Schrei aus. Sie stolpert und fällt. Djelo beugt sich zu ihr hinunter, da sieht er das Fahrzeug. Er hört Mascha flüstern: «Bring dich in Sicherheit, Djelo! Ich flehe dich an, für die anderen, für unsere Liebe!» Der Wagen voller SS, gepickt mit Gewehren und Maschinenpistolen, jagt hinter den unbewaffneten Häftlingen her. Noch zwei, drei Minuten, dann muss der Wagen sie eingeholt haben. Djelo hat begriffen. Er weiss, was er tun muss, und dass er dann den Wald nicht mehr erreicht. Noch neben Mascha knieend, nimmt er sein Gewehr vom Boden auf, legt an, zielt ruhig und schießt, ein-, zwei-, dreimal. Der Wagen schleudert und hält. Langsam fährt er wieder an, beschreibt eine weite Kurve auf dem freien Gelände und kommt immer schneller auf ihn zu, wie ein Raubvogel, wie ein angeschossener Eber. Djelo legt bedächtig an und schießt und schießt . . . Die letzten Häftlinge haben den Waldrand erreicht. Der Wagen wird grösser und grösser, und plötzlich schießt Djelo nicht mehr.

Lager I ist durch den Brand in zwei Teile getrennt. Im Norden sammelt Sudowitsch die letzten Männer; läuft mit ihnen den Häftlingen nach; im Wald holen sie die aus Lager II Geflohenen ein. Fast zweihundert sind sie nun. Sie zögern – sollen sie bleiben?, müssen sie weiter? Sudowitsch wird klar, dass dieser Zufluchtsort nicht den geringsten Schutz bietet, dass sie sich schleunigst verteilen müssen. Von nun an heisst es: Rette sich, wer kann. Seine Kampfgruppe hat während des Rückzugs schwere Verluste erlitten. Er kann nichts mehr tun. Er

schreit den Häftlingen zu, sich zu verteilen. Aber sie sind bestürzt, wie gebannt, umarmen sich, stammeln, wissen nicht, was tun. Da nimmt er das Gewehr, schiesst in die Luft und schreit: «Die Deutschen!» Das irrsinnige Rennen geht weiter.

Rudek liegt tot neben dem Panzerspähwagen. Er hat versucht, ihn anlaufen zu lassen, aber er konnte es nicht. Die Waffe des Sieges wurde zum Sarg. Als die Munition zu Ende war, versuchte er zu entkommen ...

Im verschanzten Lager hält das Komitee noch immer stand.
Die letzten Häftlinge fliehen.

Im Süden sind die Verluste noch schwerer als im Norden. Von den vier Gruppenchefs ist nur Kleinmann noch am Leben. Die letzten zehn, zwölf Kämpfer haben sich hinter dem ersten Stacheldrahtverhau neu gruppiert. Sie warten ab. Doch kein Häftling kommt mehr über die Böschung, die an dieser Stelle das Lager gegen die Eisenbahnlinie abschirmt. Sie zögern noch ein paar Minuten, dann führt Kleinmann sie schweren Herzens auf den Wald zu.

Die Deutschen und die Ukrainer haben sich wieder gefasst. Sie verfolgen jetzt die Häftlinge.

Die Kugeln umpfeifen Kleinmanns Gruppe, die den Geflohenen Rückendeckung geben soll. Instinktiv rennen die Männer schneller. Eine wohlbekannte Angst packt sie, die Angst vor den starken, unverwundbaren Deutschen. Unter den Geschossen werden sie wieder zu den Juden, denen man jahrhundertlang eingebleut hat: «Wenn dich ein Goi schlägt, schlag nicht zurück, dann lässt er dich leben.» Die alte Angst springt sie an, verzehnfacht durch die lange, schreckliche Versklavung, der sie eben erst entkommen sind, an der sie fast zugrunde gegangen wären. Sie rennen noch schneller. Vor ihnen die weite Ebene, ideal für Taubenschiessen. Dahinter: der Waldrand – der Hafen, den man erreichen muss. Sie rennen, und die ersten fallen, an der Schwelle der Freiheit. Kleinmann begreift, dass auf diese Weise keiner den Waldrand erreicht.

«Hinlegen!» brüllt er und wirft sich selber zu Boden, dreht sich um und schiesst auf die Verfolger.

Ein zweiter wirft sich hin, ein dritter, dann alle. Sie haben keine Angst mehr. Auge in Auge mit dem Feind eröffnen sie das Feuer.

Jetzt sind die Deutschen und die Ukrainer ohne Deckung, jetzt sind sie die Tauben. In der öden Ebene zeichnen sich ihre Silhouetten vor

dem flammenden Hintergrund ab. Bei der Verfolgung haben sie sich überallhin zerstreut. Die ersten brechen zusammen. Die zweite Gruppe, ungefähr hundert Meter dahinter, bleibt stehen, zögert, dreht um, läuft davon, wie von Panik ergriffen.

Die Juden hasten weiter dem Waldrand zu, als links von ihnen feindliche Verstärkung auf taucht. Die etwa fünfzig Mann starke Gruppe kommt auf sie zu. Kleinmann schätzt die Lage ab. Keine Deckung, keinerlei Chance. Das Wunder von vorhin wird sich nicht wiederholen. Sie müssen den Wald vor den Verfolgern erreichen. Tausend Schritte vor ihnen liegt der Waldrand, dunkel, verlockend. Die letzten Nachzügler tauchen gerade darin unter.

«Schnell!» schreit er. «Wir müssen vor ihnen da sein!»

Mit letzter Kraft erhöhen die Männer ihr Tempo. Die Deutschen haben Kleinmanns Manöver erkannt und versuchen, ihnen den Weg abzuschneiden; doch sie sind zu weit weg. Der Waldrand rückt näher, die Bäume werden grösser und grösser. Im Rennen können die Deutschen nicht schiessen. Kleinmann sieht jetzt deutlich die Böschung vor dem Waldrand.

«Schnell, schnell!» ruft er unaufhörlich, um die anderen anzufeuern, um sich selber Mut zu machen. Er sieht den Wald nicht mehr. Gebannt starrt er die Böschung an, die immer grösser wird. Plötzlich erhebt sie sich vor ihm. Wie am Ziel eines Hundertmeterlaufs springen alle gleichzeitig hinüber.

«In Deckung», flüstert Kleinmann keuchend. Die Männer haben begriffen. Sie werfen sich gegen die Böschung, der Ebene zugewandt, von wo die Deutschen sich nähern.

«Lasst sie dicht herankommen», flüstert Kleinmann. «Keiner schießt vor mir.»

Die Deutschen kommen näher. Selbstsicher laufen sie in Gruppen heran; sie sind auf der Jagd, nicht im Krieg. In seinem Visier sieht Klein sie grösser werden. Er denkt an Adolf, an das, was er ihm einmal gesagt hat: «Warte, warte, man schießt immer zu früh. Wenn du glaubst, der Mann ist schon über dir, zähl' langsam bis drei und dann schiess.» Kleinmann erkennt die Gesichtszüge des ersten, der direkt auf ihn zugerannt kommt. Eins, zwei, drei, der Mann bricht zusammen. Rechts und links fallen gleichzeitig Schüsse. Acht Deutsche liegen still auf dem kurzen Gras, wenige Meter vor dem Wald. Wie von ihrem eigenen Schwung mitgerissen, rennen die anderen weiter. Kleinmann gibt Feuer frei. Das Wunder geschieht ein zweites Mal. Die Deutschen treten den Rückzug an.

Da lässt Kleinmann den Kopf sinken und weint. Um ihn her bricht

der Jubel aus. Die Männer umarmen sich, weinen, schreien, wälzen sich am Boden. Sie sind frei, der Hölle entronnen.

Am anderen Ende der Ebene vergeht Treblinka in einer riesigen Feuersbrunst. Die Flagge auf dem Wasserturm weht noch immer über dem Flammenmeer. Dann fängt das Gebälk Feuer. Die Flammen züngeln hoch, der Turm bricht in sich zusammen. Die Hakenkreuzfahne reisst und verschwindet, von den Flammen verschluckt. Hier und da noch vereinzelte Schüsse, dann Stille. Galewski und seine Kameraden ruhen endlich in Frieden.

Die Revolte ist vorbei.

Der Abend bricht herein, Schatten senken sich über den Wald. Der Himmel leuchtet, stahlblau im Zenit, im Westen purpurrot. In der Ebene wogt das Steppengras in der aufkommenden Brise. Die Erde ist weich und duftet. Steif vor Erschöpfung, regen sich die Männer nicht und wünschen sich, die Zeit stünde still.

«Kameraden», ruft Kleinmann leise. «Auf! Wir müssen weiter. Vor uns liegt noch ein langer Weg.»

Nachwort

Alle Komiteemitglieder und die Mehrheit derer, die beim Aufstand des Lagers eine besondere Rolle übernommen hatten, kamen während der Revolte um.

Von den tausend Häftlingen, die sich im Lager befanden, gelang etwa sechshundert die Flucht in die nahen Wälder. Von diesen sechshundert lebten beim Eintreffen der Roten Armee ein Jahr später nur noch vierzig. Alle anderen waren im Laufe dieser zwölf Monate entweder von polnischen Bauern, Widerständlern der «Armia Krajowa», faschistischen ukrainischen Banden, der Gestapo, Deserteuren der Wehrmacht oder von Sondereinheiten des deutschen Heeres getötet worden. Die vierzig Überlebenden haben sich in alle Welt verstreut: Zweiundzwanzig leben in Israel, fünf in den USA, drei in Frankreich, drei in Polen, zwei in Kanada und jeweils einer in England, Deutschland, der Tschechoslowakei, in Australien und in Argentinien. Sie sind alle verheiratet oder wieder verheiratet und sind Väter mindestens eines Kindes.

Allein das Schicksal dieser vierzig Überlebenden könnte ein zweites Buch füllen, das tragisch wäre wie die Geschichte von Malka und Schlomo und burlesk wie die von Simon Fischer, der Sudowitschs Kampfgruppe angehörte. Malka und Schlomo lebten elf Monate in den Wäldern. Als sie erfuhren, dass die Russen vorrückten, brachen sie nach Osten auf, um die russischen Linien zu erreichen. Im Juli 1944 hörten sie schon die Artillerie. Eines Abends aber, als Schlomo weggegangen war, um Lebensmittel zu beschaffen, wollte eine Gruppe Polen Malka anfallen. Schlomo hörte ihre Schreie, rannte hinzu, um sie zu schützen. Malka gelang es, zu entkommen, bevor Schlomo der Überzahl erlag.

Nachdem der Ingenieur Sudowitsch seiner Gruppe den Befehl gegeben hatte, sich aufzulösen, gelang Simon Fischer mit acht Kamera-

den die Flucht. Die Gruppe besass drei Gewehre und zwei Revolver. Bis Dezember 1943 irrten sie durch die Wälder, holten sich bei den Einheimischen Lebensmittel und kämpften gegen faschistische Horden, rechtsextremistische Widerständler, Bauern und Deutsche. Ein solcher Hass erfüllte sie, dass sie bei jedem Zusammenstoss die Oberhand behielten. Vier von ihnen starben während dieser Kämpfe. Die anderen beschlossen, sich der Roten Armee anzuschliessen, und zogen ihr entgegen. Da trafen sie auf eine Gruppe linksextremistischer polnischer Partisanen, die einzigen, die keine Antisemiten waren. Ohne den Polen zu sagen, dass sie aus Treblinka kamen, schlugen sie vor, sich ihnen anzuschliessen. Die Partisanen waren einverstanden. Fischer und seine Kameraden kamen jedoch bald dahinter, dass die Polen ihnen stets die gefährlichsten Aufgaben übertrugen, und langsam wurden sie unruhig. Wenige Tage später kam es zum Bruch. Einer ihrer Kameraden war im Kampf gefallen. Sie hatten seinen Leichnam geborgen und sprachen gerade das «Kaddish», als sie die Partisanen drohend auf sich zukommen sahen. Sie hatten eben noch Zeit, zu ihren Gewehren zu greifen und die Partisanen zum Stehen zu bringen. Rückwärts gehend, den Finger am Abzug, nahmen die Juden von ihren «Verbündeten» Abschied.

Das war im Januar 1944. Ihr Wanderleben ging weiter.

Vier Wochen später trafen sie auf einen Bauern, der sich bereit erklärte, sie gegen hohe Entschädigung zu verstecken. Der Bauer lebte mit seinem Sohn allein auf dem Hof. Jeden Tag brachten sie •– der Vater aus Barmherzigkeit, der Sohn teils aus Gewinnsucht, teils, um für die Zukunft vorzubauen – Lebensmittel in das Versteck, das sie zuerst im Wald, dann im Garten, dann im Haus selbst angelegt hatten.

Die Rote Armee kam im Juli 1944. Der erste Offizier, den sie zu Gesicht bekamen, liess ihnen die Waffen abnehmen und behandelte sie als Kriegsgefangene. Nach einigen Tagen Gefangenschaft kam ein Hauptmann, der sie verhörte, und nach Treblinka brachte. Von dem Lager war nicht die geringste Spur geblieben. Sie konnten nicht einmal genau die Stelle bezeichnen, an der es gestanden hatte. Neues Verhör, schliesslich Entlassung. Sie zogen weiter, um mit der russischen KP Kontakt aufzunehmen, aber als sie ans Ziel kamen, war die KP verschwunden. Sie beschlossen, nach Lublin zu gehen, wo sich kurz zuvor eine provisorische Regierung gebildet hatte. Dort wurden sie von Sommerstein, einem jüdischen Minister der neuen Regierung empfangen. Es war ihr erster herzlicher, menschlicher Kontakt. Sie wurden für einige Tage gut untergebracht. Dann liess Sommerstein sie zu sich bitten und eröffnete ihnen in kurzer Ansprache, dass sie – dem jüdi-

schen Volke zu Ehren – in die polnische Armee eintreten müssten, die den Kampf gegen die Nazis fortsetzte. Sie erklärten sich einverstanden. Jeder wurde einer anderen Einheit zugeteilt. Die erste Fühlungnahme mit den polnischen Soldaten war kühl. Fischer fand sich damit ab – «dem jüdischen Volke zu Ehren» – bis er beim ersten Gefecht begriff, dass ihn, falls ihn die deutschen Geschosse nicht trafen, die polnischen Kugeln bestimmt nicht verfehlen würden. Er desertierte und gelangte nach Lodz, seiner Heimatstadt.

In seiner Wohnung lebten «Volksdeutsche», denen er zehn Minuten Zeit zum Verschwinden gab. In Lublin hatte er ein Mädchen kennengelernt, das er nun zu sich holte und heiratete.

Oktober 1946: Ein Sohn kam zur Welt. Fischers beschlossen, nach Palästina zu gehen, durchquerten Polen, die Tschechoslowakei, Österreich, Deutschland und Frankreich zu Fuss und gelangten im Juli 1947 in Port-de-Bouc an. Sie verbrachten einige Tage in einem Flüchtlingslager und erfuhren endlich, dass ein Schiff nach Palästina auslaufen sollte, ein alter Kasten, den nur noch die Farbe zusammenhielt, die «Exodus». Das Schiff legte nachts ab, um der Wachsamkeit der Engländer zu entgehen, die mit allen Mitteln die Überfahrt der Juden nach Palästina zu verhindern suchten. Trotz aller Vorsicht sahen sie bei Tagesanbruch einen englischen Zerstörer auf sich zukommen. Zwei weitere Schiffe tauchten im Laufe des Tages auf. Die «Exodus» machte sich auf ein Entermanöver gefasst. Da das Aufbringen auf offenem Meer als Piraterie gilt, warteten die Engländer mit ihrem Angriff, bis die «Exodus» in die Hoheitsgewässer Palästinas einfuhr. Der Kampf dauerte mehrere Stunden, und schliesslich wurde die «Exodus» im Schlepptau nach Haifa gebracht, wo die «blinden Passagiere» auf ein anderes Schiff verfrachtet wurden. Man sagte ihnen, sie kämen nach Zypern, doch nach acht Tagen auf See machten sie vor Marseille fest, wo man sie ausschiffen wollte. Sie weigerten sich, das Schiff zu verlassen. Die Engländer baten Frankreich um Unterstützung, Frankreich ergriff Partei für die Juden. Sie liefen wieder aus, diesmal Kurs Hamburg. In Hamburg blieben sie einige Tage in einem mit Stacheldraht umzäunten Internierungslager. Von dort wurden sie nach München in ein anderes Lager gebracht, wo die Aufsicht weniger streng war. Simon Fischer floh mit Frau und Sohn. Im Mai 1948 erreichten sie Marseille, wo sie erfuhren, dass der Staat Israel Wirklichkeit geworden war.

Sie nahmen das nächste Schiff und landeten am Morgen des siebenten Tages in Haifa. Fischer glaubte, seine Irrfahrt sei nun zu Ende. Doch am Fuss der Gangway brüllte eine Gruppe junger Soldaten der

Hagannah: «Frauen rechts, Männer links!» Er meinte zu träumen und wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er wollte seine Frau umarmen, doch der Menschenstrom riss ihn mit zu der langen Baracke, auf die ein grosser roter Davidstern gemalt war. Zehn Ärzte horchten ihn ab und untersuchten ihn eine Stunde lang; er wurde für diensttauglich befunden. In einer zweiten Baracke verpasste man ihm Uniform und Gewehr. Dann fuhr ein Lkw mit ihm ab. Als der Abend über den Negev hereinbrach, hielt der Lastwagen vor einem Schützengraben. Alle stiegen aus; ein Offizier trat zu den Neuankömmlingen: «Wir erwarten heute Nacht einen Angriff; wir müssen um jeden Preis die Stellung halten.» Nach einem raschen Abendessen fand Fischer sich im Schützengraben wieder.

Die Nacht war mild und der Himmel mit Sternen übersät.

Kurze Zeit nach der Revolte wurde das Lager Treblinka dem Erdboden gleichgemacht und der Boden umgepflügt. Alle Dokumente wurden vernichtet.

Um die Geschichte Treblinkas zu rekonstruieren, haben wir uns so gut wie ganz auf die Aussagen der Überlebenden gestützt. Es gibt tatsächlich fast ebensowenig Literatur wie amtliche deutsche Dokumente. Unseres Wissens sind nur drei Werke über Treblinka veröffentlicht worden: «Die Lager von Treblinka» von Rachel Auerbach; während des Krieges war sie Mitarbeiterin Emmanuel Ringelblums in Warschau und nach der Befreiung Mitglied der Untersuchungskommission über Nazi-Verbrechen in Polen; heute leitet sie die Ermittlungsabteilung im Institut Yad Washem in Tel Aviv; «A Year in Treblinka» von Yankel Wiernik, ein Augenzeugenbericht, der zuerst als Geheimdokument in Polen, dann vor Kriegsende in den USA erschien; schliesslich «Die Hölle von Treblinka» von einem Kriegsberichterstatter der sowjetischen Armee, der die ersten Zeugen vernahm.

Bevor wir die Augenzeugen persönlich befragten, haben wir uns mit allen Unterlagen vertraut gemacht, die 1945 von der polnischen Kommission und später vom Institut Yad Washem gesammelt worden waren. Die Berichte aus dem Jahre 1945 sind kürzer, doch eindrucksvoller, denn noch hatte die Zeit die Erinnerung an das Grauen nicht verwischt.

Die Zeugenaussagen, die das Institut Yad Washem gesammelt hat, sind im Allgemeinen vollständiger. Da das Institut über mehr Zeit verfügte, hat es manche Überlebende, die schon 1945 vor der Untersuchungskommission ausgesagt hatten, erneut um vollständigere Berichte gebeten. Auf diese Weise wurden vierzehn Zeugenaussagen ge-

sammelt, die ein sehr wertvolles Arbeitsmaterial darstellten. Alle diese Zeugnisse ergaben eine ausgezeichnete Grundlage; dennoch lag es uns daran, Überlebende, die ihr Zeugnis bereits schriftlich abgelegt hatten, persönlich zu befragen.

Das Zusammensein mit ihnen war oft ergreifend, und wenn wir ihnen nun für ihre Hilfe danken, so möchten wir sie gleichzeitig bitten, uns zu verzeihen, dass wir eines Abends zu ihnen kamen und in den Zauberkreis ihres neuen Lebens eindringen, um sie in das Inferno zurückzusetzen, dem sie verzweifelt zu entrinnen suchen. Aus demselben Grund haben wir, soweit sie uns darum baten, ihre Namen in diesem Buch geändert.

Mein Dank gebührt auch allen denen, die mir bei meinen Untersuchungen geholfen und mich angeleitet haben: Rachel Auerbach vom Institut Yad Washem, Leon Czertok und Olga Imbert vom Centre de Documentation juive, Paris; Sophie Mareni, Reine Silbert, Judith Rapoport, Diana Fisher, Dan Omer und Jean Menochsberg. Schliesslich gilt mein besonderer Dank Constantin Helnik, der es mir ermöglicht hat, dieses Buch zu schreiben.